LEO FROBENIUS

DAS UNBEKANNTE AFRIKA

AUFHELLUNG DER SCHICKSALE EINES ERDTEILS

C. H. BECKSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
OSKAR BECK MÜNCHEN MCMXXIII

HERRN

DR. h. c. ALBERT VÖGLER

IN DANKBARKEIT

ZUGEEIGNET

„DIE EWIGEN WEGE“

DER ungeheure Orkan, der im Jahre 1914 über die Träger der europäischen Kultur hereinbrach, hat neben vielen unendlich großen auch eine Unzahl kleiner Existenzen getötet oder ihre Vollkraft gebrochen oder sie nicht mehr zum vollen Aufblühen kommen lassen. Zu letzteren gehört das seinerzeit auf vier Bände angelegte Werk „Und Afrika sprach“, dessen erste drei Bände: „Auf den Trümmern des klassischen Atlantis“, „An der Schwelle des verehrungswürdigen Byzanz“ und „Unter den unsträflichen Äthiopen“ noch geborgen werden konnten, während ich den letzten, schon angekündigten Band „Die ewigen Wege“ schuldig blieb und nun notgedrungen — schuldig bleiben werde. Das Denken und Bedürfnis der Menschen von 1913 und das derer von 1922 ist schier um ein Jahrhundert verschieden. Die Formen von 1913 sind als Neuschöpfungen heute nicht mehr möglich. Die vor dem Weltkrieg erdachten „Ewigen Wege“ sind jetzt nicht mehr denkbar.

Für uns und mich wenigstens. Im Jahre 1914 verloren wir unsere Freiheit, und die Ausfahrt in unsere uns immer noch nicht wiedergegebenen Kolonien oder gar in fremde Teile Afrikas ist seit damals dem deutschen Forscher versagt. Die Folge war naturgemäß, daß wir uns mehr und mehr vom Gedanken an das „Feldwerk“ zur Vertiefung in „Heimarbeit“ zurückzogen und begannen, ohne die Beschaffung neuer Stoffe erst nur zu versuchen, in intensiver Weise das früher Eingeheimste zu durchleben. So trat denn an die Stelle einer das Afrika-Archiv vermehrenden Expeditionsleistung der DIAFE (Deutsche Inner-Afrikanische Forschungs-Expedition) eine das Afrika-Archiv vertiefende Arbeitsgemeinschaft in Gestalt des Forschungsinstitutes für Kulturmorphologie. So entstanden die Bände der Atlantisausgabe und vor allem der „Atlas Africanus“. „Die ewigen Wege“ aber werden ersetzt durch „Das unbekannte Afrika“. Derart finden eine alte Zeit und eine alte Arbeitsweise ihren Abschluß in einer neuen Denkweise, einem aus acht schlimmen Jahren entsprossenen neuen Weltempfinden, das uns alle packt.

Denn vorher, als wir uns noch frei bewegen konnten, da dachten und maßen wir von uns aus, aus unserm Heimatgefühl, an uns selbst die Welt, die Völker, die Kultur. Heute aber, wo wir eingeschlossen sind, ist es uns Bedürfnis, Möglichkeit und Notwendigkeit,

das Ganze zu fassen, „in Erdteilen zu denken". Unsere Seele verläßt den einengenden Körper, verwirft Maße und Sinn vorherrschender Körperlichkeit. Wir sehen nicht mehr die in verschiedenen Richtungen verfließenden ewigen Wege, wir empfinden nur noch die Einheit eines infolge zerstörender Einzelsicht im Grunde genommen doch noch von Rätselschleiern überdeckten Erdteiles.

Heute, wo ich dieses Werk seinem Abschluß nahegerückt sehe, erfüllen mich die Gefühle der Verehrung, der Dankbarkeit und eines stillen Erschauerns. Verehrung vor der abgeschlossenen Zeit, vor einem abgerollten Jahrhundert unendlicher Mühen, einem Jahrhundert der Opfer und Hingabe, des Sammeleifers und einer bis ins kleinste sich versenkenden, ohne Selbstaufgabe nicht zu denkenden Verstofflichung. Die Klein- und Feinarbeit des XIX. Jahrhunderts hat die Möglichkeit zu neuer Synthese gegeben.
Zum zweiten: Dankbarkeit! Ohne die freundliche Förderung, die meinem Werke im Laufe vieler Jahre erst Prof. Dr. Thilenius, der Leiter des Hamburger Museums, dann Prof. Dr. Weule, der Leiter des Leipziger und Prof. Dr. Ankermann, der Leiter des Berliner Museums, und zuletzt Kaiser Wilhelm II. und der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg gewährt haben, wäre es nicht gelungen, die Grundlagen des Institutes, denen dieses Buch sein Dasein verdankt, auf so breiter Basis zu schaffen. Mit stiller Wehmut gedenke ich jener Zeit, in der wir uns noch frei auf dieser Erde ergehen durften, und in der Hunderte von belgischen, englischen und französischen Beamten und Kaufleuten gern bereit waren, unserer Sache zu dienen und die Fragebogenbestände des Afrika-Archivs zu füllen, ohne welche die hier wiedergegebenen Kärtchen niemals die gewünschte Klarheit gewonnen hätten. Undankbar wäre ich auch, wenn ich nicht in Betracht ziehen würde, was alles an starken Kräften unserem Werke gerade in der Zeit der größten Not erwachsen ist.
Als es galt, das Werk umzustellen und an Stelle des Schöpfens aus dem Großen ins Kleine den Mikrokosmos in das Spiegelbild des Makrokosmus zu verwandeln, d. h. aus dem im Afrika-Archiv und im Institut für Kulturmorphologie aufgehäuften und durchgearbeiteten Arbeitsstoff heraus das dem äußeren Auge unsichtbar gewordene Leben eines Erdteiles dem inneren Schauen zu öffnen, da fand ich im Reich wie bei verschiedenen Bundesstaaten, in unserer Heimatgemeinde, der Stadt München, sowie in weiten Kreisen Weiterblickender so freundliche Förderung, daß wir bis heute noch

nicht nötig haben, am Bestand unseres Werkes zu zweifeln. Vor allem aber heißt es hier, der tapferen Mitkämpfer zu gedenken, die sich im Institut um unser Werk gesammelt haben. Ich wüßte in der ganzen Schar der Männer und Frauen, die ihre Tage und teilweise ihre Nächte arbeitsam in den Räumen des Archivs verbracht haben, nicht einen zu nennen, der nicht in irgendeiner Weise an der Vollendung dieses Werkes mitgewirkt hat. Ihnen allen Dank. Mit ihnen allen aber weiß ich mich eins, wenn ich drei Namen betonend hier in den Vordergrund stelle, den unseres Direktors, Dr. Kurt von Boeckmann, der stets jedermanns Sorge und Bekümmernis zu zerstreuen versteht, den unseres Kartographen, Oberstleutnant Ludwig Ritter von Wilm, der unser Lebenselement, die Karten, erstehen läßt und der auch hier seine Meisterschaft belegt hat, und den des Kunstmalers Hubert Hagler, der die Umzeichnungen zu diesem Werke schuf.
Derartig organisch aufwachsende Arbeitsgemeinschaft war fraglos dazu berufen, die Aufmerksamkeit weiterblickender Unternehmer zu erwecken. Aber es war mir eine große Freude, als vor nun fast einem Jahre Dr. Heinrich Beck, der Juniorchef unseres Verlages, mit dem Vorschlag, das Werk zu übernehmen, an uns herantrat. Herrn Dr. Heinrich Beck gebührt fraglos unser Dank und der Dank der Freunde, die dieses Werk sich erwerben werden. Seinem oft bis ins Kleinste sich versenkenden Schönheitsbedürfnis, der Hingabe Herrn Prof. Ehmckes, der über dem Werk als Kunstwart wachte, und der Gründlichkeit unseres liebenswürdigen Freundes Herrn Albers verdankt dies Buch Verfeinerung und Ausstattung.

Das heute meine Empfindungen vorherrschend bestimmende Gefühl ist das eines stillen Erschauerns. Im nächsten Jahr werden fünf Lustren verstrichen sein, seitdem ich in jugendlich unbändiger Weise die Lehre von der organischen Natur und Selbständigkeit der Kultur und die Forderung einer neuen Arbeitsweise aussprach. Damals empfing die Wissenschaft im speziellen und die Mitwelt im allgemeinen diese Gedanken mit Spott und schroffer Ablehnung. Der Überhebung des jungen Gelehrten setzte die Welt ihr Selbstbewußtsein gegenüber.
Heute nun tritt das gleiche Problem wie damals auf und findet in dem Ausdruck des Atlas Africanus Freunde und Förderer im Inlande und im Auslande. Der Kampf um ein Arbeits- und Anschauungsrecht im Sinne der Lehre ist abgeschlossen. Aus dem harten Ringen eines Vierteljahrhunderts ist uns die Arbeitszuweisung und damit eine große

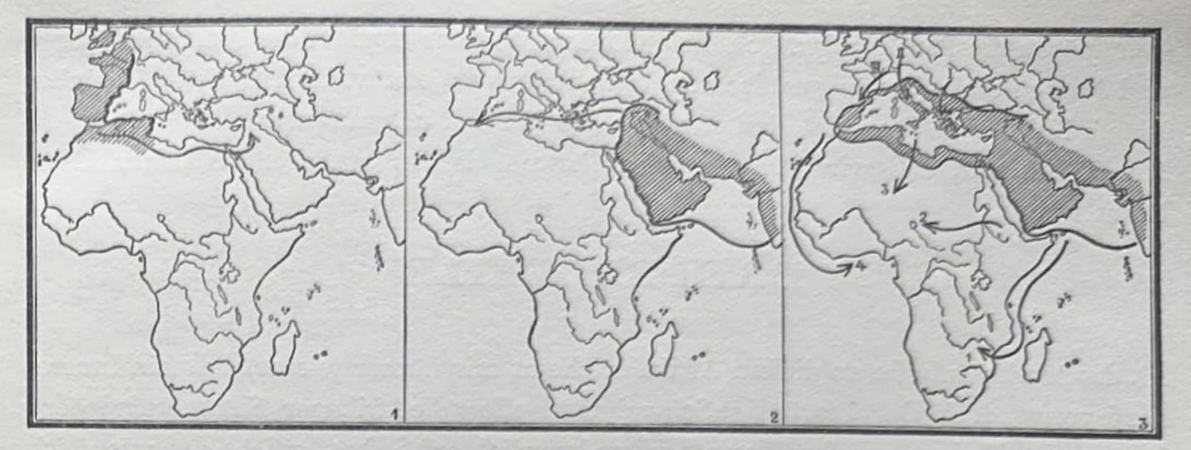
Verantwortung zugefallen. Die gleiche Frucht aber, die einſt jubelnde Jugendkraft wie im Spiele und ohne viel Überlegung übermütig vom Baume der Erkenntnis riß, trägt ein reifes Mannesalter ernſten Sinnes, — denn ſolcher iſt ſich ſeiner Verantwortung bewußt. Dieſe Verantwortung iſt es, die mich mit einem ſtillen Erſchauern erfüllt. Im Laufe der 24 Jahre hat ſich vieles, und was unſer Werk anbelangt, jedenfalls alles Entſcheidende gewaltig verändert. Damals herrſchten noch Philologie und Naturwiſſenſchaften. Kultur im allgemeinen und demnach die Kultur eines ſo „wilden" Erdteiles wie Afrika ganz beſonders, waren alles andere als volkstümlich. Heute ſpricht man auf der Straße, im Salon und auch vom Katheder faſt von nichts ſo viel als von Kultur. Heute ſtehen ideell wie materiell ein Buddha, eine afrikaniſche Menſchenfigur und eine Ozeaniſche Maske in höchſtem Kurs. Und leider, leider, wird von alledem mehr geſprochen und geſchwärmt als verſtanden. Unter ſolchen Umſtänden iſt die Verantwortung, die ich mit dieſem Werke übernehme, eine erhöhte. Denn dieſes verſucht, den oft allzuweichen Äſthetizismus nach mancher Richtung mit einem Knochengerüſt zu ſtützen.

Oder eine andere Seite. Jahrzehntelang hat die Wiſſenſchaft den großen J. J. Bachofen, den Entdecker des Mutterrechts, unbeachtet im Winkel gelaſſen. Heute iſt ſeine Lehre in vieler Mund und ſpielt eine große Rolle. Auch dieſe Seite der Anſchauung wird jetzt bedeutſam, und damit wurde es mir ſelbſtverſtändliche Pflicht hier darzulegen, was der afrikaniſche Erdteil gegenüber dem zu ſagen hat, was der Philologe und Rechtshiſtoriker Bachofen den Akten der alten Mittelmeerkulturen ablauſchte. Anderen Ortes werde ich zeigen, daß hier neues Licht entzündet werden kann, das bis in die Geſchehniſſe unſerer Tage aufhellend hineinleuchtet. Gerade aber hier muß ich eine Warnung ausſprechen: Schwer gegen den Sinn und das Weſen der Kultur hieße es ſündigen, wenn irgend jemand ohne gründliche Vorunterſuchungen etwa die Kultur der innerafiatiſchen Mongolen mit der der Hamiten paralleliſierte, — nur weil beide heute in der Mehrzahl Viehzüchter etc. ſind. „Ohne gründliche Vorunterſuchungen" — das muß hier betont werden. Im Verlauf der 24 Jahre iſt mir kein Apfel in den Schoß gefallen, deſſen Mutterpflanze ich nicht vom Samen an ſorgfältig gepflegt hätte. Es waren alles in allem ernſte Jahre. Und deshalb kann ich die Verantwortung tragen.

Das wäre es, was ich dem Leſer ſagen möchte, ehe er das Werk zu leſen beginnt. So — und nun, mein Buch, gehe den Weg, den Dir das Schickſal beſtimmt hat.

LEO FROBENIUS

AFRIKA ALS EINHEIT



DIE KULTURBEWEGUNGEN IM MITTELMEER

1. Der ältere West-Ost-Pendelschlag in der paläolithisch-neolithischen Periode — 2. Der jüngere Ost-West-Pendelschlag seit Beginn der Metallperiode — 3. Auswirkung der Kulturausspannung in dieser Zeit und zwar: 1. ophirische Kolonialkultur (süderythräischer Kulturkreis), 2. kuschitische Kultur (norderythräischer Kulturkreis), 3. garamantische Kultur (syrtischer Kulturkreis), 4. atlantische Kultur und atlantischer Kulturkreis. I—III der Ost-West-Pendelschlag in der nachfolgenden Kulturbefruchtung und -verschiebung in Europa; I dorisch-griechische, II umbrisch-italische und III iberische Kulturauswirkung

DER ERWACHENDE ERDTEIL

AFRIKA bäumt auf. Afrika fordert Anerkennung ſeines Daſeins.

Der träge, anſcheinend verblödete oder lang entſchlafene Rieſe jenſeits des Mittelmeeres iſt erwacht, richtet ſich auf, reckt ſich, bewegt die rieſigen Glieder.

Die gewaltigen Pranken nahen, ſie greifen zu uns herüber.

Nicht nur verkörpert in Menſchenzügen, die herangesogen oder herangerufen den Wendekreis in zwei Erdteilen überſchritten und den der weißen Raſſe heiligen Boden betraten. Seine Pranken greifen hinein auch in unſer Zeitgären, in das Drängen und Sehnen unſerer Zeit: in unſere Sehnſucht nach Fernem, in unſer Ausſtarren nach dem Naiven und Unberührten, in die Flucht aus dem Schweiß- und Maſchinengeruch unſeres zur ermüdenden Tagesarbeit degenerierten Tatendranges.

Durch Jahrtauſende war dieſes Afrika nur ein gleichgültiges Etwas, ein charakterlos Gleichgültiges, ein Symbol der Wildheit und Menſchenfreſſerei, — im beſten Falle ein Zufluchtsort Überflüſſiger oder ſich am kleinen Geſchäftlichen Genügender — ſtets aber ein „Fetiſch".

Und heute gibt es mit einem Male „afrikaniſche Weltprobleme" (Dr. Asmis). Der afrikaniſche Götze wurde zur viel bewunderten und nachgebildeten Plaſtik. Der Geiſt des afrikaniſchen Tanzes regt ſich bei uns, afrikaniſche Muſik erobert ſich Schätzung; die Großartigkeit und Tiefe afrikaniſcher Dichtkunſt beginnt uns mit Staunen zu erfüllen.

Wir ſpüren die Berührung durch dieſe Glieder. Wie wir ehedem die Flüſſe und Berge und Namen dieſes Erdteils entdeckten, ſo nehmen wir jetzt wahr, daß dieſer ſcheinbar lebloſe Koloß eine Seele hat, daß er eine Seele hat und uns nun erwacht.
Jetzt ſehen wir, daß wir Afrika entdeckt hatten, daß es uns aber bis dahin unbekannt war.

DREI ERDTEILE

Als das Merkwürdigſte an dieſem Afrika erſcheint mir immer wieder, daß ſein Inneres uns ſo verwandt iſt. Der ehrwürdige Schweinfurth pflegt die Afrikaner „Sommereuropäer" zu nennen. Und wer dieſes Weſen Afrikas innerlich erfaßt hat, erſieht den unendlich tiefen Sinn dieſes Wortes.
In dem durch Eklektizismus ausgezeichneten Kulturſtadium, in dem wir uns befinden, nimmt Afrika eine ganz eigenartige Stellung ein. „Man" ſchwärmt in den „Salons" für chineſiſche Philoſophie, für indiſche Weisheit, für afrikaniſche Plaſtik. Im erſten Augenblick ein ungeregeltes Durcheinander! Ein ſchärferes Hinſehen zeigt aber eine ausgeſprochene Unterſchiedlichkeit, einen Gegenſatz.
Schon ſeit Jahrhunderten — laſſen wir zunächſt das Altertum! — ſchätzen wir indiſche Stoffe, chineſiſche Porzellane, weſtaſiatiſche Edelſtein- und Metallarbeit, inneraſiatiſche Teppiche. (In all dieſer Zeit gab Afrika uns noch nichts.) Heute nun ſind wir durch die ſchöne Schale in das Innere vorgedrungen. Der Kraken Aſien ſaugt ſich mit ſeinen Tentakeln Magie, Religionslehre, Philoſophie und Dichtung im bürgerlichen Hauſe ein. Und da, wo Aſien Bücherſchränke und Vitrinen füllt, erobert es den Teil in unſerem Seelenleben, der durch Alltäglichkeiten überſättigt iſt und ſich nach Aufmunterung durch Ambra, Morphium und Opium ſehnt. Solches nämlich und nichts anderes bedeuten uns dieſe prunkenden Stoffe, dieſe köſtlichen Geräte, dieſe ſchwellenden Teppiche und ſchmeichelnden Farben, dieſe weichen Regungen des Taktes und dieſe buhleriſch ſinnverwirrenden Raumauswirkungen. Alles das war den weiblichen Franzoſen äquivalent von Grund auf, uns Deutſchen aber in jeder Zeit der Kraftentfaltung Ausdruck morgenländiſcher Lethargie.
Wie anders unſer Verhältnis zu dieſem Rieſen Afrika!
Unſere Jugend fordert Natur. Wiederentdeckung älteſter ſchlichter Naturverbindung, Rückkehr zur Natürlichkeit. Die Kunst ruft nach Vereinfachung. Und aus dieſem Sehnen heraus berührt der jetzt erſt uns erwachende Stil in dem entgegengeſetzten Triebe: im Drang nach eigener Urſprünglichkeit, die aus dieſem Weſen Afrika, aus dieſer ungeſchlachten Plumpheit, dieſem kindlichen Naturalismus heraus uns ſelbst, unſerer eigenen Kindheit verwandt erſcheint. Und in der Tat iſt beobachtet worden,

daß unſere Kinder bunte indiſche und chineſiſche Götterbilder beiſeite legten, wenn ihnen einfache afrikaniſche Holzfiguren greifbar wurden.
Der Rieſe Afrika berührt mit ſeinen plumpen Gliedern unſere Seelen an Stellen, die den Tentakeln des Kraken Aſien unzugänglich ſind.

EUROPA ALS BESCHAUER

Zeige mir die Stelle, von der aus du Umſchau hältſt, und ich will dir ſagen, was du ſehen wirſt!
Die Weltbetrachtung am Ende des vorigen Jahrhunderts — vom kulturmorphologiſchen Standpunkt aus endet eine große Periode mit dem Beginn des Weltkrieges (ſiehe weiter unten) — hatte den „Erdteil“ Europa in ſteigendem Maße aus den umgebenden Ländermaſſen herausgelöſt und als ſelbſtändigen, in ſich geſchloſſenen Bau, als Welthochburg aufſteigen laſſen.
Dieſe Weltbetrachtung von dieſer Warte forderte alſo ſelbſtverſtändlich: Wir als ausſtrahlender Mittelpunkt und alles andere als beleuchtete Umwelt. Zu allen Zeiten des Wachſeins waren die Völker und Nationen von ihrer Erſtberufung, von ihrem Höchſtwiſſen, von ihrer Gipfelhaftigkeit überzeugt. Dieſe Anſchauung hatte zur naturgemäßen Folge, daß die ſchulmäßig gelehrte Weltgeſchichte als weſentlich nur das berückſichtigte, was ſich auf europäiſchem Boden abſpielte, das, was die Kulturumbildung auf europäiſchem Boden entſcheidend beeinflußte und das, was zur Erklärung des auf europäiſchem Boden ſich Abſpielenden notwendig war. Die Wiſſenſchaft der Gelehrtenſtuben blickt natürlich weiter. Aber die Schule kannte nur Europa als Geſichtsfeld der Geſchichte. Die Umwelt der anderen Erdteile wurde auf den Boden der „Erdkunde“ geſchoben und hatte hier eine Bedeutung nur mit den Namen von Flüſſen und Orten, mit Einwohnerzahlen und mit den Tagesintereſſen.
Dieſe ſchulmäßige Weltbetrachtung ſtimmte natürlich mit den Grundkräften und den Wirkungsformen der europäiſchen Seele vollkommen überein. Wenn Europa auch nur über eine ſchriftlich beſtätigte Geſchichte von zweieinhalb Jahrtauſenden zurückblicken konnte, ſo hat es doch in dieſem Zeitraum eine Kulturform keimen, blühen und fruchttragen geſehen, die es durch eine unüberbrückbar erſcheinende Kluft von den anderen Erdteilen getrennt hatte.
Die Früchte, an denen wir ſie erkennen können, gipfeln in der ungeheuerlichen Kunſt der Analyſe und des Spezialiſtentumes (ſiehe Einführung in den Atlas Africanus, C. H. Beck 1921), wie ſie anderen Kulturen nie eigen war und deren Trägern auch nie verſtändlich geworden iſt.

Damit aber erfüllte Europa ſich ſelbſt. Denn nachdem einmal die wilde Blume Kultur in Europa zu hoher Zucht und Veredelung kam, mußte ſie in dieſem vertikal und horizontal meiſtgegliederten Erdteil eine Unzahl Varianten, Miſchungen und Begleiterſcheinungen hervorrufen, die in eine ungeahnte Höhe der Entwicklung der Perſönlichkeit und Individualität auslief, damit aber auch das Wertmaß für die Betrachtung anderer bot. Dieſem Wertmaß zufolge mußte Afrika als Weſen dem Europäismus langweilig, unintereſſant bleiben.

DAS BESCHAUTE AFRIKA

Denn Afrika iſt der geſchloſſenſte Erdteil. Afrika hat in der Horizontalen kaum einen brauchbaren Hafen (für einen großen Weltverkehr). Afrika wird nach ſeiner vertikalen Weſenheit immer wieder ohne Unrecht mit einem umgedrehten Präſentierbrett verglichen. Afrika iſt ſo einförmig geſtaltet, daß ſeine Ströme den Eindruck erwecken, als wüßten ſie nicht, wo ſie hinlaufen ſollten, und ſo rinnen ſie, nicht wie in anderen Erdteilen der näher gelegenen Küſte zu, ſondern irgendwo in das Inland hinein, in dem die meiſten in Trockenzeiten der Vorgeschichte einmal in einem Sumpfgelände ausdörrten. So kommt es, daß die vertikale Bildung nur in geringem Maße die breitenmäßige Klimabildung modifiziert, und daraus folgt, daß Afrika äußerlich genommen in ſeiner Kulturbildung ebenſo wie in ſeiner Tier- und Pflanzenwelt wenig zur Variantenbildung neigt. Damit aber iſt Afrika der natürliche Boden einer geſunden Syntheſe und einer ungeheuerlichen Fähigkeit zur Beharrung. Ich werde in dieſem Buche zeigen, welche Bedeutung für die Kulturgeſchichte gerade aus dieſem Grunde Afrika hatte, daß hier heute noch Kulturſymptome lebendig ſind, die in der übrigen Welt entweder längſt durch paſſierende Nachkommenſchaften erſtickt und überſchüttet wurden, oder aber im Mangel an Nahrung verdorrten. Dieſe Seite Afrikas mußte aber dem egozentriſchen Prinzip Europas gleichgültig bleiben, — bis dieſes Prinzip erſchüttert wurde.

BETRACHTUNGSWANDEL

Die europäiſche egozentriſche Weltbetrachtung hatte mit Beginn des Weltkrieges eine Spannung erfahren, der die Kataſtrophe ſchon rein äußerlich als Löſung entſprach. Die materialiſtiſchen und mechaniſtiſchen Ausdrucksformen hatten eine Kruſte gebildet, unter der die Muskulatur der Kulturſeele nicht mehr entwicklungsfähig, jedenfalls unentwickelbar für die Äußerung auf der Bewußtſeinsfläche und den Realitäten gegenüber wurde.

Als Europa im XV. Jahrhundert die Welt entdeckte, erſchütterte dies die europäiſche Kultur und rief ſpontane Bewußtſeinsäußerungen hervor. Als daſſelbe Europa im Beginn des XIX. Jahrhunderts den Weltverkehr und den Welthandel ins Leben rief und damit die im XV. Jahrhundert begonnene Kulturleiſtung vollendete, ſetzte eine analoge Erſcheinung mit dem Weltkrieg ein. Damit iſt dann aber auch eine derartig gewaltige Erſchütterung der egozentriſchen Weltbetrachtung eingetreten, daß ſich ihr nur vollkommen zukunftsloſe Völker verſchließen können.

Hier, wo es ſich um Afrika und ſeine Unbekanntſchaft handelt, iſt dies beſonders bezeichnend. Mit dem Weltkriege rückten die Afrikaner auf europäiſchen Boden, entdeckten alle Kolonialämter, daß am Objekt Afrika ſeine natürlichen Kulturträger die bedeutungsvollſten Faktoren ſeien, und wirkte ſich alles in allem das aus, was Europa, ohne ſich deſſen bewußt zu werden, ſeit Jahrhunderten ſelbſt berufen hatte.

Mit Erſtaunen erlebt die europäiſche Kultur, daß die Geiſter, die ſie rief, ſich einheimaten, die einen zur quantitativen Nutznießung und damit zur größten Gefahr der Eigenerhaltung; die anderen zur Weſenserſchließung und damit zur Erweiterung geiſtiger Weltbildung.

Da entdecken wir, daß wir einen für unweſentlich erachteten alten Bekannten haben, der uns in ſeinem reichen Innenleben, in ſeiner tiefen menſchlichen Syntheſe, ein Unbekannter geblieben iſt, — das entdecken wir, die wir mit der Weltkataſtrophe zum Ekel am alten Egozentrismus, zur Ergänzung der Analyſe, d. h. zur Syntheſe gedrängt werden, zur Syntheſe, die wir anſtreben mit aller unbewußten Kraft unſerer Kultur.

Da es nun gilt, das Weſen dieſes Afrika zu erſchließen, und wir dabei von der Anſicht ausgehen, daß die ganze Welt, die „Afrika" heißt, die Wohnfläche mit allem, woraus ſie gebildet iſt, mit ihren Lateritfeldern und Erzmaſſen, ihren Pflanzen und Tieren, ihren Menſchen und Völkern einen zuſammenfaſſenden Ausdruck finden muß im Paideuma, im Seeliſchen der Kultur — wenn wir von ſolcher Anſchauung ausgehen, ſo iſt es wohl altbewährter eigener Kulturbetrachtungsweiſe entſprechend das Natürliche, wenn wir von dem ausgehen, was wir von der geſchichtlichen Tiefe dieſes Kulturweſens wiſſen.

VORDEM UND HEUTE

Europa hat ſich ſehr früh auf ſeinen egozentriſchen Standpunkt zurückgezogen. Die älteſten Schriftſteller Europas waren ſich nicht ganz einig, ob Ägypten zu Afrika (Libyen) oder zu Aſien zu rechnen ſei. Ägypten blieb bis zur Neuzeit der Geſchichtsſchreibung ein Anhängſel Euraſiens, das übrige Afrika blieb der europäiſchen Wiſſenſchaft aber nur bedeutungsvoll als Südküſte des Mittelmeeres.

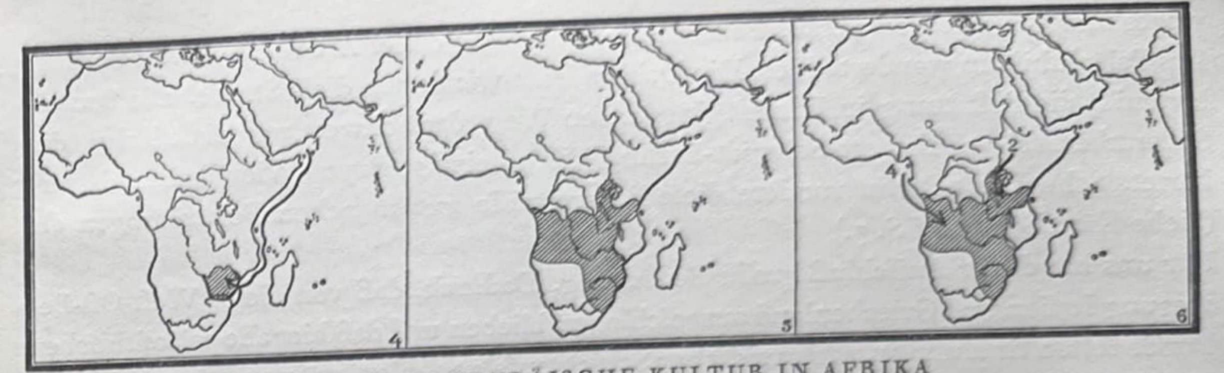
Damit aber hat Europa von vornherein eine ganz andere Stellung eingenommen, als das in der Kulturhegemonie ihm vorhergegangene Asien. Man kann sagen, daß die europäische Betrachtungsweise in diesem Punkte von den Brosamen lebt, die von dem reichen Mahle der Asiaten und Halbasiaten zur Erde fielen. Denn so wenig die klassischen Zeugen des Altertums von der Geschichte der Afrikaner zu erzählen wußten, ebensoviel wußten sie in der Fabelkunde und der Mythologie und vom „Hörensagen" zu berichten. Mag Homer zunächst beiseite stehen. Schon Herodot weiß selbst wenig, aber hört von Unternehmungen an der Ost- und der Westküste des Erdteils. Die Mythenbildung ist um so reicher. Man denke nur an die Perseussage, an Diodors Bericht von der Herkunft der Götter, an Platos Erzählung über die untergegangene Atlantis. Je weiter wir zurückschauen, desto reicher die Mythenbildung, je näher wir dem Kaiserreich Rom kommen, desto ärmer nicht nur die wirkliche Kenntnis, nein, überhaupt das Interesse. Mit Cäsar wendet sich der Blick endgültig nach Norden und als Balbus das Garamantenreich zerstört, war das so gleichgültig, daß aus jener bewegten und tiefen Kulturbeziehung nur noch afrikanische Steine, nicht aber römische Berichte auch nur Ahnungen Erweckendes verkünden.

Von dem Moment an, an dem Rom die letzten Kulturblüten Afrikas am Mittelmeergestade, nämlich Ägypten und Karthago, seinem Szepter und Wirtschaftsregime unterworfen hat, entwickelt sich Europas Egozentrismus unbeirrbar mit endgültiger Gesichtwendung nach Norden. Afrikas Dasein und Auswirkung entschlummert mit den Kirchenvätern. Und niemanden kümmert es. Als arabische Gelehrte vom X. Jahrhundert an auf alten Wegen das Innere des Erdteils wieder aufsuchten, bot auch das keine Möglichkeit einer Anregung zu ernster Bekanntschaft. Auch der Islam konnte nur kennen lernen, aber in seiner Wesensbegrenztheit nichts erfassen.

Ein tief einschneidender, zwei Jahrtausende umspannender Hiatus trennt die Beziehung Afrikas von der anderen äußeren Kulturwelt, die asiatisch-afrikanische von der afrikanisch-asiatischen Periode.

Blicken wir weiter zurück.

Der europäische Egozentrismus der Weltbetrachtung und Geschichtsschreibung wurde vorbereitet von der der dorischen Einwanderung folgenden griechischen Kulturentwicklung. Was vorher geschieht, ist Mythe, Sage. Troja ist Sage. Mykene ist Sage. Erst Schliemanns Spaten hat die Realität Trojas und Mykenes zu erhärten vermocht. Mit den Griechen wurden sogar die Pelasger zur Sage. Neueste Forschung erweckte sie erst wieder. Wie für vieles andere liegt die Konzentration auf das „Ich", die Schätzung der „Anders-als-ich-Artigen", begründet in der Ichnatur der Griechen, die uns heute noch auf diesem Gebiet ebenso beherrscht, wie auf anderen (Staatsphilosophie, Geldwesen, Baukunst, Logik etc.). Dieses aus dem Norden stammende und bis auf uns zurück-



DIE SÜDERYTHRÄISCHE KULTUR IN AFRIKA

4. Ruinen- und Einfallgebiet — 5. Größte geschlossene Auswirkung — 6. Berührung und Beziehung zur (2) norderythräischen und (4) atlantischen Kultur

reichende Griechentum prallte bei ſeiner Ankunft aber ſenkrecht auf eine damals von Oſt nach Weſt reichende Kulturachſe aſiatiſcher Hegemonie. In dieſem Anprall zerſtörte Griechenland als Sturmbock aufſchwellender europäiſcher Kulturwucht die letzten Reſte der damals ſchon im Mittelmeer abſterbenden und nur noch lebensſchwachen aſiatiſchen Kulturmacht und -ſtraßen und damit auch — die Wege nach Afrika.
Denn dieſe beſtanden oder hatten beſtanden, wenn ſie auch vor der Ausdehnung des Griechentums ſchon eingeſchrumpft waren. Um aber dieſe Beziehung zu verſtehen, gilt es noch weiter zurückzugreifen und die vorgeſchichtliche Bedeutung Afrikas und die Rolle, die es im großen Bau der Kulturgeſchichte geſpielt hat, zu verſtehen.

DIE ERSTE ERSCHLIESSUNG AFRIKAS DURCH ASIEN

Als die doriſch-griechiſche, ſehr primitive Kultur von Norden her nach Griechenland und damit in das Bereich der aſiatiſchen Kulturauswirkung vorſtieß, traf ſie als ſenkrecht mit Wucht herabſchießender Pfeil auf die morſch gewordene Wagrechte der mediterranen Kulturbewegung und hob damit deren verſiegende Pendelbewegung ganz auf. Wie ein Hammerſchlag auf einen Glasſtab wirkte dieser aus Litauen nach Griechenland erfolgende Stoß auf die zwiſchen Spanien und Weſtaſien pendelnde Kultur.
Wenn uralt heilige Dokumente die Wiege der Kultur nach Aſien verlegen, ſo iſt dies der Reſt der letzten Pendelbewegung und einer jüngeren Periode. Wir wiſſen demgegenüber ſeit etwa zehn Jahren, daß die älteſte Steinzeitkultur in Frankreich—Spanien—Kleinafrika nachgewieſen wurde, daß ſie in der Eiszeit hier blühte und von hier aus ſich auf dem Nordrand Afrikas (Italien und Griechenland blieben unberührt) nach Oſten be-

wegte und Westasien erreichte. Bedeutsame Symptome dieser Art reichen weit zurück. Das Paläolithikum wanderte hier. Die Dolmenleute wanderten diese Straße. Die Beutelkeramik, die Bestattung in Urnen ging diesen Weg, das Schwert zog diese Bahn, die Silberarbeit folgte. Hubert Schmidt-Berlin, Wilke-Leipzig, Bayer-Wien haben das erhärtet. Schuchardt-Berlin rundete diese Erkenntnisse mit manchen Feststellungen ab. (Siehe Kärtchen 1 auf S. 3.)

Für uns hat dieser Aufschluß große Bedeutung. Dadurch, daß von dieser West-Ost-Bewegung Italien und Griechenland ausgeschlossen blieben und daß hier alle paläolithischen Funde selten sind und in nachweislicher Schichtenfolge fehlen, während sie von Libyen bis Palästina außerordentlich häufig sind, tritt die kulturgeschichtliche Bedeutung Afrikas als bislang weit unterschätzt klar hervor.

Diesem paläolithisch-neolithischen West-Ost-Pendelschlag folgte eine kupfer-bronzezeitliche entgegengesetzte Ost-West-Bewegung. Die erstere scheint ausschließlich, wenn nicht weit vorzugsweise, den Landweg genommen zu haben, letztere durchschnitt auch die Wasserstraßen, ja dürfte diese sogar, wenn nicht entdeckt, so doch mit tiefer Begeisterung erobert und in Besitz genommen haben. Jedenfalls gewann diese zweite Mittelmeerperiode Boden in Südeuropa, vor allem in Griechenland, dann aber auch in Italien. So muß damals eine gewaltige Schwungkraft die Menschen belebt haben. Der Entdeckung der Seefahrt folgte eine jubelnde Ausspreizung über die Wasserstraßen und hob diese Kulturperiode zu einer dramatischen und tief erschütternden Höhe (vgl. Kärtchen 2 S. 3). In Afrika errichtete diese Kulturwelle ihre Hochburgen wieder auf dem kleinafrikanischen Boden und kehrte damit pendelnd zu der Tradition der Vorzeit zurück. Der Ursprung der Urgötter in Kleinafrika weist auf solches Festhalten der Tradition hin.

Im übrigen wurde die Geschichte Afrikas in den beiden Kulturperioden in sehr verschiedner Weise berührt. Die erste West-Ost-Bewegung ging vom kontinentalen westlichen Mittelmeerrande aus und stieß auf das kontinentale Westasien. Die zweite Kulturperiode ging von der westasiatischen Halbinsel aus, leitete über das ägäische Inselmeer an Italiens, Siziliens und Kleinafrikas Küste entlang direkt auf die Meerenge Gibraltar, auf das Tor des Atlantischen Ozeans zu, d. h. sie stieß nicht auf einen Landblock, sondern in ein weites offenes Meer.

Und sie, die durch die erste Entdeckung weiter Seefahrten Begeisterten, durch Insel- und Halbinselgebiete zur Schiffahrt Erzogenen, durch Seewind und Abenteuer Nervengefestigten, sie blickten durch dieses Tor hinaus auf den weiten Ozean, mit seinen nach Norden (Europa) und Süden (Afrika) weit sich hinziehenden Gestaden!

Da taucht ein Name auf, der einen tief erregenden Klang hat: Tartessos — das Tarschisch des Alten Testaments, das nach den Berichten des Avienus vor den Säulen des Herkules lag, ein alter Stapelplatz am Atlantischen Ozean. Funde auf den britannischen



DIE NORDERYTHRÄISCHE KULTUR IN AFRIKA

7. Ruinen- und Einfallgebiet — 8. Größte geschlossene Auswirkung in der Blüte der kuschitischen Kultur und (entsprechend den Pfeilweisungen) jungen Ausstrahlungen — Berührung und Beziehung zur (1) süderythräischen, (3) syrtischen und (4) atlantischen Kultur

Inſeln beweiſen, daß ein Weg von Kreta bis dort hinauf, d.h. in den Zinnreichtum, führte und — hier beginnt unſer Spezialintereſſe — Funde an der Weſtküſte Afrikas erhärten, daß eine andere Wegführung bis in das dortige Goldquelland leitete. Sicher iſt, daß das, was Seefahrer der Iberiſchen Halbinſel im Mittelalter „entdeckten", den Seefahrern jener zweiten mediterranen Kulturperiode ſchon längſt bekannt und geläufig war. („Atlantiſche Kultur", vgl. Kärtchen S. 3. Weiteres in Teil III.)
Und wie im Weſten, ſo war es auch im Oſten. Die Ausſtrahlungen kretiſch-zypriſcher Metallmünzung, die in Britannien Belege der alten Handelsbeziehungen nach Nordweſten ſind, finden ſich wieder im Südoſten Afrikas; heute noch kurſiert dort unten eine Geldform derart alter Abſtammung und belegt, daß in dieſen wiederum durch Metallſchätze ausgezeichneten Ländern eine Kolonie ſich entwickelt hatte, die — ſo wie die weſtafrikaniſche Tarteſſos, ſo dieſe oſtafrikaniſche Sabäa und Ophir, das Heimatland des Weihrauchs in Südarabien als Sprungbrett hatten. („Süderythräiſche Kultur", vgl. Kärtchen S. 9.)
Aber nicht nur dieſe auf weiten Seefahrten erreichten afrikaniſchen Kolonien wurden in den Bereich der weſtaſiatiſch-oſtmediterranen Handelsmacht und Kultur gezogen. Auch das näher gelegene Inland empfing reiche Befruchtung und ward erſchloſſen. Von den Syrten drang die Kultur der Garamanten vor bis zum Tſadſee und Niger. Roſcher hat ſolche Kenntnis ſchon 1857 für alte Zeit nachgewieſen, Dr. Struck in Dresden iſt in der Lage, dieſe Entdeckung zu bekräftigen. Die alten Bardengeſänge, die ich am Niger entdecken durfte, die gewaltigen Grabbauten und eine Unzahl heute uns lebendiger Kulturgüter, geboren aus jenen Zeiten, ſprechen Zeugnis.
Wie im Norden von den Syrten aus, ſo zog im Oſten vom Roten Meer, von den den großen Weihrauch- und Kulturländern Südarabiens gegenüber gelegenen Küſten, ſchon ſehr früh eine Kulturbewegung (nördlich Abeſſiniens Fuß faſſend) zum Nil, und weſtlich über den Tſadſee bis zum Niger vor. Iſt die ſyrtiſche Kultur mehr vom thra-

kiſch-phrygiſchen Typus, ſo iſt dieſe norderythräiſch-kuſchitische Kultur mehr dem ſabäiſch-akkadischen angehörig. („Norderythräische Kultur“, vgl. Kärtchen S. 11.)
Weit in den Raum Afrikas und tief in das Schickſal dieſes Weſens Afrika hinein griffen dieſe vier Vorſtöße der weſtaſiatiſch-oſtmediterranen Kulturperiode, die wir als die zweite mediterrane bezeichnen.

DIE AUSWIRKUNG ALTASIENS IN AFRIKA

Wenn ich die Hunderte von Verbreitungskarten, auf denen die Bewegung der Kulturelemente jener Zeit eingetragen ſind und die die äußeren Ausdrucksformen der Kulturgeſchichte des Afrika von damals bezeichnen, durchblättere, ſo fällt mir immer wieder dreierlei auf.
Zum erſten: Wenn wir heute mit Eiſenbahn, Telegraph, moderner Induſtrie und geregeltem Schulunterricht Afrika erobern und kultivieren, — wenn wir dann einmal ein oder zwei Generationen lang wieder verſchwänden, — würde nach solcher Pauſe noch Weſentliches von unſerem Kulturzutrag lebendig bleiben? Ich zweifle, daß mehr oder weniger als ein „Hoſennigger“ unſeren Erfolg darſtellte. Und demgegenüber: Aus jenen alten Zeiten ſtehen uns heute noch voll und klar erhaltene Staats- und Religionsſyſteme, Handwerksformen und Kunſtgewerbeübung als lebendige, bodenſtändig gewordene, ſtilgemäß mit dem Boden verwachſene Errungenſchaften gegenüber. Das Phrygisch-Thrakische iſt ebenſo afrikaniſch geworden wie das Kuſchitiſch-Ophiriſche. Stark und breit, mit Heimatgefühl begabt und doch in der Form dem Altertum zugehörig leben dieſe Kulturen der Vorzeit noch heute. Wie innerlich nahe müſſen die Kulturen und damit die Menſchen jener Zeit über Sprachen und Weſensſchranken hinweg einander geſtanden haben, daß ſie ſo reichlich ſich entnehmen und geben konnten! Und wie furchtbar hart klafft demgegenüber der Unterſchied, der die Kultur und das Weſen der Neger von heute von Europa und ſeiner Ziviliſation trennt.
Zum zweiten: Sehr wohl können wir wahrnehmen, daß die vier Kulturſtröme, die ſoeben geſchildert wurden, im Inneren Afrikas einander im Verlaufe der Weiterſickerung berührten. Das aber heißt, daß es ſtarke Kulturſtröme geweſen ſein müſſen, die einen Erdteil gewaltig erregten und auf breiter Bahn aufrüttelten. Aufgang und Niedergang müſſen ſich abgelöſt haben. In Europa wandelte ſich die Kultur ſeitdem vom Palaſt zu Knoſſos bis zum Zuſammenbruch des Friedenspalais im Haag!!! In Afrika aber leben und wirken dieſe Kulturen noch heute weiter, ſo leicht erkennbar, ſo gleich der Ahnherrenſchaft auch in Geſicht und Gebärde, daß wir in den Ausgangsländern der Kulturen längſt Verſtorbenes und Zerſtörtes aus dem heute in der afrikaniſchen Nachkommen-

ſchaft noch Erhaltenen leicht ergänzen können! Welches gewaltige Beharrungsvermögen! Welche Fähigkeit, die ſtil- und bodenmäßige Geſtaltung zu bewahren!! Wahrlich: Wenn alle Erdteile ihr Geſicht wandeln und ihre Seele ſchillernd verſtecken und verhüllen, dieſes Afrika wird mit ſeiner erſchütternden Fähigkeit zur Erhaltung und zur Selbſtausformung demgegenüber in monumentaler Ruhe der „Stilvolle“ vor allen ſein.

Endlich zum dritten die Frage: wo wir doch dieſe ganze gewaltige Entdeckung und Durchdringung Afrikas als ein Werk der Vergangenheit nachweiſen und überſehen können — wie iſt es möglich, daß wir hiſtoriſch im Altertum ſo wenig wie nichts davon hören? Hierauf nun können wir heute ſchon mit ziemlicher Klarheit antworten.

Das Große und Ganze vom Wiſſen über die Vorgänge des Altertums verdanken wir den Griechen und zwar zumeiſt auf dem Wege der Übertragung auf die Römer. Die letzten unter den Seefahrern der zweiten Periode der Mittelmeerkultur waren die Phöniker. Dieſe aber waren ſchon im wirtſchaftlichen Denkſtadium der Kultur angekommen. Es waren die ziviliſierten Epigonen der ägäiſchen Kultur und als ſolche intellektuell und berechnend, paideumatiſch alſo auf der ökonomiſchen Stufe angelangt — d. h. eben, die Kultur der Oſt-Weſt-Pendelbewegung war glasdürr bis zum Gleichklangſprung. Als ausgezeichnete Handelsleute, als Nachkommen der Entdecker des Goldes und der Goldmünze hatten ſie das „Geſchäftsgeheimnis“ und den Begriff der „Konkurrenz“ entdeckt. — Die eigentlichen Griechen dagegen waren von ihren Dämonen beſeelt. Ihr jugendfriſcher Apoll lachte dem altgriesgrämigen Poſeidon, dem düſteren Weſen der Mediterranen, ins Geſicht. Der Mediterrane der zweiten Periode der Mittelmeerkultur ging mit ſeinem Geſchäftsgeheimnis zugrunde, ehe noch der Grieche der dritten Periode von ſeiner mythologiſchen Höhe herabgeſtiegen und das Verlachen der Materialiſten abgelegt hatte. Das Intereſſe der Römer wandte ſich nach Norden. Die aſiatiſche Welt und mit ihr die erſte Entdeckung und Erſchließung Afrikas ging ſang- und klanglos verloren. Nur noch in Fabeln und Mythen lebte die Erinnerung an eine rieſenhafte Kulturſtrömung zum Süden, die nunmehr durch eine nach Norden gerichtete abgelöſt wurde, weiter.

ZWEITE ERSCHLIESSUNG AFRIKAS DURCH EUROPA

Als Afrika das erſte Mal von Aſiaten und Halbaſiaten entdeckt und erſchloſſen wurde, empfing es damit eine gewaltige Fülle von Anregungen und neuen Kulturgütern. Breite Kulturſtröme ergoſſen ſich in das Inland, ſchwollen an und mündeten gemeinſam in Kulturbecken, die ſich weit ausdehnten und dem Alteingeſeſſenen fruchtbar wurden.

Eine eigene Welt entwickelte ſich. Und da alsbald, nämlich mit dem Eintritt der nordiſchen Primitiven in das Mittelmeerbecken, die alten Beziehungsadern zwiſchen Aſiaten und Weſtaſiaten zerſtört wurden, ſo blieb das bereicherte Afrika mit ſeinem noch ſo jungen Lebensgehalt ſich ſelbſt und der Fähigkeit, ihn auszutragen, ihn durch Arbeit zum Eigenbeſitz zu machen und ihn dann zu erhalten, überlaſſen.

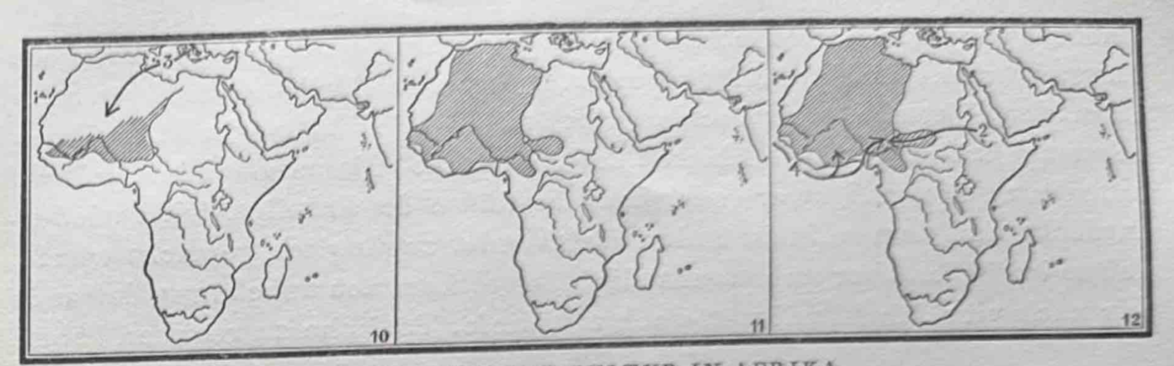
Oben ſagte ich ſchon, wie tief es berühren müſſe, dieſe Aufgabe in ganz großem Sinne erfüllt zu ſehen, denn man bedenke, was es heißt, daß ſchon Herodot es bezweifelte, daß an der Oſtküſte Afrikas einmal eine Schiffahrt getrieben wurde, daß ſchon die Römer an der einſtigen Exiſtenz von Tarteſſos zweifelten, daß Ptolemäus ſeine Wege an der Oſtküſte nach den Logbüchern Mitlebender, ſeine Inlandswege aber nur nach alten Aufzeichnungen der alexandriniſchen Bibliothek einzutragen vermochte.

Afrika wurde ſich vollkommen ſelbſt überlaſſen. Nur die Länder am Mittelmeer blieben noch im Weltverkehr und wurden ſomit zur Heimat einer neuen, kleinen, epigonenhaften Landkultur, die im Islam gipfelte. Islamiſche Araber waren auch die erſten, die auf dem Landweg der syrtiſchen Wanderbahn in das Inland eindrangen, aber durchaus nicht imſtande waren, Europa aus ſeiner egozentriſchen, auf die gemäßigte Zone eingeſchränkten Betrachtung herauszureißen und für Afrika wirklich ein neues Intereſſe zu erwecken.

Die Wiederentdeckung Afrikas war durch eine natürlich ſich abwickelnde Schwerpunktverſchiebung bedingt. Ich darf zurückverweiſen auf das, was ich über die Pendelbewegung der Kultureinflüſſe auf S. 9 ff. geſagt und außerdem an der Spitze dieſer Zeilen durch Kärtchen 1—3 gezeigt habe. Die zweite unter den für heute nachweisbaren Kulturperioden der Mittelmeerkultur war charakteriſiert durch Oſt-Weſt-Bewegung. Sie wurde geſtärkt durch das Auftreten der Mitteleuropäer am Mittelmeergeſtade.

Dieſe Vorſtöße zeigen untereinander einen phänomenal klaren Zuſammenhang und einen in ſeinen Auswirkungen erſtaunlich ſicheren Rhythmus. Nämlich der Vorſtoß I der Hellenen zerſtört die Einheit aſiatiſcher und halbaſiatiſcher Kulturvorherrſchaft. Der Vorſtoß II der Umbrer führt zur Gründung des römiſchen Reiches, deſſen Kultur auch als Staatsform das Kulturbecken „Mittelmeer" ausfüllt, und der Vorſtoß III der Germanen wirft das Schwergewicht wieder auf das Landgebiet, auf dem einſt Tarteſſos lag (vgl. Kärtchen 3 S. 3); er führte zur Entdeckung Amerikas.

Der Rhythmus der Reihenfolge iſt prägnant. Der Zuſammenhang der Dinge iſt aber nicht nur dadurch gegeben, daß ihre Abwicklung ſich genau im Sinne des noch immer wirkenden Oſt-Weſt-Pendelſchlages abſpielt, ſondern daß ſich auch jetzt wieder die Erſchließung des Atlantiſchen Ozeans mit der Verſchiebung nach Weſten einſtellt. Denn die Erfüllung dieſer Verſchiebung von Griechenland über Rom bis nach der Iberiſchen Halbinſel bedingt mit Notwendigkeit die Wiederentdeckung



DIE SYRTISCHE KULTUR IN AFRIKA

10. Ruinen- und Einfallgebiet — 11. Größte geschlossene Auswirkung — 12. Berührung und Beziehung zur (2) norderythräischen und (4) atlantischen Kultur

Afrikas. Ebenso wie die Tarteſſier in jener frühen Periode einſt die erſten Entdecker Weſtafrikas und die Gründer der erſten atlantiſchen, der uphaſiſchen Kultur in Afrika geweſen waren, ebenſo mußten es jetzt die Portugieſen in dieſem Stadium des kulturellen Pendelſchlages sein.

Aber die kulturellen Niveaudifferenzen, die paideumatiſchen Stufenzugehörigkeiten und der Charakter der Kulturträger der zweiten Entdeckung waren recht unterſchiedlich gegenüber dem entſprechenden der erſten. Es iſt kein Zweifel, daß die kulturelle Differenzierung der Menſchheit in dem Zeitraum zwiſchen den beiden Erſchließungen Afrikas ſich gewaltig geändert hat. Die Menſchen der Kupfer- und Bronzekulturperiode ſtanden einander noch näher, als die des XV. nachchriſtlichen Jahrhunderts. Aſiaten und Neger verſtanden ſich aber nicht nur aus dieſem Grunde beſſer, als Europäer und Neger. Das, was die Aſiaten ſtets den Negern nahebringen wird, iſt eine gewiſſe Primitivität, die die Aſiaten nie verloren haben. Die Neigung zu primitivem Fatalismus wird Neger und Aſiaten immer verbinden.

Das andere, was dieſe Unterſchiedlichkeit zwiſchen Europäer und Neger demgegenüber vertiefte, iſt die Entwicklung der europäiſchen Kultur in den Rationalismus, in den Egozentrismus, in die bewußte Kauſalität. Die Bahn des unbeirrbaren Zweckbewußtſeins, der unbeugſame Wille zur Selbſtſchickſalsbeſtimmung, die Neigung zur in Dreſſur ausmündenden Disziplin, Härte, Schärfe und Kantigkeit der Formen, das ſind Züge, die die europäiſche Kultur von den Griechen an in immer mehr betonter Klarheit charakteriſierten und — ſchon von der erſten Berührung an — zwiſchen den wiederentdeckten Negervölkern und Europäern eine zunächſt klaffende, auf Gegenſeitigkeit beruhende Verſtändnisloſigkeit zur Folge hatten.

Mit genau der gleichen zielbewußten Energie, mit der die erſten Entdeckerfahrten nach Afrika und Amerika durchgeführt wurden, mit der die Konquiſtadoren die amerikaniſchen Hochkulturen in verblüffend kurzer Zeit zerſtörten, mit der das Tempo der

Unternehmungen im Gegenſatz zum Altertum beſchleunigt wurde, — mit der gleichen Energie wurde das Problem Afrika angepackt: Abbau des Goldgehaltes der Negerländer, Export des „Sklavenmaterials“ nach Amerika und (zur Erleichterung der letzten Unternehmung) Erklärung der Unfähigkeit der „Negerraſſe“ gingen Hand in Hand und hatten zur Folge, daß zwar (wenigſtens die Küſten des Erdteils) Afrika wiederentdeckt und dem aufkeimenden Welthandel zugänglich gemacht wurde, daß es im Weſen aber unbekannt blieb, ſo vollkommen unbekannt, daß auch wir nach vier Jahrhunderten noch mit dieſer Tatſache zu rechnen haben.

DIE DURCHDRINGUNG AFRIKAS DURCH JUNGEUROPA

Es kann kein Zweifel darüber beſtehen, daß Afrika ſelbſt zwiſchen ſeinem Verfall in Vereinſamung nach der erſten Entdeckung durch die Aſiaten und ſeiner Wiederentdeckung durch die Europäer allerhand große Umwälzungen kultureller Natur erlebt hat, und daß die Portugieſen z. B. die Oberguineaküſte ſchon in einem Stadium mindeſtens ſtaatlichen Zuſammenbruches antrafen. Immerhin berichten ſelbſt dieſe Portugieſen allerhand über Tracht und Luxus, über Ordnung in Beſiedlung und Kunſt im Anbau (Weida!), über Prunk und Pracht an den Höfen (Stoffe wie Samt und Seide in Kongo), über Elfenbeinſchnitzereien etc., was uns mit den anderen Belegen zuſammen beweiſt: daß das XV. Jahrhundert die Kulturzuſtände in den Küſtenländern nicht anders kennen lernte, als wir ſie im XX. dann in dem auch endlich zugänglich gewordenen Inlande fanden.
Fernerhin iſt nicht zu bezweifeln, daß die großen Religionsſyſteme, ſo das gewaltige templare der Joruba, damals ebenſo wie heute, ja in noch ſchönerer Blüte als heute ſtanden. Der erſte Europäer ſprach aber nur vom Fetiſchdienſt und, ſoweit es ſich um Kultſymbole handelte, von „Fetiſchen“. Es war dem europäiſchen Hochmut nicht möglich, die Neger anders anzuſehen denn als Nutzungsobjekte. Und in dieſer Vorſtellung trat auch mit der Abſchaffung der Sklaverei kein anderer Umſtand ein, als daß die Peitſche durch Geſetzestafel und Syſtem erſetzt wurde.
Zum dritten endlich iſt es unzweifelhaft, daß viel tüchtige und warmherzige Menſchen mit dem größten Opfermut darum kämpften, die Neger uns nicht nur mit ihren Sprachen, Namen und Wohnorten kennen zu lehren, ſondern ſie uns auch bekannt zu machen. Und ſicherlich haben dieſe prachtvollen Menſchen wie Ohrwalder und Livingſtone, Pogge und Junker die Menſchen an ſich perſönlich gut gekannt, ohne daß es ihnen indeſſen gelungen wäre, die die Menſchen leitende Kultur, das Größere und



DIE ATLANTISCHE KULTUR IN AFRIKA

13. Ruinen- und Einfallgebiet — 14. Größte Auswirkung — 15. Berührung und Beziehung zur (3) syrtischen, (2) norderythräischen und (1) süderythräischen Kultur

Tiefere alſo, in ſeinem Weſen zu erfaſſen. Wie viel näher rückte der Wanderer des Altertums dem Fremden, von dem er wußte, daß er den und den Göttern, die er ſelbſt, wenn auch unter anderen Namen hatte, diente, als wenn ein moderner Ethnograph dem Leſer in einem umfangreichen Werke Beſchreibungen liefert! Die Alten lebten damit in Vorſtellung, Erfahrung und Beziehung, wir aber ſind angewieſen auf Begriffe.

Und das iſt für das vorige Jahrhundert das Selbſtverſtändliche und Notwendige geweſen. Nachdem einmal die Wege der Analyſe, der Begriffsbeſtimmung und des Spezialiſtentums beſchritten und fürs erſte die Metaphyſik eliminiert war, mußte dieſer Weg ſtreng beibehalten werden. Dieſer Weg aber war ebenſo notwendig wie gut, denn er führte zur Möglichkeit der Zielgewinnung. Auf ihm wurde nämlich von hunderten von opferwilligen Männern das Material herangetragen, das die Syntheſe des XXI. Jahrhunderts und zwar auf dieſem Gebiete die entſcheidende deutſche Syntheſe ermöglicht.

Zwei Wege nämlich gibt es, die vom erſten Kennenlernen zur wirklichen Bekanntſchaft, d. h. vom äußerlichen Wahrnehmen zum wirklichen inneren Erfaſſen leiten. Der erſte iſt der des — hier dürfen wir uns dieſer Ausdrücke bedienen — inſtinktiven Erlebniſſes, das keinerlei Vorbereitung bedarf, ja, durch eine Vorbereitung ſogar gehemmt, wenn nicht überhaupt in ſeiner Zielſicherheit bedroht wird. Die Fähigkeit des Durchſchauens auf den erſten Blick iſt eine natürliche Anlage für alle unbeirrten weiblichen Weſen, demnach auch Völker. Fernerhin iſt ſie den Trägern jünglingshafter Kulturen angeboren, und war ſomit den Aſiaten und Halbaſiaten des Altertums doppelt natürlich. Der zweite Weg ſtellt die experimentelle, durch Analyſe zur Syntheſe führende reflektive Schulung dar. Die Anlage zu ſolcher Bahnbeſchreitung iſt eine männliche und die der Älteren, ſoweit die Träger nicht den Erfahrungen als Zwecken verfallen ſind, ſondern ſie als Mittel zu verwenden vermögen. Dieſe Bahn iſt wie in allem anderen ſo auch auf dieſem Gebiete eine z. B. der deutſchen Entelechie naturgemäße.

Die erſte Bekanntſchaft mit der Seele Afrikas ward auf dem erſten der beiden Wege gewonnen, und die naturgemäße Folge war, daß Afrika ſich dem neuen Einfluß ſelbſtverſtändlich und mit offenen Armen hingab. Das wieder hatte zur Folge, daß wir heute die Afrikaner nicht mehr in einem ungeſtörten, d. h. rein aus ſich heraus entwickelten Kulturzuſtand antreffen, ſondern als durch aſiatiſche Kulturen innerlich Bereicherte. Alſo — ich wiederhole — iſt zu beachten, daß wir aus dieſen Gründen heraus heute das durch die aſiatiſchen und halbaſiatiſchen Kulturen bereicherte Afrika vor uns haben.
Wir ſchwerfälligen Kinder Mitteleuropas an der Kulturwende des XX./XXI. Jahrhunderts ſind gezwungen, die zweite Bahn zu beſchreiten. Auf dieſer muß Tatſachenkenntnis dem Erſchauen und Beſchauen vorausgehen, jede falſche Vorausſetzung bedeutet eine Hemmung und muß, wenn das Weſen der Dinge berührend, jede Syntheſe im Keime erſticken. Nun wurden im Laufe des vorigen Jahrhunderts zwar Unſummen von Einzelerkenntniſſen gewonnen, die irrtümlichen Voraussetzungen aber nicht hinweggeräumt, bezw. ſogar beſtärkt. Erſt nachdem alle theoretiſchen Verſuche und kritikloſe Über- und Unterſchätzungen durch die Tatſachenmateriale exakter Karten aus dem Wege geräumt waren, — nachdem dieſe Karten die großartigen Bilder der Kulturbeziehungen des Altertums an das Tageslicht gebracht hatten, erſt heute beginnt das Weſen Afrikas uns ſo vertraut zu werden, daß es uns nicht mehr unbekannt iſt.
In möglichſter Kürze ſoll nun noch geſagt werden, welche Bilder dieſe Bekanntſchaft bietet und von welchen Geſichtspunkten aus ſie in dieſem Buche vorgeführt werden.

DIE GESCHICHTLICHEN UND DIE NATÜRLICHEN GRUNDLAGEN DER AFRIKANISCHEN KULTUR

Der alte Herodot hat im 197. Abſchnitt des IV. Buches ſeines herrlichen Quellenwerkes über die Bevölkerung Afrikas zu ſeinen Zeiten geſagt: „Auch weiß ich noch ſo viel über dieſes Land zu ſagen, daß es von vier Völkern beſiedelt iſt und weiter von keinem, ſoviel wir wiſſen. Von dieſen Völkern ſind zwei eingeboren, zwei aber nicht. Die Libyer nämlich und die Äthiopen ſind eingeboren, jene im Norden, dieſe im Süden Libyens wohnhaft; die Phönikier aber und Hellenen ſind Ankömmlinge.“
Wenn wir in Rückſicht ziehen, daß Herodot ſchon lange nach der halbaſiatiſchen Höhe der Mittelmeerkultur lebte, daß dieſen Griechen aber gerade die Phöniker alles Weitergehende mit Sorgfalt vorenthielten, ſo iſt ſein Bericht nicht ſo uneben. Denn in der Tat iſt ſeiner Tiefe nach Afrika urſprünglich von zwei Kulturformen beſeelt ge-

weſen, von der nördlichen (am Mittelmeer) der der Hamiten oder Libyer und der ſüdlichen der der Äthiopen. Die hamitiſche Kultur erſtreckt ſich von den Kanariſchen Inſeln bis zum Indiſchen Ozean und hat ihre Ausläufer im Oſten von der Gegend Abeſſiniens weit bis an die Südſpitze geſandt (Atlas Africanus, Heft I, Tafel 5). Im Süden wohnten die Äthiopier. Die Grenze dieſer beiden Kulturen iſt beſtimmten Schwankungen unterworfen. Abwechſelnd dringt die hamitiſche Kultur von Norden nach Süden vor, verſchiebt damit die Nordgrenze der Negerländer nach Süden und weicht dann wieder nach Norden vor den andringenden äthiopiſchen Maſſen zurück. Im erſteren Fall ſcheinen die hamitiſchen Elemente in Oſtafrika ſich weit nach Süden zu ziehen, im letzteren die äthiopiſchen im Weſten Afrikas in dieſem Erdteil Fuß und Ausdehnung zu gewinnen.

In dieſen natürlichen Zuſtand ſind nun die vier Bahnen hiſtoriſcher Kulturen eingeſchnitten, deren Anſatz ich auf Karte 3 S. 3 unter 1—4 charakteriſiert habe. Dieſe Ereigniſſe laſſen ſich aber je nach dem Boden, den ſie überziehen, in ganz verſchiedener Geſtaltung erkennen, und hierfür maßgebend iſt die natürliche Bildung des Erdteiles, von der ich in meinen nachfolgenden Ausführungen ausgehen werde.

Um den Golf von Guinea herum, heute mit größter Ausdehnung im Kongobecken, ein Kern von Urwald: die afrikaniſche Hyläa; — daran anſchließend von Senegambien bis zum Nil, vom Nil bis zum Sambeſi und Kunene ein Steppengürtel, die Zega; — im Norden und Süden je ein Wüſtenmeer, von beiden die kulturgeſchichtlich wie ihrem Umfang nach bedeutſamere die Sahara — das iſt die einfache natürliche Gliederung, von der wir in der Folge ausgehen.

Noch einmal alſo möchte ich auf die Gedanken zurückkommen, von denen die Beobachtung ausging. Nachdem die Wege, auf denen die Bekanntſchaft, das Wiſſen, das Erlebnis gewonnen werden können, gewieſen worden ſind, iſt es ein Leichtes, die Verbindung vom Ausgang zum Ziel in wenigen Sätzen zum Ausdruck zu bringen.

Die tiefe Erſchütterung, die allein nur die mechaniſtiſche Ausbildung der Weltwirtſchaft zu einem idealitätsmäßigen Erlebnis (vgl. Paideuma S. 62/3) machen konnte, die Kataſtrophen der letzten Jahre führten uns im Rahmen der Welterkenntniſſe „Afrika“ als Lebendiges vor, das ſeinerſeits nun in natürlicher Weiterentwicklung unſere eigene Kultur zu beeinfluſſen beginnt. Die „unſträflichen Äthiopen“ treten, nachdem ſie für ein paar Jahrtauſende hindurch dem leitenden Kulturkreis entſchwunden waren, wieder in den Vordergrund der Weltbühne. Sie nähern ſich uns im Geiſtigen da, wo wir ſelbſt am geſundeſten und ſtärkſten ſind: im Naiven — und zwar im Gegenſatz zu dem überfeinerten Aſien.

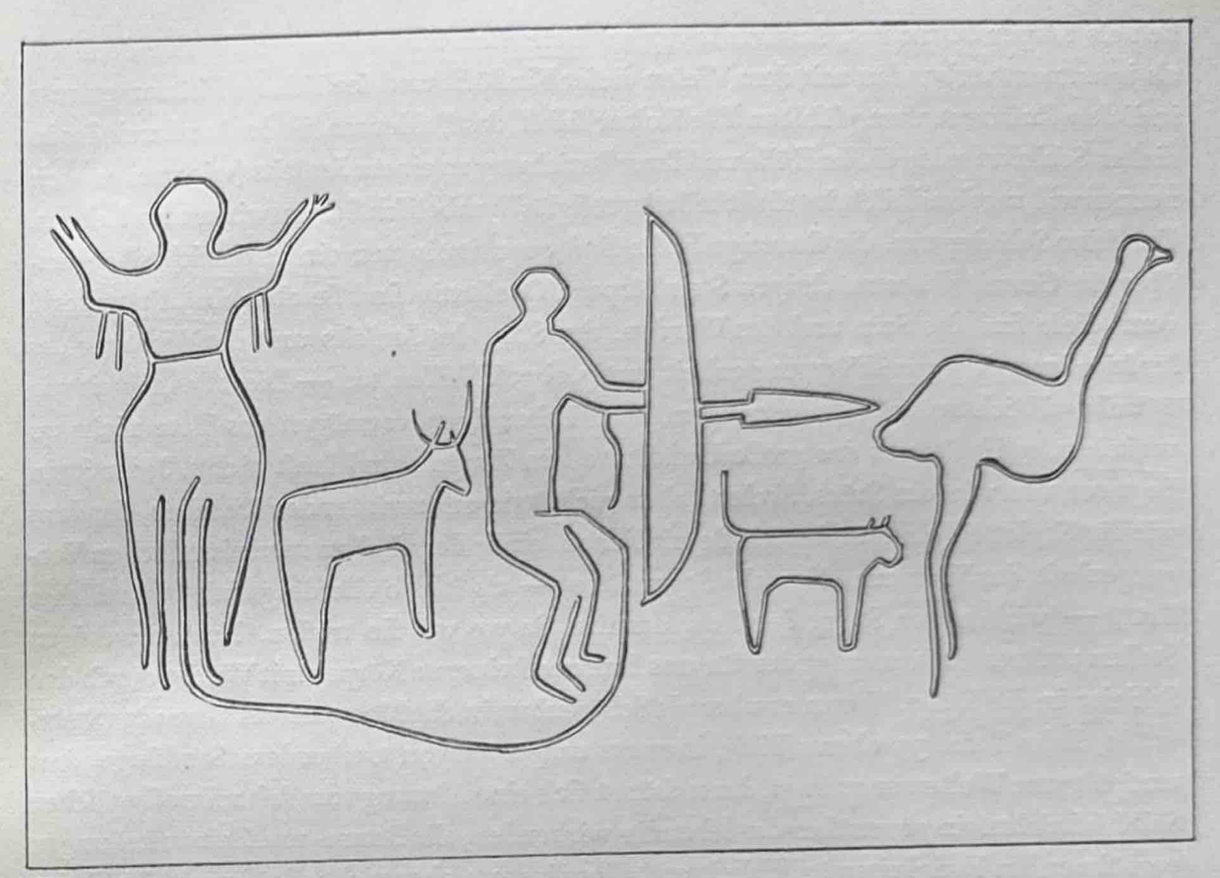
Wir aber ſind nicht mehr die Menſchen inſtinktiven blitzartigen Durchdringens. Wir ſind die Menſchen, die auf dem Wege der Reflexion, der Analyſe, der Experimente zu einem Wiſſen, zur Syntheſe und Bekanntſchaft kommen können. Möglichkeiten hierzu hat uns, was wir nicht dankbar genug anerkennen können, das vorige Jahrhundert an die Hand gegeben. Wir wenden dieſe Werkzeuge an — und uns tritt eine Welt unendlichen Reichtums, monumentaler Schlichtheit und Stilreinheit, daneben aber unermeßliche Schätze wohlerhaltenen Kulturgutes des Altertums, unendlich ſorgſam geborgen in afrikaniſcher Umhüllung, entgegen.

Wir glückliche Menſchen unſerer Zeit, denen ſich eine ſo herrliche Welt neu und in ungetrübter Jungfräulichkeit enthüllt!

Afrika erwacht.

In dem Augenblick aber, in dem wir, ſeine Bedeutung zu erfaſſen, reif geworden ſind, fühlen wir den Griff ſeiner mächtigen Hand.

SAHARA



FELSZEICHNUNG VON TIUT IN ALGERIEN
Gezeichnet von Dr. Germann (1914)

STEIN, NATUR, KULTUR

REIN quantitativ genommen umgibt den Körper unſeres Geſtirns ein nur feiner Schleier von Waſſer, Erde, Pflanzen und Tieren, die ihrerſeits umſpült ſind von einer flaumigen Hülle, der Luft. Der Körper ſelbſt iſt hart, eiſern, ſteinern. Qualitativ dagegen bedeutet dieſer Schleier und dieſe Hülle das Leben, die Beziehung zum lebendigen Weltſein, die zarten Objekte wahrnehmbarer Einwirkung aus einer „Höheren Welt". Denn dem Erdkörper ſtehen „wir" in einer verſtandes- und gemütsmäßig nach keiner Weiſe abzuſchätzenden, abzumeſſenden, abzuwertenden Einheit gegenüber, unfähig, ihn in unſeren Zahlwörtern zu umfaſſen und demnach angewieſen auf die Erkenntnis einer gewiſſen Stufenfolge und „periodenmäßigen" Gliederung. Schleier und Hülle ſehen wir ſich bewegen unter dem Einfluß anderer Geſtirne, ſehen wir ſchwanken, ſich umbilden, ſelbſt Kräfte entfalten und anderen Kräften verfallen. Wir ſelbſt ſind, ledig-

lich als Körper betrachtet, Ausdrucksformen dieſes ſich Umbildens, geiſtig nur denkbar als immanent verbunden mit dem Weſen dieſer Einflüſſe und ſeeliſch als Phänomen nur in dieſem Zuſammenhang fühlbar. Die Kultur ſelbſt, das Paideuma, iſt der Ausdruck des in dieſem Schleier und in dieſer Hülle und ihrer Beziehung zu einem Jenſeits (wie man es auch nennen will, mechaniſtiſch, intellektuell oder religiös) ſymboliſch ſich auswirkenden Lebens. Der feine Schleier und die flaumige Hülle ſind quantitativ nur ein „Faſt nichts" gegenüber der Gewalt dieſes mächtigen Steinkörpers. Qualitativ ſind ſie aber ein „Faſt alles", denn dieſe ſind das Sein und das Werden, der Sinn des Jenſeits und die Wirkung des Jenſeits; jener dagegen iſt Vergangenheit, fertig, abgeſchloſſen, tot. — Dies alles, ſoweit wir es unbegrifflich zu erfaſſen vermögen. Wir Lebendigen vermögen das Tote nicht zu verſtehen, es iſt für uns das große Unfaßbare, ein Zeugnis und ſonſt nichts. Jeder Stein liegt vor uns wie ein Stück Skelett, aber nicht wie ein zerfallender Knochen, ſondern wie der Skeletteil eines unfaßlich Begrifflichen, einer dem Leben unverſtändlichen Vergangenheit des Werdens. Nur als Gegenſätze — als ſolche allerdings mit gigantiſcher Kraft — wirken der Stein, der Fels, das Erz, da wo wir ſie treffen. Nur an wenigen Stellen unſeres Geſtirns ragt der für uns ſtumme ſteinerne Körper mit Wucht durch den Schleier in die Hülle. Wenn er aber als Schärenbau in das Meer und als Hamada (Steinwüſte, ſiehe Tafel 33 oberes Bild), hierorts umgürtet von treibendem Sandfluge, dort umſpült vom Weltmeer aufragt, dann drängt ſich eine Ahnung vom faſt mikroſkopiſchen Selbſtfaſtnichtsſein gegenüber der lebendig wirkenden, alle Raum- und Zeitvorſtellungen verhöhnenden Ewigkeitsmöglichkeit auf. Das iſt dann aber nicht die Gewalt des Todes, des Lebendig-Geweſenſeins in einer unfaßbaren Vergangenheit, nicht die des „Du", die in ihm verkörpert iſt, ſondern die an jener Gewalt abgeleſene Bedeutungsloſigkeit unſeres Selbſt, unſeres eigenen, bis zum Verſchwindenden herabgeminderten Gefühles, des „Ich" des Menſchen an ſich, und deſſen, was das Menſchheits-Würmlein in ſeiner Überheblichkeit ſonſt denkt und dünkt.

Solches empfand ich nicht am ſtärkſten im hohen Gipfelmeere wie in den Dolomiten, auch nicht auf meerumgrenzten norwegiſchen Gletſchern — vielmal aber in dem gewaltigen Lande Sahara, das nichts weiter bedeutet, als ein freigelegter, abgeſchälter, unverſchleierter Körperteil des Planeten „Erde". Nie und nirgends zwang ſich dieſes „Du", das als Entdeckung ſtets dem „Ich"gefühl vorangehen muß, ſo wuchtig, keulenſchlagähnlich mir auf — zumal wenn die Sonne, das Sinnbild des Lebens, in tauſend Farben ſchillernder Verſchiedenartigkeit am Horizont im Fels- und Wüſtenmeere niederſank — der Nacht, dem Symbol des Todes entgegen.

die Wüste

„Stein" iſt überbegrifflich, Tod, Vergangenheit, Tradition. Die Sprache dieſes wahren Körpers Erde iſt die der nur noch ahnungsvoll, aber nicht mehr denkmäßig abzumeſſenden Überbegrifflichkeit.

„STEINZEIT“

Das unermüdliche Forſchen nach den Quellen der menſchlichen Kultur führte im vorigen Jahrhundert zurück bis in hiſtoriſch nicht mehr greifbare Zeiten, bis in eine Vergangenheit, in der die Menſchheit Steinwerkzeuge anzufertigen und zu benutzen lernte. Sorgfältige Unterſuchung lehrte, daß einer erſten Periode taſtender Verſuche (Eolithenperiode) eine zweite kunſtvoll geſchlagener oder beſſer geſplitterter (Paläolithperiode) Steinwerkzeuge folgte. Sehr bedeutende Zeiträume und weltgeſchichtliche (diesmal faſt wörtlich zu nehmende), nicht ganz bedeutungsloſe Geſchehniſſe trennen uns von den erſten Eolithen. Das bezeugen die zwiſchen den Beginn und das Neolithikum geſchobenen Vergletſcherungen, die auf Eiszeiten ſchließen laſſen. Die menſchliche Kultur vergangener Zeiten hat auf vielen Teilen der Erde den Stein zu allerhand Zwecken als Werkzeug benutzt, und da nur dieſe ſtummen Reſte der Werkzeuge und Waffen ſich bis zu uns erhalten haben (muß doch alles aus Pflanzlichem und Tieriſchem beſtehende Kulturgut längſt verfallen ſein!), ſo ſprechen wir von einer der „Metallzeit“ vorangegangenen „Steinzeit“. In der Steinzeit wurden viele Geräte für die Leder- und Holzbearbeitung, dazu Waffen, wie Speere und Pfeilſpitzen, endlich auch Schmuckſachen hergeſtellt. Das Inventar läßt ſich heute ſchon chronologiſch und zwar, wenn auch nicht in unſerem Sinne hiſtoriſch (alſo nicht jahreszahlenmäßig), wohl aber doch der Stufenfolge und dem periodiſchen Wechſel, alſo in höherem Sinne chronologiſch, beſtimmen.

Das Ende der Bevorzugung oder „die Nochbenutzung“ der Steinwerkzeuge liegt nicht ſehr weit zurück. Überall reicht es mindeſtens bis in die Periode der großen Mythenſchöpfung herein, d. h. bis in die ſog. Bronzezeit. Denn in allen Kulturen iſt die Legende vom Donnerkeil, d. h. von dem dem Regen- und Gewittergotte zugeteilten Steinbeil erhalten. Ja, bis in unſere Tage führten Völker am Rande der Ökumene, Amerikaner und Ozeanier, als Hartklingen nur Steinmateriale, und die Tasmanier an ſolchen ſogar Reſte altertümlicher Formen. Dagegen iſt die ältere Steinzeit, das Paläolithikum, dem Kulturſinn entſchwunden; wir wiſſen von keinem hohe oder niedrige Kultur tragenden Volke, das von ſich aus die Manufakte dieſer älteren Zeit als ſolche von gewöhnlichen Steinſplittern hätte unterſcheiden können. Die Anerkennung der Werkzeuge der älteren Steinzeit mußte erſt mühſam durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe errungen werden.

Ach, das erinnerungsmäßige Selbſtbewußtsein der Kulturen iſt ja ſo ſchwach, ſo egozentriſch, unſer menſchliches Bedürfnis zu ſolchem ja ſo gering! Sind wir doch töricht genug, einen kleinen Abſchnitt, die uns nächſtliegende Schicht aus dem Bau und Werden unſeres kulturellen status quo als „Weltgeſchichte“ und die Periode der Bevorzugung der Steingeräte mit dem Namen einer „Urgeſchichte“ zu bezeichnen. Möchten doch

viele, viele Menſchen hinauspilgern in die Sahara und ſich dort an den offen zutage liegenden Funden belehren! Dort liegen Stücke vom neolithiſchen Typ, eng gepaart mit ſolchen von der Art des Paläolithikums. Ganz eng aneinandergeſchmiegt Zeugniſſe kurzfriſtigen Ineinandergreiſens auch in dieſen Belegen „urzeitlichen" Geſchehens. Und über dieſen felſigen Öden, dieſen nackten Zeugniſſen Urgeweſenſeins und heute nur noch mit rhythmiſcher Selbſtverſtändlichkeit faſt maſchinell gewordenen Regelmäßigkeit zieht tagtäglich die Sonne ihre Bahn. Das Phänomen wurde zum Geſetz und als ſolches Teilhaber am Werden der Kultur, die in ſelbſtüberheblicher Weiſe ein „Ur" und eine „Welt" für das letzte Teilchen ihrer Geſchichte in Anſpruch nimmt.
Vielfach miſchen ſich in der Sahara Formen verſchiedener Perioden an einem Fundplatz. Bayer-Wien hat dafür die Theorie und den Namen des „Ascalonien" aufgebracht. Oftmals iſt es leicht, die werkſtättenmäßige Behandlung der Manufakte auf kleinem Raum feſtzuſtellen. Ich verweiſe hier auf ein mir von Dr. Fromholz mitgebrachtes Stück. Eine große Steinaxt war offenbar zerſprungen. Die abgeſplitterten Teile lagen neben dem Hauptſtück, das neu geſchlagen, neu geſchärft worden iſt; hier an Ort und Stelle. Es iſt, als ob der Steinwerkmeiſter es erſt geſtern hätte hier liegen laſſen. Aber nicht überall ſind die Zeugniſſe der lebendigen Tätigkeit ſo klar. Nicht überall liegen Belege von Formen verſchiedener Perioden ſo dicht beieinander. Immer häufiger werden die Beweiſe dafür, daß Nordafrika und die nördliche Sahara mit Spanien und Frankreich zuſammen das Gebiet darſtellten, auf dem die Steinzeit ihre Lehr-, ihre Geſellen-, ihre Meiſterentwicklung durchlebte. Es ſei an die Funde vom Lac Karar erinnert!
Zwei für alle Kulturforſchung ausſchlaggebende Fragen tauchen hier vor mir auf. Zum erſten: Ob nicht die Zeitläufe des Periodenbaues dieſer Steinzeitalter bedeutend überſchätzt werden. Zum zweiten: Ob mit dem Steinzeitalter überhaupt erſt die Wahrſcheinlichkeit des Beginns der Kultur, d. h. eines „Ur", der anfänglichen Entſtehung geboten iſt. Für die erſte Frage mag uns das Fragezeichen als ſolches in dieſem Werke genügen. Für die zweite Frage aber ſei hier ſchon der Hinweis darauf geboten, daß es einen Geſichtspunkt gibt, der uns ſolchen kaum glaubhaft macht:
Iſt es möglich und denkbar, daß die auflebende Kultur das Weſen des dritten Reichs (Paideuma) mit einer Verbindung und Unterwerfung des ſeinem ſeeliſchen Daſein am fernſten liegenden Steins, des Teils aus dem t o t e n Körper des Erdballs, begonnen haben ſollte? Liegt es nicht viel näher anzunehmen, daß das „Ur" und der Anbeginn in einer Wechſelbeziehung zu der lebendigen Umwelt, zu Pflanze und Tier anhub? Und ſollte es denn wirklich keine Möglichkeit geben, aus dem Phänomen Kultur derart näher liegende Wahrſcheinlichkeit ſo abzuleſen, daß das Umgekehrte der landläufigen Auffaſſung, wenn auch nicht als Analyſenreſultat, ſo doch als lebendige Syntheſe zum Sinn wird? Hier nur die Frage! (Siehe Teil IV Hyläa.)

STEINZEITLICHE KUNST

(Tafel 1—9)

Den Spuren der Kultur rückwärts nachgehend, kommen wir mit mancherlei Funden bis in die ältere Steinzeit, auch in Afrika. Die Sahara hatte als Nachbargebiet Frankreich-Spaniens (welches letztere damals noch nicht durch eine weite Meerenge von Gibraltar von Kleinafrika, das iſt der Block Marokko, Algerien-Tunis getrennt war) Teil am Paläolithikum. Nun ſind die Reſte dieſer alten Kulturen nicht auf Steinwerkzeuge beſchränkt. Dieſe Beſchränkung trifft nur für das alte Paläolithikum, d. h. alſo bis in die Stufe des Mouſterien, der letzten Entwicklungsphaſe dieſer Kulturſtaffel zu. Während nun dieſes ältere Paläolithikum durch warme und kalte Perioden hindurch die Linie einer unaufhaltſamen und faſt rhythmiſchen regelmäßigen Verfeinerung der Werkzeuge bietet, ſetzt die Stufenfolge des jungen Paläolithikums (Aurignacien, Solutreen, Magdalenien, Azylien) mit bedeutender Bereicherung an bearbeitetem Material ein. Die Werkzeuge und Waffen werden nicht nur mehr aus Stein, ſondern auch aus Knochen, Holz und Elfenbein hergeſtellt. D.h. zur Arbeit durch Schlagen und Splittern tritt nun auch die Schnitzerei. Das faſt plötzliche Auftreten dieſer neuen Eroberung und eine große Vermehrung des Inventars an Fundſtücken, die auch ſchon allerhand kunſtvollere Schmuckſachen enthalten, macht uns mit unſeren nachgerade geſicherten Erfahrungen der Kulturfortbildung ſtutzig und drängt uns den Gedanken auf, ob dieſe eigenartigen Symptome nicht Material zur Beantwortung der zweiten von den beiden, am Ende des vorigen Kapitels aufgeſtellten Fragen bieten könnte. Es wird in dem Teile Hyläa hierauf zurückzukommen ſein.

Mit der Vermehrung der Arbeitsweiſen und der Arbeitsobjekte tritt aber im Beginn des jungen Paläolithikums, der ſogenannten Renntierperiode und auf deſſen erſter Stufe, dem Aurignacien, ein zweites ebenſo gewaltiges Symptom auf, das die eben ausgeſprochene Vermutung noch verſtärkt: die Kultur des Aurignacien iſt um die Bildnerei vermehrt, ſie weiſt ſchon geſchnitzte menſchliche Figuren auf. Die Kunſt ſetzte im unteren Aurignac mit kleinen Darſtellungen aus Elfenbein, Speckſtein und Pferdezähnen ein, mit der Glyptik. Das obere Aurignac bietet dann die Anfänge der Kunſt des Gravierens. Es ſei alſo wohlgemerkt, daß die Glyptik der Graphik voranging. Die Gravur ſcheint ziemlich früh nicht nur im Ritzen des Felſens, ſondern auch im Malen von Konturen beſtanden zu haben. Langſam mehrt ſich die Verwendung der Farbe. Der Konturenführung folgt die einfarbige Flächenbehandlung. Im Magdalenien gewinnt dann die Felsbildnerei ihre Höhe. Im Azylien aber ſtirbt ſie auch ſchon aus. Mit dem fortſchreitenden Gravieren tritt dann eine Stilverſchiebung tiefen Weſens ein: Der Weg von der Glyptik zu beginnender Gravur iſt verbunden mit der Darſtellung des Menſchen im Beginn und immer größerer Betonung des Tiers im Verlauf; im fortſchreitenden Gravieren

verdrängt das Tier das Subjekt Menſch faſt vollſtändig und mit dem Abſterben der Umrißzeichnung und Malerei ſetzt im Azylien eine geſteigerte Tendenz zum (wohl ſinnvollen) Dekorieren ein, der geometriſche Stil wird geboren; der Anſchluß an die Vorbereitung der klaſſiſchen Kunſt durch das Neolithikum tritt zutage. — Soweit das Bild der paläolithiſchen Kunſt Europas.

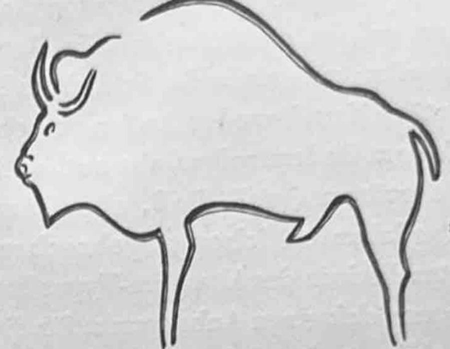
In gewiſſem Sinne iſt die Höhe der hier ſkizzierten Kurve auf der Stufe des Magdalenien. Die Auffindung der Höhlenmalereien in Südfrankreich und Nordſpanien haben das nachprüfbare Studienmaterial bedeutend vermehrt. Im Anfang herrſcht noch die Modellierkunſt vor und iſt nur ſchlichte Malkunſt nachweisbar. Mit dem Ausſterben der erſteren ſteigert ſich letztere bis zur Polychromie und bereitet damit barock-rokoko-artig das endgültige Ausſterben des veriſtiſchen und naturaliſtiſchen Stiles und endlich den Einſatz der Mechanei vor.

Belege vorgeſchichtlicher Kunſt haben ſich auf afrikaniſchem Boden vor allem in den Wüſtengegenden Nordweſtafrikas, im Sahara-Atlas und in der Sahara ſelbſt erhalten. Es drängt ſich da die Frage auf, inwieweit die Zeugniſſe dieſer weiten Gebiete mit den eben ſkizzierten europäiſchen Befunden in Einklang gebracht werden können.

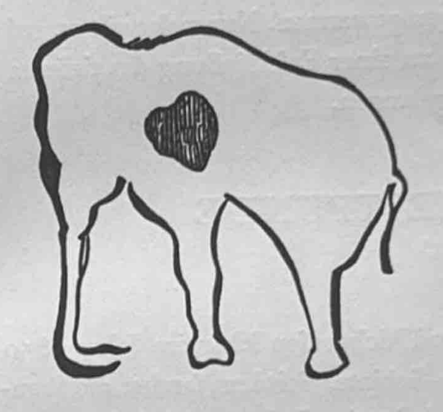
Zunächſt einmal die entſcheidende Feſtſtellung, daß bisher weder figurale Plaſtik aus Knochen, Horn oder Speckſtein, noch aber irgendwelche Parallelen zu den Übergangsformen in den geometriſchen Stil ſich haben nachweiſen laſſen: für Anfang und Ende der quartären, jungpaläolithiſchen Kunſt Europas hatte das nordweſtliche Afrika bis heute keinerlei Gegenſtücke geliefert. Ferner zeichnete ſich das afrikaniſche Material an Felszeichnungen durch eine vom europäiſchen ſtark abweichende Behandlung des Dargeſtellten aus. Obermaier ſagt von letzterem: „Etwa vier Fünftel aller quartären Gravierungen (Europas) ſind Tierdarſtellungen.“ (Der Menſch der Vorzeit S. 231.) Ein Fünftel kommt alſo dem Menſchen, der Pflanze und dem Ornamente zu. In afrikaniſchen Felszeichnungen fehlte das ſtiliſierte Muſter, das Ornament und die Pflanze vollkommen, und der Menſch mit ſeinem Gerät hat höchſtens ein Hundertſtel Raum. Daneben fällt es auf, daß die nordweſtafrikaniſchen Felszeichnungen eine oft verblüffende Kunſtfertigkeit in der Kompoſition einerſeits und in der Flächenfüllung auf der anderen Seite zeigen.

Bilder wie Tafel 3, das eine ihre Jungen gegen einen Leoparden verteidigende Elefantenmutter zeigt, — wie Tafel 4, auf welcher ein Nashorn eine Antilope verfolgt, — wie Tafel 5, die zwei kämpfende Bubaluſſe zur Darſtellung bringt, ſind in ihrer Weiſe lebendiger und geſchickter komponiert als europäiſche, entſprechende Wandbilder. Oder aber die geſchickte Flächenfüllung auf Tafel 9, die reizvolle Linie der Wildpferdgruppe auf Tafel 4! Wenn Vergleiche am Platze ſind, ſo geht eine Linie ſteigender Fähigkeit von Frankreich über Spanien nach Afrika hinüber, die allerdings gleichzeitig ein Abfallen des Vermögens zu preziöſer Kunſt und Kunſtfertigkeit bedeutet.

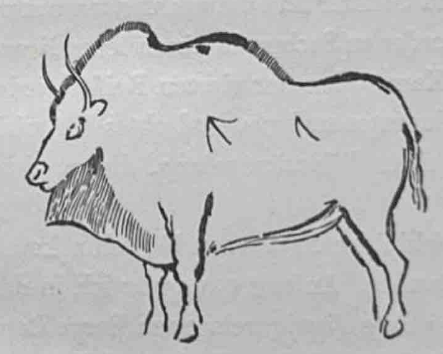
FELSZEICHNUNGEN
DES WESTEUROPÄISCHEN PALÄOLITHIKUMS
verschiedene Stadien darstellend



1. Büffel aus der Höhle von La Grèze (Dordogne), tief eingeschnittene Linien. Von jedem Paar Beine nur eines dargestellt und dieses noch ohne Füße



2. Elefant aus der Pindalhöhle (Oviedo). Ockerzeichnung. Von jedem Paar Beine auch nur eines dargestellt, dieses aber mit Füßen. Man beachte die Darstellung des Herzens!



3. Büffel aus dem »Schwarzen Salon« der Höhle von Niaux (Ariège). Eingravierte Umrißzeichnung, beide Beine wiedergegeben. Man beachte die eingezeichneten Wurfwaffenspitzen



4. Büffel aus der Höhle von Niaux (Ariège). Kohlezeichnung. Diese Typen der Madelenezeit sind Erzeugnisse einer bis zur Fähigkeit geschickten Skizzierens fortgeschrittenen Kunstfertigkeit. Auch hier die Wurfwaffenspitzen

Nehmen wir dazu die Tatſache, daß die europäiſche Felsbildnerei im Fortſchreiten die anfangs feſte Linie der tiefeingeſchnittenen Konturen aufgibt, die afrikaniſche ſie aber in älteren Werken ſtets beibehält, ſo ergibt ſich aus allem zuſammen der Schluß, daß die uns erhaltene nordweſtafrikaniſche quartäre Kunſt weder Anfang noch Ende der ganzen Entwicklung auf europäiſchem Boden miterlebt hat, daß ihre Ausbildung zwar aus europäiſchem quartären Quell floß, aber ihre Beziehungen nach Norden zur Zeit des Magdalenien ſchon abgebrochen waren. Ein Zufluß aus der höheren, halb dekadenten Periode des Alta Mira-Typus hat nicht mehr ſtattgefunden. — Hierdurch haben wir zunächſt einen Anhaltpunkt für die Einreihung der alten Felszeichnungskunſt Nordweſtafrikas in den Geſamtbeſtand unſerer Kenntnis quartärer Zeit entſprungener Kunſtäußerungen gewonnen. Nunmehr gilt es, auf dem Wege der Betrachtung des „Wo“ und „Wie“ zu einer Erſchließung des tieferen Sinnes dieſer älteſten afrikaniſchen Kunſtwerke zu gelangen.

SAHARISCHE STEINZEITFUNDE

(Tafel 1—9 Fortsetzung)

Die Felszeichnungen der Sahara wurden von Barth und Richardſon ſchon im Jahre 1850 entdeckt und zwar in Feſſan, dem alten Garamanten-Gebiete. Seitdem fanden die Franzoſen im Sahara-Atlas eine ſchöne Zahl. Flamand und Gautier ſind die wichtigſten unter denen, die es verſuchten, die bis dahin bekannt gewordenen Sachen in einen lebendigen Zuſammenhang untereinander zu bringen. Meine Kameraden der vierten Reiſeperiode der DIAFE (1914) hatten wohl zum erſten Male bekanntes und neuentdecktes Material zu einem geſchloſſenen Ganzen zu vereinigen, zu einer Bilderſammlung, die zu den wertvollſten Schätzen des Afrika-Archivs gehört.
In der Anlage und Gruppierung der ſahariſchen Felsbilder hatte man bis dahin keine durchgehende oder gar entſcheidende Ordnung gefunden. Anfang 1914 war ich in das ſüdöſtliche Marokko und zwar zu dem weſtlich der Oaſe Figuig gelegenen Berge Beni Smir vorgedrungen, hatte das Lager in einer abgeſtorbenen Oaſe aufſchlagen laſſen und leitete die Ausgrabung einer Reihe vorhiſtoriſcher, und wie der Ausgrabungsbefund ergab, ſteinzeitlicher Gräber. Die kleinen Tumuli waren im Tal, resp. auf einer etwas erhöhten Stufe der Talkante um einen durch Tal und Nebental gebildeten Vorſprung des Djebel Tlaiem gruppiert. Während der mehrtägigen Grabarbeit wurden die über unſern Köpfen befindlichen Felsbilder, oben das eines weitausſchauenden Löwen und unten das eines Elefantenrudels entdeckt. Ich konnte nach Beobachtung weniger Tage feſtſtellen, daß das durch eine Spalte in der gegenüberliegenden Felskante eindringende

Licht des aufgehenden Geſtirns erſt auf den Löwen, dann auf die Elefanten und endlich erſt auf die Gräber fiel. Das ganze Bild war in ſeinem Zuſammenhang klar: die wie eine Warte weit hinausragende Bergnaſe, an ihrem Fuße, an der Böſchung des Chor (eingetrocknetes Talbett) die Gräber, dieſe gruppiert um die ſie überragenden Felszeichnungen, das Ganze mit aufgehender Sonne, aus der Nacht aus ſteinerner Ruhe heraus in faſt dramatiſchem Vorgang hervorſtrebend. Feine Einzelheiten deuten hier am Djebel Tlaiem auch heute noch Belege beſtimmter Vollendung an: Die Linien der Felsbilder, ſcharfe Umriſſe von faſt fingerſtarker Tiefe und Breite umſchließen Flächen, die zumal für den Löwen offenſichtlich künſtlich geglättet ſind und wohl einſt für Bemalung vorbereitet waren; die ſteinernen Werkzeuge am Boden beſtimmen in beredter Weiſe das Alter.
Vom Beni Smir ſandte ich dann zwei Sondertruppen zur Nachprüfung der hier gefundenen Anhaltspunkte talauf und talab. Martius und Fiſcher-Derenburg auf der einen Tour, Dr. Germann und Baron von Stetten auf der andern fanden die Symptome beſtätigt. Ich selbſt marſchierte zurück nach Zenaga und ſtellte eine Aufnahme des Geländes und der in die Bodenbildung eingefügten Kulturmonumente aus der Steinzeit her.
Eine Kette von Bergen zieht sich hier von Norden nach Süden, Taghla, Zenaga, Yhudia, Melias. Hinter dieſer Kette nach Weſten liegen die großen Oaſen Zenaga und die Figuig-Oaſengruppe. Auf dieſer ganzen Weſtſeite habe ich auch nicht ein einziges Steinzeitmonument, weder Grab noch Felsbild gefunden. Dagegen liegen hier und zwar heute noch in unverkennbar klaren Formen auf der Oſtſeite, alſo dem aufgehenden Tagesgeſtirn zugekehrt, über 50 Steinzeittumuli und der ſchon ſeit Jahren bekannte Zeichenberg von Zenaga. Dieſer Zeichenberg (Tafel 1) liegt mit einer Höhe von etwa 30 m wie ein Torwächter vor der Kette der ca. 1000 m hohen Berge und zwar am Austritt des heute noch leicht erkennbaren Bachbettes, das einſt das Waſſer, das die im Hintergrund liegenden Oaſen heute unterirdiſch ſpeiſt, oberirdiſch abführte. Dieſer Zeichenberg, den ich hier (Tafel 1 a) nach den von Oſten erfolgten Aufnahmen abbilde, iſt ſtark verwittert. Seine Geröllſtücke beweiſen den Verfall. Wo eine gute Fläche geboten iſt, d. h. an etwa 40 Stellen, ſind Felszeichnungen von Tieren in Konturen eingeſchnitten (Tafel 1 b). An einzelnen Bildern ſind größere Flächen innerhalb der Konturen geglättet, offenbar zur Aufnahme der Farbe. Unter den Tieren fallen einige beſonders betonte Widderdarſtellungen auf, auf die nachher zurückgekommen wird. Das Ganze als Gruppe wieder eine Einheit ganz wie am Beni Smir: Lage nach Oſten, augenſcheinliche Beziehung zwiſchen Felszeichnung und Grabbau.
Von Zenaga aus marſchierte ich nach Süden in das obere Susfanatal und verteilte die einzelnen Gruppen der Mitarbeiter über die verſchiedenen Ortſchaften der Taghit-Oaſen, deren Umgebung auch gründlich auf ſteinzeitliche Monumente unterſucht wurde. Hier hat ſich das Bild nur dadurch geändert, daß von Oſten her eine mächtige Düne mit gewaltigen Wellen gegen das von Süden nach Norden verlaufende Tal andrängt. An der

Weſtſeite ragt die ſchroffe Felskante des Plateaus empor. (Vgl. Abbildungen Tafel 33 Hamadakante.) Im Norden der Taghit-Oaſen, zumal im Gebiet von Safrani iſt die Talſohle überſät von Steinwerkzeugen, an einigen Stellen iſt etwa jeder tauſendſte Stein eine Pfeil- oder Wurflanzenſpitze. Dies aber jedenfalls aus jüngerer Zeit. Auf der Hamada gegenüber von Barebi dagegen Unmengen von Steinwerkzeugen primitiver Typen und mit hohes Alter verratender Patina. An mehreren Stellen der Hamada alſo nach Oſt gerichtete Felsbilder alter Art. Die ſchönſten in der Kante gegenüber dem im Süden gelegenen Taghtania, einer Stelle, an der das Bett ein Knie macht und ſo der Felswand eine breite und nach Oſten offene Fläche bietet. Hier iſt die Sonne zwar der tagtägliche erſte Gaſt, aber der Ergwind auch ein wildfänglich toſender. Er war es, der die Kante allmählich zermorſchte und in ein Trümmerfeld verwandelte (Tafel 9a). Die ganze Felswand muß aber ein gewaltiges Tafelgemälde dargeſtellt haben. Denn die Trümmer, die heute in toller Wirre am Boden liegen, zeigen da, wo ſie im Sturze mit dem Geſicht nach oben zu liegen kamen, die glänzendſte Kompoſition, Aneinanderreihungen und Flächenfüllungen, wie wir ſie in ſolcher Reichhaltigkeit — man bedenke, daß wir doch nur einen Teil im Trümmerfeld fanden! — überhaupt nicht wieder angetroffen haben. Ich gebe hier auf Tafel 9b den Gehalt einer der größten Platten wieder. Es iſt die gleiche, vor der auf dem darüber befindlichen Bilde der kopierende Maler (Karl Arriens) ſteht. Eine große Reihe von Tieren iſt in tiefeingeſchnittenen Konturen gezeichnet. Die Flächen zwiſchen den Konturen ſind hier beſonders kunſtvoll geglättet. Hier fand ich auch, allerdings minimal, kleine Reſte rotbrauner Farbe in das Geſtein eingerieben und bis heute erhalten. Alſo war die Glätte eine Vorbereitung für die Bemalung. — Auch hier wieder an vielen Orten im Norden und Süden der Oaſengruppe alte Tumuli den Felsbildern vorgelagert, in der Mitte aber vom Erg, von der Sanddüne überſchüttet. Wohin dann ſpäter nun auch meine Kameraden kamen oder welche Zeugniſſe anderer Reiſender wir auch nachprüfen, immer wieder tritt die gleiche bedeutſame Beziehung zwiſchen geographiſcher Lage, Grabbau und Felsbildern aus der Steinzeit hervor. Die Felszeichnungen der alten Zeit tragen durchweg den gleichen Stil und ſchwanken nur zwiſchen Einzeldarſtellung und Kompoſition. Vielfach ſind Zeich-

M. Gr.

ZEICHENBERG UND TUMULI ÖSTLICH VON ZENAGA

Man beachte die in diesem für das westmarokkanische Gebiet charakteristischen Falle klar nach Osten gerichtete Lage der Tumuli und des Zeichenberges. 1/100000. Aufgenommen von L. F. (DIAFE 1914). Gezeichnet von Dr. M. Groll

nungen und Kritzeleien jüngerer Zeit (siehe S. 45) über diese ernsten, würdigen Darstellungen gelegt. Hierüber weiter unten. Besonders erwähnt mag aber hier schon sein, daß meine beiden Mitarbeiter Karl Arriens und Albrecht Martius in Ued Bu Aluan bei Kerakda echte alte Malereien fanden, eine grau ausgeführte große und eine etwa weißrot angelegte kleinere Antilope, beide auf gelben Felsgrund gemalt. Die Stelle war gut gegen Wetterunbilden geschützt. Der Beweis einstiger Felsmalerei ist damit vollkommen erbracht. Im übrigen sei betont, daß alte Höhlenmalerei, entsprechend der des französisch-kantabrischen Gebietes im nördlichen Afrika noch nicht gefunden wurde.

Die Eingliederung dieser Kulturdokumente in den periodenmäßigen Aufbau der Kultur- und Kunstgeschichte ist mit solchen Funden geboten. Als historische Objekte sind sie klar. Um so mehr handelt es sich um die Frage, ob diese Felsbilder uns etwas zu sagen vermögen über das Wesen ihres Werdens und Gewordenseins, ob es gelingt, diesen Fossilien noch Wesenssinn abzugewinnen, sie zu sprechenden Subjekten der alten Kulturgeschichte der Menschheit zu machen.

NATUR, EIN TEMPEL

(Tafel 1—9 Fortsetzung)

Zunächst ein sehr Merkwürdiges: Die heutigen Bewohner dieser Lande wissen mit einer nachher zu besprechenden Ausnahme (den Kabylen) von diesen Felszeichnungen nichts zu sagen, ja sie erkennen solche nicht einmal als Bilder an, sondern bezeichnen sie als ihnen unverständliche Inschriften. Das liegt nicht nur daran, daß sie die meisten der dargestellten Tiere, wie Leopard, Löwe, Elephant und Nashorn, Ibis und Bubalusbüffel eben nicht mehr kennen, sondern darin, daß sie wie die meisten Berber und Araber (im Gegensatz zu Negern) Bilder natürlicherweise überhaupt nicht und nur nach Schulung zu sehen d. h. zu erkennen vermögen. Diese Tatsache spricht gegen die Annahme, daß, ganz allgemein genommen, die heutigen Bewohner dieser Länder etwa die Nachkommen der Verfertiger der Felsbilder seien. Denn mit einer für Wiedererkennung zu weit zurückliegenden Vergangenheit der Bildgravierung kann man das Unvermögen, bildlich zu sehen, kaum erklären.

Eine sehr weit zurückliegende Vergangenheit muß aber als Periode der Felszeichnungen in Anspruch genommen werden. Entscheidend hierfür ist eine Darstellung wie die auf Tafel 2. In dem Gebiete des Sahara-Atlas gedeiht heute nur noch eine kümmerliche Vegetation, denn es herrscht eine ausgesprochene Austrocknung. Auf den Felsbildern sind aber abgebildet Bubalusbüffel, Ibis und (zwischen den Hörnern des rechten Büffels) ein Nashorn, alles Tiere, die Sümpfe bevorzugen. Beachten wir die landschaftliche Bildung

genau, ſo nehmen wir wahr, daß ein guter Teil der Felsbilder ſich mit den davor gelagerten Gräbern auf Abſätzen von Talböſchungen oder -bekränzungen erhebt, die über Chors, über heute ausgetrockneten und meiſt mit Lehm ausgefüllten Talbecken aufſteigen. Die Chors können in vorgeſchichtlichen Pluvialzeiten leicht Sümpfe beherbergt haben und — da jene Zeiten der Felsbildnerei Pluvialzeiten waren — müſſen ſie ſolche Sümpfe auch in der Tat beherbergt haben.

Welches war nun wohl die Bedeutung, der Sinn dieſer den heutigen Bewohnern Nordweſtafrikas unbekannt gewordenen Kultusſtätten? Können wir aus der Lage der Dinge eine Andeutung über das Weſen der Felsbildnerei überhaupt gewinnen? Gibt es noch irgendwelche Sitten und Ausübungen bei Völkern, die als kulturelle Verwandte der alten Felsbildner angeſprochen werden können? Hier kann ich ein eigenes kleines Erlebnis ſchildern, das in dieſe Gruppe von Fragen Licht und Ordnung bringen dürfte. Im Jahre 1905 traf ich in dem Urwaldgebiet zwiſchen Kaſſai und Luebo auf Vertreter jener vom Plateau in die Zufluchtsorte des Kongo-Urwaldes verdrängten Jägerſtämme, die als Pygmäen ſo berühmt geworden ſind. Einige der Leute, drei Männer und eine Frau, geleiteten die Expedition etwa eine Woche lang. Eines Tages — es war gegen Abend und wir hatten uns ſchon ausgezeichnet miteinander angefreundet — war einmal wieder große Not in der Küche, und ich bat die drei Männlein, uns noch heute eine Antilope zu erlegen, was ihnen ja als Jäger ein Leichtes ſei. Die Leute ſahen mich ob dieſer Anſprache offenbar erſtaunt an, und einer platzte dann mit der Antwort heraus, ja, das wollten ſie ſchon ſehr gerne tun, aber für heute ſei es natürlich ganz unmöglich, da keine Vorbereitungen getroffen ſeien. Das Ende der ſehr langen Verhandlung war, daß die Jäger ſich bereit erklärten, am anderen Morgen mit Sonnenaufgang ihre Vorbereitungen zu treffen. Damit trennten wir uns. Die drei Männer gingen dann prüfend umher und zu einem hohen Platze auf einem benachbarten Hügel.

Da ich ſehr geſpannt war, worin die Vorbereitungen dieſer Männer denn nun beſtehen würden, ſtand ich noch vor Sonnenaufgang auf und ſchlich mich in das Gebüſch, nahe dem freien Platze, den die Leutchen geſtern abend für ihre Maßnahmen ausgewählt hatten. Noch im Grauen kamen die Männer, aber nicht allein, ſondern mit der Frau. Die Männer kauerten ſich auf den Boden, rupften einen kleinen Platz frei und ſtrichen ihn glatt. Dann kauerte der eine Mann nieder und zeichnete mit dem Finger etwas in den Sand. Währenddeſſen murmelten die Männer und die Frau irgendwelche Formeln und Gebete. Danach abwartendes Schweigen. Die Sonne erhob ſich am Horizont. Einer der Männer, mit dem Pfeil auf dem geſpannten Bogen, trat neben die entblößte Bodenſtelle. Noch einige Minuten und die Strahlen der Sonne fielen auf die Zeichnung am Boden. Im ſelben Augenblick ſpielte ſich blitzſchnell folgendes ab: die Frau hob die Hände wie greifend zur Sonne und rief laut einige mir unverſtändliche Laute; der

Mann ſchoß den Pfeil ab; die Frau rief noch mehr; dann ſprangen die Männer mit ihren Waffen in den Buſch. Die Frau blieb noch einige Minuten ſtehen und ging dann in das Lager. Als die Frau fortgegangen war, trat ich aus dem Buſch und ſah nun, daß auf dem geebneten Boden das etwa vier Spannen lange Bild einer Antilope gezeichnet war, in deren Hals nun der abgeſchoſſene Pfeil ſteckte.

Während die Männer noch fort waren, wollte ich zu dem Platze gehen, um den Verſuch zu machen, eine Photographie von dem Bild zu gewinnen. Die immer in meiner Nähe ſich aufhaltende Frau hinderte mich aber daran und bat mich inſtändigſt, dies zu unterlaſſen. Wir marſchierten alſo ab. Am Nachmittage kamen die Jäger mit einem hübſchen Buſchbocke uns nach. Er war durch einen Pfeil in die Halsader erlegt. Die Leutchen lieferten ihre Beute ab und gingen dann mit einigen Haarbüſcheln und einer Fruchtſchale voll von Antilopenblut zu dem Platz auf dem Hügel zurück. Erſt am zweiten Tage holten ſie uns wiederum ein und abends bei einem ſchäumenden Palmwein konnte ich es wagen, mit dem mir vertrauteſten der drei Männer über dieſe Sache zu ſprechen. Der — ſchon ältere, jedenfalls von den Dreien der älteſte — Mann ſagte mir nun einfach, daß ſie zurückgelaufen waren, die Haare und das Blut in das Antilopenbild zu ſtreichen, den Pfeil herauszuziehen und dann das Bild zu verwiſchen. Vom Sinn der Formeln war nichts zu erfahren. Wohl aber ſagte er, daß das „Blut“ der Antilope ſie vernichten würde, wenn ſie das nicht ſo machten. Auch das Auslöſchen müſſe bei Sonnenaufgang geſchehen. — Inſtändig bat er mich, der Frau nicht zu ſagen, daß er mit mir darüber geſprochen habe. Er ſchien große Furcht vor den Folgen ſeines Schwätzens zu haben, denn am anderen Tage verließen uns die Leutchen, ohne ſich zu verabſchieden, fraglos auf ſeine Veranlaſſung, denn er war der eigentliche Führer der kleinen Geſellſchaft.

Wer mit dieſen Beobachtungen vergleicht, was ich in der Atlantisausgabe der afrikaniſchen Volksdichtungen Bd. I S. 14/15 als Reſt des Blutglaubens bei den alten Kabylen in Algerien erzählt habe, wer dazu bedenkt, daß ſpaniſche Felsbilder Tiere mit eingezeichnetem Herz oder mit Pfeilſpitze in der Herzgegend zeigen (vgl. Textabbildung S. 29), und wer ſich endlich vergegenwärtigt, daß auch die kleinafrikaniſchen und ſahariſchen Felsbilder zumeiſt Tiere zeigen und daß für ihre Anbringung Stellen bevorzugt wurden, die den erſten Strahlen der Morgenſonne ausgeſetzt ſind, der muß dann wohl eine zuſammenfaſſende Beziehung zwiſchen den Sittenreſten heute in den Urwald gedrängter Afrikaner und den Reſten der älteren Steinzeit Afrikas erblicken.

Nun kommt aber hierzu noch, daß um dieſe Zeichnungsplätze, die ſo ſchon als heilige Plätze einer Blut- und Lichtmagie gekennzeichnet ſind, die Tumuli liegen — ſtets wenigſtens einige. Denn es iſt ganz klar, daß dieſe paar Gräbchen — an keiner Stelle fanden wir mehr als 50—60, meiſt aber nur 5—10 — nicht die ganze Zahl der Toten darſtellen können, die aus den (wenn auch noch ſo kleinen) Volksverbänden dieſer Zeit einer

ſicher in ihrer Art großzügigen Kultusübung verſchieden. Die Zahl iſt viel zu klein und zwingt uns zu der Annahme, daß nur ganz beſonders durch irgend etwas Ausgezeichnete in dem heiligen Bildbezirk Aufnahme fanden.
Damit wird nun aber jede ſolche Stätte zu einem in die große Natur hineingeſchaffenen Tempel, jede der Felszeichnungen zu einer bedeutenden Angelegenheit. Alle jene Auffaſſungen der alten Zeit, die in ihnen nur Spielereien von Hirten, Kritzeleien und Kinderübungen erblicken wollen, zerfallen in ein Nichts. Wer vor dieſen Bildern ſteht, wer die Sorgfalt erkennt, mit der die tiefen Linien in den Fels geſchnitten ſind, wer einen Sinn hat für Monumentalität überhaupt, der kann nicht anders, als die Großartigkeit dieſer Tempel der Natur bewundern.

DER WIDDERKÖPFIGE SONNENGOTT

(Vgl. zumal Tafel 8)

Natürlich iſt mit dem im vorigen Abſchnitt Geſagten nur eine Möglichkeit, die älteren Felsbilder der Steinzeit zu verſtehen, gegeben. Und auch dieſe Sinngabe würde ſich nur auf einen Teil der Bilder anwenden laſſen. Denn viele Bilder ſtellen Dinge dar, die ganz andere Bedeutung verraten. Wenigſtens von zweien möge ſolche abgeleſen werden.
Auf Tafel 8 gebe ich eins der ſchönſten Felsbilder des Sahara-Atlas wieder. Dem Stil nach muß es unter die fortgeſchrittenſten gerechnet werden. Die Ausführung der Linien iſt techniſch hervorragend geſchickt. Die Einzelheiten ſind genau. In älteren Stücken iſt je nur ein Vorder- und Hinterbein der Vierfüßler und dieſes ohne Fußabſchluß gezeichnet (ſiehe Tafel 1 und Tafel 4). Das Bild Tafel 8 zeigt ſorgfältig ausgeführte Klauen und Finger. Auf älteren Stücken treten die Abbildungen ordnungslos auf. Hier ſind ſie ausgezeichnet gruppiert. Es liegt alſo ein Beleg aus der künſtleriſchen Höhe Nordweſtafrikas vor.
Auf der linken Seite des Bildes ſehen wir einen erſten größeren, ausführlich behandelten Widder, darunter einen kleineren zum Teil zerſtörten Schafbock und ein noch kleineres weibliches Schaf. Auf der rechten Seite ein Doppeltier, das mit ſeinen beiden Rücken aneinandergelegt und von einem Schwanz umſchlungen iſt. Darunter ſind zwei unkenntliche, heute ſtark abgewitterte kleine Tiere abgebildet. Zwiſchen beiden Gruppen in der Mitte des Bildes und mit dem Kopf an die Naſe, mit der rechten Hand an das Kinn des Widders ſtoßend, iſt ein Menſch dargeſtellt, der nicht unbedingt als Mann aufgefaßt werden muß. Denn auf anderen Bildern ſolcher Art (ich denke an Enfuß II unſeres Bildermaterials) ſcheint eine Betonung künſtlich verlängerter labia majora angedeutet zu ſein. Der Menſch hat die durch je drei Finger charakteriſierten Hände er-

hoben. Eine ganz ähnliche Stellung hat der auf der rechten Seite der Tafel 2 gerade noch zu ſehende, vor einem auf dieſer Abbildung aber nur noch mit den Hörnern hereinragenden Bubalus ſtehende Menſch, eine ähnliche der auf Tafel 6 oben vor dem Widder ſtehende, eine ganz gleiche endlich die Frau auf der Titelvignette dieſes Teiles (S. 23). Dieſe Stellung iſt auf den nordweſtafrikaniſchen Felsbildern, auf denen der Menſch erſcheint, die häufigſte, die immer wieder gewählt wurde, wenn der Menſch mit einem Bubalus oder mit einem Widder gemeinſam komponiert wurde. Es iſt die Stellung meiner Zauberformeln murmelnden Pygmäenfrau aus dem Urwald, eine Stellung der Anbetung in alter Zeit. Der größere Widder iſt charakteriſiert als ein mythologiſches Weſen. Er hat ein Halsband und auf dem Kopf einen kürbisähnlichen Kreis, von dem fünf Striche nach der Mitte zurückgebogen ſind; der kleine Widder iſt ihm ähnlich. Solche Widderbilder mit und ohne Menſchen in anbetender Stellung nehmen eine hervorragende Stellung in der Mitte der Felsbilder Nordweſtafrikas ein. Man kann dieſe Gruppe: der anbetende Menſch vor dem die Scheibe auf dem Haupt tragenden Widder als das Bezeichnende im Kompoſitionsweſen dieſer afrikaniſchen Kunſt, als das Mittelſymbol der nordweſtafrikaniſchen Felszeichnung erklären.

Ganz unerwartet erhielt ich eine zu dieſer Darſtellung augenſcheinlich gehörende Mythe von den Kabylen Algeriens. Ich gebe hier aus der Atlantisausgabe unſerer Sammlung afrikaniſcher Volksdichtung (Bd. I S. 10 ff. und S. 41 ff. und S. 70 ff.) die entſprechenden Traditionen. Bei dieſen Gebirgsſtämmen entdeckte ich einen Schatz uralter kosmogoniſcher Fabeln, die noch offenkundige Beziehung zu der von Diodor und anderen Klaſſikern des Altertumes berichteten göttlichen Fabellehre zeigt. In dieſer Sage von der Schöpfung der Welt ſpielt eine „erſte Mutter der Welt“ eine ſchöpferiſche Rolle. Von ihr und der Entſtehung der Schafe ſowie über die Bedeutung der Widder handelt das Stück 5 der kabyliſchen Schöpfungslegende, welches folgendermaßen lautet:

Die erſte Mutter der Welt mahlte einmal auf ihrer Handmühle das Mehl, miſchte es mit Waſſer, und um die Stunde T'hza formte ſie den Teig in Geſtalt eines weiblichen Schafes. (Die Stunde T'hza iſt etwa 9 oder 1/2 10 Uhr morgens.) Die erſte Mutter der Welt hatte an den Händen Ruß von den Töpfen gehabt. Deshalb wurde der Kopf der Tiere ſchwarz, und der Leib, Hals und Beine weiß. Das Schaf aus Mehlteig legte ſie darauf in den Spelt, der neben dem Mahlſtein lag und von dem Korn weggeblaſen war. Es war Gerſtenſpelt. Der Spelt blieb ſogleich an dem Teigtier hängen und wurde zur Wolle.

Am anderen Tage machte die erſte Mutter der Welt aus Waſſer und Mehl Teig und formte den Teig in Geſtalt eines Widders. Die Hörner waren nicht nach oben gerichtet, damit die Menſchen ſich nicht daran ſtechen. Sie machte die Hörner deshalb gekrümmt und die Ohren wie eine Schnecke, eines rechts und eines links. Als ſie den Teigwidder in den Spelt legen wollte, klang aus dem Spelt: „bäh, bäh, bäh.“ Das kleine Schaf, das

ſie geſtern gemacht hatte, war lebendig geworden und ſchrie aus dem Spelt. Die erſte Mutter der Welt sagte: „Was ist das? Das erſte Schaf, das ich aus Kuchenteig gemacht, ſchreit wie ich ſchreie (d. h. gibt Laute von ſich), ich werde ihm zu eſſen geben von dem, was ich eſſe.“ Darauf legte die erſte Mutter der Welt den ſchwarzen Widder neben das junge Schaf in den Spelt und gab dem jungen Schaf von ihrem Kuskus zu eſſen.
Am dritten Tage machte die erſte Mutter der Welt wieder ein Schaf aus Teig, das wurde ganz weiß. Am vierten Tage machte die erſte Mutter der Welt wieder einen Widder, der war auch ganz weiß. Am fünften Tage lagen im Spelt vier lebendige Schafe, von dem ein weibliches einen ſchwarzen Kopf hatte und ſonſt weiß war. Das andere weibliche Schaf war ganz weiß. Die anderen beiden Schafe waren Widder, und von dieſen war einer ſchwarz und einer weiß. Als die erſte Mutter der Welt dieſe vier Schafe gemacht hatte, ſagte ſie zum erſten Vater der Welt: „Dies iſt jetzt genug.“ Darauf machte ſie keine Schafe mehr.
Die erſte Mutter der Welt behielt die vier Schafe in ihrem Hauſe und fütterte ſie. Die vier Schafe wuchſen und blökten. Die anderen Leute, die in der Nachbarſchaft wohnten, hörten das Blöken der Schafe. Sie kamen und ſagten: „Was iſt das, was ihr da im Hauſe habt? Was ſchreit ſo?“ Die erſte Mutter der Welt ſagte: „Es iſt nichts. Es hat nichts auf ſich. Es iſt nichts, was ihr nicht auch habt. Das Brot ſchreit bei mir.“ Die erſte Mutter der Welt gab den vier Schafen aber viel Kuskus und andere Speiſe, ſo daß ſie ſchnell wuchſen und groß wurden.
Als die vier Schafe nun groß waren, liefen ſie einmal zur Tür. Sie drängten die Tür ein wenig auf und ſahen heraus. Sie ſahen im Freien das Gras. Sie ſprangen heraus und begannen das Gras zu freſſen. Sie fraßen alles Gras umher und weideten hier und dort. Die Nachbarn ſahen die Schafe, kamen zur erſten Mutter der Welt und ſagten: „Wir haben Rinder, Stiere und Kühe. Die kennen wir. Was ſind aber dies dort für Tiere? Wie haſt du dieſe Schafe gemacht?“ Die erſte Mutter der Welt wollte nicht ſagen, wie ſie die Schafe gemacht hatte; ſie ſagte: „Dieſe Tiere ſind mir nachts zugelaufen. Wir haben ſie freundlich aufgenommen. Da ſind ſie bei uns geblieben. Dieſe Tiere ſind geworden wie die Menſchen, wie ihr und ich.“
Die Nachbarn gingen. Sie gingen zur Ameiſe und fragten ſie: „Was ſind das für Tiere? Wie ſind dieſe Tiere geworden? Wer hat ſie gemacht? Zu was ſind dieſe Tiere gut?“
Die Ameiſe ſagte: „Dieſe Tiere heißen Schafe. Sie ſollen von den Menſchen ſorgfältig gepflegt werden. Sie ſind gut zum Eſſen. Ihre Haare aber ſind die Wolle, aus der die Frauen die Burnuſſe weben können. Sie ſind auch für die Feſte. Ohne die Schafe könnt ihr die großen Feſte nicht feiern. Dieſe Feſte ſind genau unterſchieden nach den Monaten des Jahres. Das Jahr hat 12 Monate. Jeder Monat hat dreißig Tage. Jeder Tag hat eine Tageszeit und eine Nachtzeit. In dieſen Zeiträumen liegen die Feſte.“

Die Menſchen fragten: „Welche Feſte ſind zu feiern?“ Die Ameiſe ſagte: „Das eine Feſt iſt das Lääid thamhiend (im Juli). Dazu ſchlachtet große Tiere (Rinder) und vier oder ſechs Schafe im Dorf. Jeder Mann, der eine Frau hat, ſtecke ſeine Debus (Schlagkeule) in die Erde, und neben jeder Schlagkeule lege man gleiches Eſſen bei der Verteilung hin. So ſind alle gleich bedacht. Das zweite Feſt iſt Lääid thamkoran(d) (im Oktober). Zu dieſem Feſte ſoll jeder verheiratete Mann ein Schaf ſchlachten und ſoll ſeinen Kindern auflegen, daß alle geſund und ſtark werden. Von dem geſchlachteten Schaf ſoll aber eine Schulter und der Kräutermagen (äkälſchiu), ein Ohr (thamdurd) und ein Auge in der Sonne getrocknet, in Salz gelegt und einen Monat und zehn Tage lang aufbewahrt werden für das dritte Feſt. Das dritte Feſt iſt das Thaſchurt, das wird einen Monat und zehn Tage nach dem vorigen veranſtaltet, und dann werden die Teile des Schafes gegeſſen, die aufbewahrt wurden. Dies iſt das Feſt des Zitterns und des Schreckens. Wer in den erſten drei Tagen dieſer Zeit Holz hackt, auf dem Felde arbeitet oder ſonſt etwas tut, wird in ein Zittern verfallen und dann ſterben. Die Frauen müſſen für dieſes Feſt alle Nahrungsmittel vorher bereiten. Das vierte Feſt iſt das Mulud, das iſt wieder drei Monate ſpäter (alſo im Februar). Jedes Dorf ſoll Stiere kaufen und ſchlachten. Die Männer ſollen ihre Debus in die Erde ſtecken und für ihre Familien den Anteil nehmen, der ihnen zukommt. In der Nacht vor dem großen Eſſen ſollen aber alle heiligen Plätze mit Fackeln abgeleuchtet werden. Das ſind die Feſte, und jetzt, wo ihr die Schafe habt, könnt ihr ſie begehen. Darum pflegt die Schafe gut.“

Die Leute fragten die Ameiſe weiter: „Wie ſind aber die Schafe gemacht? Wie ſollen wir Schafe erhalten, um die Feſte feiern zu können?“ Die Ameiſe ſagte: „Geht hin und ſprecht mit der erſten Mutter der Welt. Merkt euch aber, daß, wenn ihr etwas kaufen wollt, ihr immer mit dem zahlen ſollt, woraus das, was ihr kaufen wollt, bereitet iſt. Geht alſo hin und ſprecht mit der erſten Mutter der Welt.“

Die Leute gingen wieder zur erſten Mutter der Welt und ſagten zu ihr: „Sage uns, wie die Schafe gemacht werden, wir wollen dir das dafür geben, woraus du ſie bereitet haſt.“

Die erſte Mutter der Welt ſagte: „Mahlt Gerſtenmehl auf euren Mühlen, macht Kuchenteig und formt euch Schafe. Legt die Teigſchafe in den Spelt. So hab ich meine Schafe gemacht. Vielleicht könnt ihr das auch machen.“

Die Leute gingen hin und verſuchten es. Denn die erſte Mutter der Welt war eine Stud (eine Zauberin, Plur.: ſtuten oder ſtuta). Sie war damals die einzige, und nie wieder nach ihr konnten die Zauberinnen das, was die erſte Mutter der Welt vermocht hatte. Inzwiſchen ſprangen die Widder auf die Schafe und die Schafe wurden trächtig. Jedes Schaf warf jedes Jahr zwei Lämmer. Die Schafe vermehrten ſich ſchnell. Die Leute ſahen es und kamen zur erſten Mutter der Welt und ſagten: „Du haſt die Schafe aus Gerſtenmehl gemacht. Die Ameiſe hat geſagt, daß wir jedes Ding mit dem bezahlen

ſollen, aus dem es gemacht iſt. Wenn es dir recht iſt, geben wir dir Gerſte für die Schafe.“ So kauften alle Menſchen von der erſten Mutter der Welt Schafe gegen Gerſte. Alle Menſchen kauften in Zukunft, was die anderen Beſſeres machten, gegen das, woraus es bereitet war. Denn Geld gab es noch nicht.
So kamen die Schafe zu den Menſchen, und die Menſchen konnten ihre Feſte feiern. Der erſte Widder, den die Mutter der Welt gebildet hatte, iſt nicht wie andere Tiere geſtorben. Er lief eines Tages hoch in das Gebirge, ſo hoch, daß er mit ſeinem Kopfe gegen die aufſteigende Sonne ſtieß. Die Sonne haftete an ihm, und ſo wandert er von da an mit ihr. Es gab früher auch ein Bild des Widders, das war oberhalb von Häithar. Davor war ein Menſch zu ſehen, der wie die andern Menſchen nach der rechten Zeit für Saat und Ernte fragte. Dieſes Bild iſt aber nur noch in wenigen Stücken zu ſehen; denn als der große Froſt über die Erde kam, zerſtörte er nicht nur die Mutter der Welt, ſondern auch Felſen. Und in jedem Jahre zerſtört die Kälte ein wenig von dem Bilde des erſten Widders. . . . .
Der Schluß der Legende hat hier, alſo bei Völkern, die die Felsbilder der Sahara und des Sahara-Atlas nicht kennen, eine deutliche Erinnerung an längſt vergangene Zeiten erhalten. Ganz klar iſt hier ausgeſprochen, daß die Scheibe auf dem Kopfe des Widders die Sonne iſt, daß der Menſch, der vor dem Widderbild ſteht, nach der rechten Zeit für Saat und Ernte fragt, daß die Entſtehung dieſer Kultur zuſammenhängt mit dem Landbau (Bildung aus Mehl) und mit der Gliederung der Jahreszeiten durch Feſte.
Ein Sonnengott der Steinzeit! Dazu iſt es nun hier am Platze, darauf hinzuweiſen, daß die hamitiſche Kultur (ſiehe den nächſten Abſchnitt!) überall Reſte alten Sonnendienſtes zeigt. Die äthiopiſche Kultur (ſiehe Abteilung II) ſcheint dagegen ſtets eine Bevorzugung des Mondkultus beſeſſen zu haben.
Und hier in Nordweſtafrika finden wir die älteſten Spuren des hamitiſchen Sonnendienſtes. Aus der Steinzeit! Bekanntlich ſpielt der Jupiter Ammon mit dem Widderkopf auch im alten Ägypten eine große Rolle. Ammon tritt in Ägypten ſelbſt verhältnismäßig ſpät auf. In der Oaſe Siva, wo ihm Alexander der Große tiefe Verehrung zollte, ſcheint er älter. Dieſe Oaſe liegt in der Libyſchen Wüſte, alſo auf dem Wege aus Nordweſtafrika. Hier iſt alſo ein klarer Hinweis dafür, daß Ägypten einen Teil ſeines alten Kulturreichtums dem Weſten verdankt. Hier klingt der Pendelſchlag Weſt-Oſt der älteren mediterranen Kulturbewegung nach. (Siehe oben S. 9, 10.)
Aber Ägypten hat außer Ammon einen noch älteren Gott, der wie jener mit dem Symbol des Widders ausgeſtattet wurde, den Gott Min. Da ſei es mir geſtattet, einige Nachrichten wiederzugeben, die ich auf der letzten Reiſe in die Sahara-Atlas-Lande aufzeichnen konnte. Zweimal traf ich auf vorislamiſche, heute verpönte und nur noch in Zauberſprüchen erhaltene Namen für Gott, einmal in der Kabylie und einmal bei den Berbern nahe Figuig in Marokko. Der Name lautete beide Male: Min.

Früher ſchon habe ich mich über die Bedeutung des widderköpfigen Sonnengottes in Afrika (Und Afrika ſprach, Bd. I S. 245 und 246 ff.) ausgeſprochen. Was damals als Vermutung vorgebracht wurde, fand während der letzten Reise reiche Bestätigung; aus der Steinzeit Nordwestafrikas wuchtet gewaltige Naturkraft, hohes Kulturweſen, mächtiges Kulturleben nach Osten und Süden herüber. Hier blüht eine Kunſt für ſich, Geſtalten und Bilder, in deren Mitte die großartige Geſtalt des Widder-Sonnengottes ihre bedeutungsvolle Stelle einnimmt.
Heute aus dieſer Wüſte, aus felſiger Einſamkeit! Damals aber über wohlbewaldeten Bachtälern.

DAS HAMITISCHE MUTTERRECHT

(Hierzu Titelvignette)

Dem Weſen der hamitiſchen Kultur — um den einmal gefallenen Namen nicht wieder aus dem Auge zu verlieren — kommen wir mit einem weiteren Felsbilde Nordoſtafrikas näher, das als Vignette an die Spitze dieſes Teiles geſetzt wurde (S. 23). Die Felsbilder von Tiut ſind durch das mehrfache Vorkommen menſchlicher Figuren ausgezeichnet, Tiere ſind häufig. Beide ſtehen z. T., ſo auch auf dem hier Wiedergegebenen, in kompoſitioneller Beziehung.
Das Bild zeigt von links nach rechts: zuerſt eine menſchliche Figur mit erhobenen Händen; zum zweiten ein kleines Rind, zum dritten eine bogenſchießende menſchliche Figur, zum vierten ein katzenartiges Tier, zum fünften einen Strauß. Die linke Menſchenfigur hat andere Proportionen als die rechte. Die ſchlanke rechte Geſtalt müßte als Mann, die linke üppige, zumal in der Lendengegend umfangreich dargeſtellte Figur als Weib in Anſpruch genommen werden. Auch die von den Ellbogen hochgezogenen Doppellinien, die kaum etwas anderes als einen Schmuck oder Schmuckgehänge bedeuten können, ſprechen für das Weib.
Das ganze Bild iſt von links nach rechts gerichtet. Das heißt: Das Weib iſt zwar en face mit der Vorderſeite dem Beſchauer zugewendet, der Mann und die drei Tiere ſind aber nach rechts gewandt, und zwar befindet ſich der Mann offenbar auf der Straußenjagd, auf der ihn das katzenartige Tier begleitet. Das katzenartige Tier erinnert an eine Berberſage, wonach die Berber früher Panther abgerichtet und mit auf die Jagd genommen hätten. Nur wird es ſich hierin kaum um einen Panther, ſondern um den heute wohl in dieſen Ländern ausgeſtorbenen Jagdgepard gehandelt haben. — Alſo der Mann zieht mit ſeinem Jagdgepard nach rechts auf die Straußenjagd und läßt das Rind mit dem nach vorne blickenden Weib hinter ſich.

Wenn das Rind ſich auch mit dem nach rechts gewandten Profil dem großen Zuge der Jagdgruppe anſchließt, ſo iſt damit doch nicht unbedingt geſagt, daß das Tier dem Jagdzuge folgt. Das Rind ſteht hinter dem Jäger, nimmt alſo eine Stelle zwiſchen dem in der Ferne auf der Jagd ſich befindenden Manne und dem mit dem Geſicht dem Beſchauer zugewandten, alſo daheim weilenden Weib ein. Es befindet ſich alſo auf der Weide zwiſchen dem Jagdgebiet und dem eigentlichen „Daheim", aus dem die Frau mit erhobenen Händen auf den Beſchauer ſieht.

Das Merkwürdigſte auf dem Bilde iſt eine Linie, die, aus dem Unterleib der Frau entſpringend, zwiſchen den Beinen hindurch und dann um das Rind und den Mann herum in deſſen Unterleib tritt. Dieſe eigenartige Linie befindet ſich aber nicht nur auf dieſem Bilde, in Tiut kommt ſie fünf bis ſechsmal (einmal unklar) vor. In vier Fällen iſt der Mann durch Pfeil und Bogen im Jagdaufzug dargeſtellt, die Frau jedesmal mit erhobenen Händen. Die Stellung des Mannes iſt unzweideutig die der Waffenhandhabung, die Stellung der Frau immer wieder jene, die wir bei meiner Pygmäenfrau im Kongowalde, dann aber auch schon auf den Widderbildern der Steinzeit Nordwestafrikas kennen lernten. Die Frau betet alſo auf diesen Bildern. Was bedeutet nun dieſe Linie?

Die ungleiche Betätigung der beiden Figuren, von denen, um dies noch einmal zu betonen, der Mann die Waffe handhabt, während die Frau in der uns nun geläufigen Stellung betet, ſchließt den Hinweis auf eine intim eheliche Beziehung aus; der Ausgang und der Verlauf der langen Linie weiſt dagegen auf eine heute noch im hamitiſchen Kulturkreiſe Europas beſtehende Wortanwendung (im franzöſiſchen utérin — dem Uterus einer gleichen Mutter entſtammend) hin und führt mich zu der Annahme, daß die lange Linie eine allegoriſche Andeutung der Verbindung der beiden Figuren durch die Nabelſchnur iſt. Das heißt: Die weibliche Geſtalt iſt nicht die Gattin, ſondern die Mutter des Jägers. Sie betet für ihn (und auch wohl gleichzeitig für die Sicherheit ihres draußen weidenden Viehes) um Jagderfolg oder Kampferfolg. Hierzu habe ich einen größeren Beleg darin gefunden, daß früher bei den Berbern des ſüdlichen Marokko ſtets die Mütter, niemals aber die Gattinnen den zum Kampf Ausziehenden die Amulette umhängten, und daß im Aures es ebenfalls die Mütter waren, die die Zauberformeln für ihre Söhne ausſprachen. Eine Legende erzählt, daß die berühmte Kahia nur mit Mühe ihren Sohn vor dem Schaden bewahrte, den die von der Gattin in beſter Abſicht ausgeſprochenen Formeln heraufbeſchworen und erſt mit der eigenen Zauberei den Schutz des Sohnes erwirkte.

Damit aber iſt nur ein kleiner Zug aus einem tief einſchneidenden, bis in alle Zweige hinein a priori ſich auswirkenden Weſenszuge der Kultur dieſer Länder geboten: Die Grundorganiſation der alten Kultur Nordafrikas iſt nämlich matriarchalisch. Solches wiſſen wir ſeit der Erſchließung der ausgezeichneten Schilderungen, die der alte Herodot

den Weidevölkern Libyens fünfhundert Jahre vor unſerer Zeitrechnung hat angedeihen laſſen. Zu dieſer Zeit lebten noch viele Völker des Mittelmeerbeckens in dieſem ihrem angeborenen Kulturzuſtand, der unſerer Zeit in ſeiner urwüchſigen Natürlichkeit unverſtändlich geworden iſt. Denn die alles äußerlich gleichmachende Ziviliſation hat in Europa alles Paideuma mit ihrer Nebelſchicht überzogen, die das Weſen der Kultur verhüllt und nur ernſter, ſachkundiger Unterſuchung weicht. Reines Matriarchat als Kulturform gibt es aber auch auf andern Erdteilen nicht mehr.

Die Aktivität der patriarchaliſchen Kulturen iſt heute wohl überall durchgedrungen, und die weiblichen Züge der matriarchaliſchen Kulturen kann man daran erkennen, daß ſie ſich dem Übergewicht des Stärkeren nach außen um ſo lieber unterwerfen, je ſicherer ſie ſind, im Stillen und unbeachtet unter solchem Kleide eigenes Wesen um so ungeſtörter auswirken und ausleben zu können.

Immerhin iſt auf afrikaniſchem Boden die matriarchaliſche Kultur noch in weſentlichen Zügen zu beobachten, wenn nicht aus letzten Spuren zu ermitteln. Sie zeigt hier folgendes Bild: In der geſellſchaftlichen Ordnung der Menschen iſt die Frau die entſcheidende. Die Zugehörigkeit richtet ſich nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter. Der Sohn eines Adligen und einer Sklavin wird Sklave, der von einem Sklaven gezeugte Sohn einer Adligen wird vornehm. Der Name und das Blut der Mutter entſcheiden. Der Beſitz liegt in den Händen der Frau und wird urſprünglich an die Tochter weiter vererbt. Der Mann hat kein Recht zu heiraten. Die Frau wählt den Bettgenoſſen. Und ſie wählt ſehr ſorgfältig abwägend nach Möglichkeit den Geeignetſten, den Leiſtungsfähigſten, den Erfolgreichſten, kurz den Tüchtigſten. Oft muß er ſich durch Kriegstaten und Jagdgeſchicklichkeit auszeichnen. Wo die Wahl zweifelhaft iſt, werden wohl zwei Rivalen gegeneinander zum Zweikampf aufgefordert, und ſie reicht dem Sieger ihre Hand. Oder ſie wählt den, der die meiſten Feinde erſchlug, der die meiſten Jagdtrophäen gewann. Der Mann iſt im Matriarchat der Frau ein Schmuck wie im urſprünglichen Patriarchat die Frau dem Manne ein Durchgangsgefäß ſeiner Sippenfortſetzung iſt. Hat die matriarchaliſche Frau ihren Gatten gewählt, ſo nimmt ſie ihn in ihre Hütte auf, während im Patriarchat der Mann die Frau aus ihrem Kreiſe löſt und in ſeinen Sippenverband verſchmilzt.

Als Schmuck erſcheint der Mann im matriarchaliſchen Clan aber auch in Bezug auf ſeine Arbeitsleiſtung. Denn: die Frau verarbeitet die Häute zu Leder; ſie hütet und melkt das Vieh, ſie errichtet im Nomadenleben Zelt und Hütte; ſie näht, flickt, ſpinnt, webt; dabei verrichtet ſie noch die ganze Küchenarbeit vom Waſſerholen bis zur Speiſevorlage. Der Mann aber iſt nur Krieger und Jäger. Im übrigen ſpielt er, besonders wenn er irgendwo verſagt, eine recht kümmerliche Rolle und wird von den Bedjafrauen am Roten Meer ebenſowenig geachtet und dem eigenen Bruder in allen Ausdrücken der Zutunlichkeit und Fürſorge des Herzens untergeordnet wie bei den primitiven Berbern der weſtlichen Hamiten.

Jede kartographiſche Unterſuchung ergibt, daß das urſprüngliche, reine Matriarchat nur der hamitiſchen Kultur und abgewandelt nur einer jüngeren gebrochenen Form der hiſtoriſchen Schicht zugehört. Als Ausdruck dieſes primären urwüchſigen Matriarchats betrachte ich auch die allegoriſche Darſtellung der Nabelſchnur auf dem Felsbild von Tiut. Daß das Matriarchat aber nicht nur die geſchlecht- und charakterentſcheidende Grundlage der Kultur der Felsbilderzeit, ſondern gleichzeitig aller hamitiſchen Kultur, d. h. alſo, daß die Kultur Nordafrikas ſchon in der Steinzeit eine hamitiſche war, das ſoll im nächſten Abſchnitt dargelegt werden.

WEGSICKERUNG UND GRENZEN DER HAMITISCHEN KULTUR

(Hierzu Tafel 9—12)

Oben ſetzte ich ſchon auseinander, wie alles dafür ſpricht, daß der ägyptiſche Ammon aus dem Weſten ſtammt, ſeinen Weg über Siva erſt in hiſtoriſcher Zeit genommen hat und ſo ein Wahrzeichen der in jungpaläolithiſcher Zeit aufkeimenden und ſich mit ſeinem Schwergewicht nach Oſten wendenden Kultur geworden iſt. Als ältere Bewegung gleicher Art konnte das Weſen des Gottes Min gelten. Daß ſolche Bewegungen ſich rhythmiſch vollzogen, ſich von Weſten nach Oſten fortſetzten und vor allem im Niltal, in der Niloaſe Haftung fanden, dafür gibt es noch eine Reihe von Belegen. Ältere Felsbilder in Ägypten hat beſonders der ſorgfältige Schweinfurth beſchrieben. Über die Belebung des Steines und die Umbildung der felſigen Umwelt Ägyptens durch Petrographik ſind nicht viel Worte zu verlieren. Aber erſtaunlich und für Beurteilung beſtimmter Fragen nicht aus dem Auge zu verlieren iſt es, daß ſogar das ſpäte Philae (Tafel 10) noch Tempelwände zeigt, die in ihrer Behandlung durch Steinzeichnungen techniſch in griechiſcher Zeit das wiederholen, was in Kleinafrika ſeit langem erloſchen war.

Denn in früher Zeit iſt das alte Felszeichnen in Nordweſtafrika erſtorben. Das iſt daraus zu erſehen, daß die Kunſt des Verismus in der Steingraphik von zwei anderen Perioden abgelöſt wurde. Vielfach finden ſich über den in dicken Kehllinien ausgeführten Bildern der alten Zeit jüngere eingearbeitet, unter denen zwei Schichten unterſchieden werden müſſen, eine, die dem alten paläolithiſchem Stil gegenüber als mittlere, und eine, die als jüngere bezeichnet werden mag. Die Petrographik der mittleren Periode zeichnet ſich durch ſymboliſche Zeichen aus. In Kopflinien (nur ſelten in dann wenig gut nachgezogenen Rinnen) ſind kümmerliche Tierfiguren in Balkenführung klein dargeſtellt. Es überwiegen dagegen einmal ſtiliſierte Figuren und hierunter Rad, Svaſtika und Wagen (?) uſw., dann aber berberiſche Schriftzeichen. Die jüngere Petrographik iſt dagegen



DIE LAGERUNG DER HAMITISCHEN KULTUR IN AFRIKA
16. Die Herstellung und Verwendung von Leder durch die Frau — 17. Bau des Zeltes und der Hütte durch die Frau — 18. Das Verfahren, die Kuh, deren Kalb gestorben ist, zur Milchabgabe dadurch zu bewegen, daß man ihr eine aus dem Fell des Kalbes gefertigte Puppe vorhält

wieder etwas mehr flächenhaft gehalten, zeigt ſchon das Kamel und Reiter mit Fahnen uſw. Vom reineren alten paläolithiſchen Typ bis zum jungen hiſtoriſchen iſt eine rhythmiſch auftretende Dekadenz bemerkbar. Je ſchwächer die Patina, deſto ſchlechter die Darſtellung. Monumentale Bedeutung hat keine der zwei jungen Felszeichnungsperioden aufzuweiſen. Dies in großen Zügen die Geſchichte der Felszeichnung in Kleinafrika und in der Sahara.

Für Afrika erſchöpft ſich mit dieſem Hinweis auf Ägypten und jüngere Formen im Nordweſten die Frage der Felsbildnerei aber nicht. Einmal nämlich haben wir ein Durchſickern dieſer Kulturvorgänge bis in den weſtlichen Sudan, in die Niger-Senegalländer ins Auge zu faſſen, dann aber eine auf der Oſtſeite ſich bemerklich machende Verſchiebung bis nach Südafrika hinab.

Die Sudaniſchen Felsbilder (Tafel 11) haben nichts von der Monumentalität der Wüſtenfelsbilder. Zur Reifezeit werden hier junge Burſchen unter überhängenden Felſen zu einem Leben in Zurückgezogenheit beſtimmt. In den Wänden der überhängenden Felſen ſind allerhand weiß umrandete, ſonſt in braunroter Farbe ausgeführte offenbar ſtiliſierte Bildchen aufgeführt.

Einige Zeichen erinnern an Eidechſen, Fröſche und Menſchen etc. Andere werden von den Eingeborenen als Ledertaſchen, „wie die der Moſſi“ ausgelegt. Letzte Reſte! Die Burſchen aber haben in ihrer Zurückgezogenheit die Aufgabe, die Figuren neu auszumalen. In welch wunderlichen Formen äußern ſich die Erinnerungen an große mythologiſche Auffaſſungen! Wie kümmerlich dieſer Widerſchein althamitiſcher Kunſt im äthiopiſchen Spiegel!

Ganz unzweifelhaft großartiger ſind dagegen die Zeichnereien auf den Felſen in den dem ſahariſchen Klima ſo nahekommenden ſüdafrikaniſchen Wüſtengebieten.

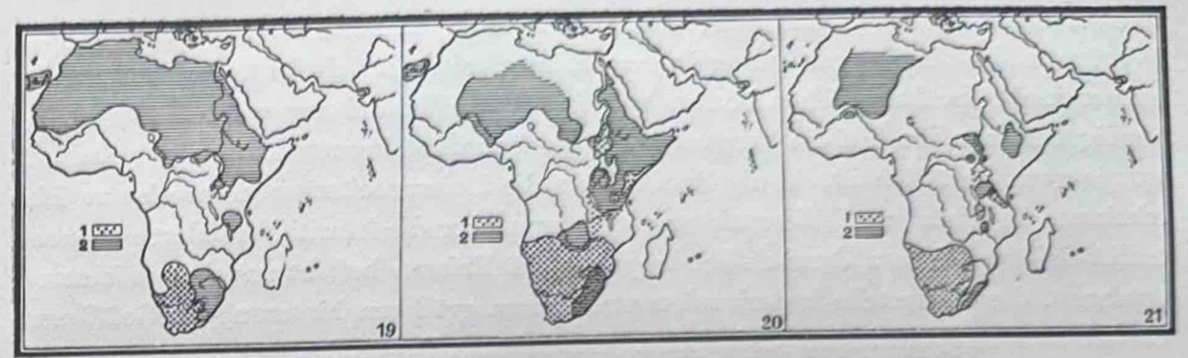
Hier werden einige Bilder wiedergegeben, die der alte Orpen im Jahre 1874 in einer

Monatsſchrift des Kaplandes herausgab, die heute alſo für uns ſo gut wie unzugänglich geworden ſind (Tafel 12 und 13). Die Bilder ſtellen Gemälde dar. In dieſem Falle ſind keine Gravierungen nachweisbar. Als Gemälde ſind ſie polychrom. Des weiteren ſei beachtet, daß es ſich um vollſtändige Kompoſitionen und zwar um mehr als etwa nur Flächenfüllungen handelt. Die Gruppen zeigen ungeheuere Geſchicklichkeit und ſind frei von jedem Schematismus. Denn wenn auch auf dem unteren Bild der Tafel 12 ein klarer Rhythmus ausgeſprochen iſt (von den Krokodilmenſchen ſind 1, 3 und 5 mit, 2 und 4 ohne Keule abgebildet), ſo ſind die Figuren doch durchaus locker gezeichnet, ſchmiſſig, ohne Konvention. Das Leben, das aus Bildern wie Tafel 12 oben und Tafel 13 unten ſpricht, iſt echt künſtleriſch. Die ſteife Zeremonialſtellung der mythiſchen Perſonen auf Tafel 13 iſt von klaſſiſcher Ruhe und demgegenüber Tafel 12 oben von — man möchte ſagen — unübertrefflicher Beweglichkeit.

Alles in allem genommen ſteht die Kunſt Südafrikas als naive und veriſtiſche derjenigen Nordafrikas gegenüber. Im Gegenſatz zu jener iſt die Steinbildkunſt der Nordafrikaner ſtreng und zwar: die der Nordweſtgegenden konventionell und blutlos, die der älteren Ägypter kleinlich, die der ägyptiſchen Hochkultur voller Stilkraft — ſoweit letztere monumental, d. h. mit dem Stein- und Naturbild auch auf der Tempelwand ſich ergeht. So iſt es, als wolle dieſe ſüdafrikaniſche Bildkunſt uns lehren, daß ſie noch in unſere Zeit hineinlebe, während ſie dort oben im Norden leblos aus der Vergangenheit, aus einer großen Vergangenheit, ſtarre. Und dennoch gehört ſie dem gleichen Boden an. Sie ſind afrikaniſch! Wenn wir ſie vergleichen mit aſiatiſchen und amerikaniſchen Parallelerſcheinungen, ſo wird ſofort klar, was aſiatiſch, was amerikaniſch, was afrikaniſch iſt. Da bedarf es gar keiner langen Erörterung. Hier ſcheiden tiefe Weſenszüge zu beſtimmter Umgrenzung. Sahariſche, ägyptiſche und ſüdafrikaniſche Graphik und Malerei gehen aus ſolchem Vergleich aber nicht nur als afrikaniſche, ſondern auch als dem Alteuropäiſchen Nächſtverwandte hervor.

Damit ſteigt ein großes Problem auf, dem ich durchaus nicht aus dem Wege zu gehen geſonnen bin. Welche inneren Beziehungen ſind es, die die buſchmänniſche mit der ſahariſch-kleinafrikaniſchen Flächenkunſt verbinden?

Auch die Buſchmannszeichnungen zeigen Züge der Umbildung. Es gibt ſolche, die nur als Umriſſe in den Stein geätzt ſind, ſolche die nur in Umriſſen gemalt, ſolche die in Umriſſen gemalt und dann in zweiter Farbe flächengefüllt und viertens endlich ſolche, die a priori flächenmäßig ohne Konturierung angelegt ſind. Von dieſen ſcheinen die erſten die älteſten zu ſein. Und gerade dieſe ſind am weiteſten nach Süden, zur Kapſpitze vorgedrungen. Die Höchſtentwickelten machen ihrer Verbreitung nach den Eindruck, nachgerückt zu ſein. Das bedeutet, daß die ſüdafrikaniſchen Typen der Felsflächenbebilderung die gleichen Formen aufweiſen, wie die europäiſche Felszeichnung,



DIE LAGERUNG DER HAMITISCHEN KULTUR IN AFRIKA

Zweiartenbildung und zwar: 19. Vorherrschaft der Waffe, in älterer Zeit (1) des Bogens, in jüngerer (2) des Speeres — 20. Lederne Frauentracht, in älterer Zeit (1) Doppelschurz, in jüngerer (2) Lendenpagne — 21. Armabzeichen der Jäger und Krieger, in älterer Zeit (1) Tätowierung, in jüngerer (2) Armringe, zumal aus Stein

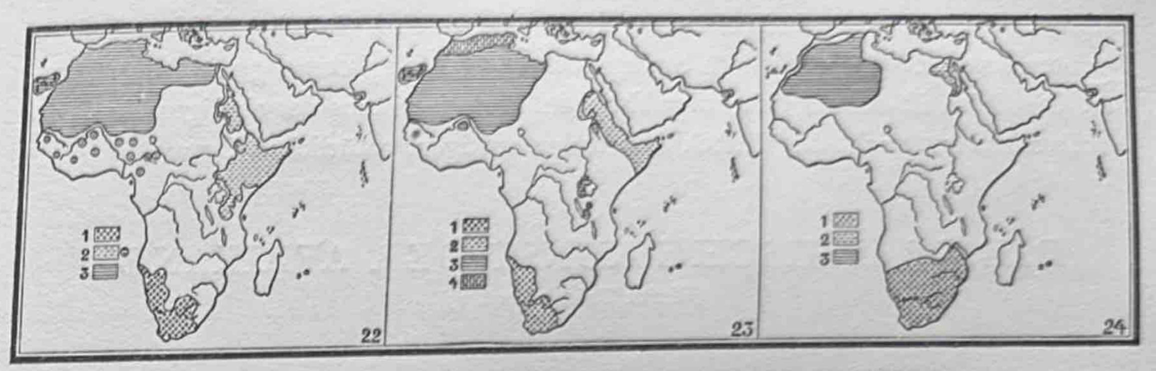
und daß auch hier die in reiner Konturgravierung behandelten als die älteſten, die polychrom-flächenhaft behandelten als die Letzten in der Reihe aufgetreten oder in das Land eingezogen ſind. Mit letzteren Worten iſt der große Unterſchied gegenüber den europäiſchen Felsbildnereien ausgeſprochen. In Europa (Frankreich — Spanien) löſen ſich die einzelnen Stilbildungen aus einem Weſen heraus umbildungsweiſe ab. Sie ſind bodenſtändig — ohne daß ich dabei behaupten will, daß ſie nicht einer von außenher erfolgten Befruchtung ihr Daſein verdanken. In Südafrika iſt die Felszeichnerei aber eingewandert, ſchon dem erſten Anſchein nach von Norden her. Was aber heißt das?

Schon oben wurde geſagt, daß die Felsbildnerei wie das Matriarchat (S. 41 ff.) der hamitiſchen Kultur angehören. Es wurde von dieſer hamitiſchen Kultur ſchon allerhand geſprochen, hier nun ſoll ihre Beziehung zum Erdboden, ihre Ausbreitung und geographiſche Bewegung kurz ſkizziert werden. In Hinſicht darauf muß zunächſt die Einheit der hamitiſchen Kultur, die natürlich auch in der Verbreitung zum Ausdruck kommt, betont werden (vergleiche Kärtchen 16—18 S. 45). Die Gebiete, in denen die Frau die Lederarbeit beſorgt, in denen ſie mit für Afrika primärem Material näht, das Zelt, die Hütte, die Wohnſtätte baut, in der mit der Kalbspuppe gemolken wird, ſind im großen und ganzen die gleichen, wie ja die dieſer Verbreitung zugehörigen Kulturſymptome auch untereinander organiſchen Zuſammenhang zeigen.

Faſſen wir dieſes Verbreitungsgebiet und das darauf ſich abſpielende Bild der Kulturſchickſale aber näher ins Auge, ſo zeigt ſich, daß bei aller äußeren Einheit doch eine Differenzierung ſich nachweiſen läßt, die lediglich durch entwicklungsmäßige Stufenfolge und Außenbeziehung erklärt werden kann. Hier möchte ich auf zwei Varianten dieſer Art hinweiſen. Zunächſt eine Gliederung in eine jüngere und eine ältere hamitiſche Kultur (vergleiche Kärtchen 19—21 oben). Da tritt z. B. zutage, daß die Vorherrſchaft der Waffe im hamitiſchen Kulturkreis mindeſtens einmal gewechſelt hat. Im

fernen Süden der Bogen, im Osten und Westen der Speer, und zwar anscheinend die Wurflanze, die der Krieger immer in zwei Exemplaren mit sich führte. — Ferner: Die Frauentracht der hamitischen Kultur hat, soweit die Verbreitung es gestattet, aus lebendig Bestehendem auf die Vergangenheit zu schließen, immer aus Leder bestanden, was ja ganz natürlich ist, da die Frauen stets die Lederarbeiterinnen gewesen zu sein scheinen. In schärferer Differenzierung tritt nun aber die hamitische lederne Frauentracht als Doppelschurz, dann als Lenderpagne auf. Ersterer besteht aus einem kleineren vorderen, die Schamteile bedeckenden und einem größeren hinteren, das Gesäß und die Lenden umspannenden Lederstück. Die lederne Pagne dagegen ist ein einziges größeres Stück, das den ganzen Unterleib ringsherum umfängt. Erstere Form gehört heute mehr dem Süden und Osten, letztere mehr dem Norden an. Bedeutungsvoll ist, daß vielfach die jungen Mädchen den Doppelschurz, die Frauen dagegen die Lendenpagne tragen, und dadurch charakterisiert sich ersteres als älteres, letzteres als jüngeres Kultursymptom. Als drittes Verbreitungsgebiet nun endlich das Sieges- und Adelszeichen, das im hamitischen Kulturkreis Afrikas am Männerarm zutage tritt und so recht das Symbol matriarchalisch-superlativistischer Tüchtigkeits-Wettdrängelei ist. Die ostsüdliche Form zeigt das Einschneiden und Tätowieren des Armes zunächst als Blutzauber, um im chthonisch-magischen Sinn den Blutbann zu üben (Südwestafrika), dann als Tätowierung den Sieger als Preislichen zu kennzeichnen (nördliches Ostafrika) und endlich als Abzeichen der Adelskaste (nordwestliches Afrika).

Mit dem Sinne des vorletzten Kartenbildes war schon das Wesen einer Reihenfolge im Kulturbau und -Wandel afrikanischen Seins sowie eine diesem entsprechende Verschiebung älterer Kulturgüter nach Osten und Süden durch das im Norden von Westen nach Osten Vordringende angezeigt. Das letzte, dritte Beispiel dieser Serie (21) legt den gleichen geographischen Vorgang, die Verschiebung im Raume, noch deutlicher und mehrstufiger auch dem Sinn nach dar. Das rein paideumatisch-Magische als Innenlebiges wird verdrängt durch das systematisch-ausdrucksstarke Materialistische des Sozialbegriffes. Zu noch entscheidenderen Tatsachen aber führe ich mit der dritten Reihe von Kärtchen (Nr. 22—24) des hamitischen Kulturwandels (umstehend). Die Einheit der hamitischen Sprache ist seit Bleek und Lepsius bekannt und auch nach Bernhard Struck grundeinheitlicher Wurzel. Die durch wunderlich archaistische Schnalzlaute charakterisierten Sprachen Südafrikas müssen als älteste Schicht, die ostafrikanischen schriftlosen als mittlere, die differenziert-schriftmäßigen Nordwestafrikas als jüngste Stufe angesehen werden. Dabei ist es bedeutungsvoll, daß die heute vor allem im Westsudan heimischen braunen Fulbe eine sogenannte osthamitische Sprache besitzen. Wir kennen heute ihre Herkunft aus dem Fezzan-Tunisgrenzgebiet (historische Station). Also haben die nordwestlichen helleren Hamiten einen älteren heute im Osten vorherrschenden Typus verdrängt.



DIE LAGERUNG DER HAMITISCHEN KULTUR IN AFRIKA

Dreischichtung. 22. Südhamitische (1), osthamitische (2 mit Fulbe im Westen) und westhamitische (3) Sprachen — 23. Das „Fette Weib“, im Süden naturgeboren (1), in der Mitte Ideal (2) oder gezüchtet (3) und in Kleinafrika im steinzeitlichen Felsbild (4) erhalten — 24. Felsbilder, (1) Gebiet noch lebender Felsbilderkunst. (2) Althistorische monumentale Felsbilderkunst. (3) Steinzeitliche Felsbildnerei

Eine zweite Stufenfolge ſtellt die Verbreitung des „Fetten Weibes“ in Natur und Kunſt der hamitiſchen Kultur dar. Seitdem im Beginn jungpaläolithiſcher Plaſtik glyptiſche Darſtellungen beſtehen, zeigt die Steinzeitkunſt Europas von Frankreich her bis Malta etc. eine auffallend betonte programmatiſch ſelbſtverſtändliche Wiedergabe des weiblichen Torſo als einer aufgeſchwemmten, fettmolligen Maſſe — nicht nur die Steinzeitkunſt Europas, ſondern auch die Graphik Nordafrikas und die älteſte Plaſtik Ägyptens! Was die Alten zeichneten, das erſtreben die Jungen: die zweite Signatur der Karte zeigt die Gebiete, in denen das „fette Weib“ den Menſchen der hamitiſchen Kultur techniſch zu erzielendes Ideal iſt; d. h. in denen die jungen mannbaren Mädchen bei ſorgſamer Bewegungsenthaltung ſo lange und gründlich mit fettbildenden Milch- und Mehlſpeiſen genährt werden, bis ſie dem ſinnlich-äſthetiſchen Wunſchziel der Heiratskandidaten entſprechen. Im dritten Gebiet, in Südafrika, iſt aber die natürliche Neigung zur Fettſteißbildung (Steatopygie) ſo grundnatürlich, daß irgendwelche Kunſtprozeduren gar nicht erſt notwendig wären.

Knüpfen wir an das letzte Beiſpiel an. Die Rundung der Hottentotten iſt eine naturgeborene, eine naturgemäß gegebene Tatſache. Ebenſo natürlich iſt der Verismus der ſteinzeitlichen Glyptik und Graphik. Sie iſt dort erlebt, eingeboren, naturſelbſtverſtändlich. Zwiſchen dieſen beiden Tatſachen der Vergangenheit und Gegenwart, d. h. zwiſchen dem in der Kunſt des Nordens erhaltenen Spiegelbild des „Es war einmal“ und dem lebendig heute noch faßbaren „Es iſt tatſächlich ſo“ des Südens ſtellen wir die künſtliche Erhaltung eines Ideals der Vergangenheit als Mitte, als Brücke, als ſelbſtverſtändliche Durchgangserſcheinung. Daraus ergibt ſich das, was ſchon mehrere vorhergehende Karten ſinngemäß ausdrückten: Im Süden Afrikas iſt heute als Tatſächlichkeit erhalten, was einſt (d. h. in der Vergangenheit, hier die Steinzeit) Nordweſtafrika lebendig er-

füllte; im weiten, nach Südwesten gerichteten Bogen sind diese hamitischen Kultursymptome vom NW über O nach S weggesickert. Die Wegsickerung wird unverkennbar. Die Bahn ist eukologisch vorgeschrieben. Dem Verismus der einstigen Kunst des Nordwestens entspricht die Tatsächlichkeit der heutigen, natürlichen Umwelt.

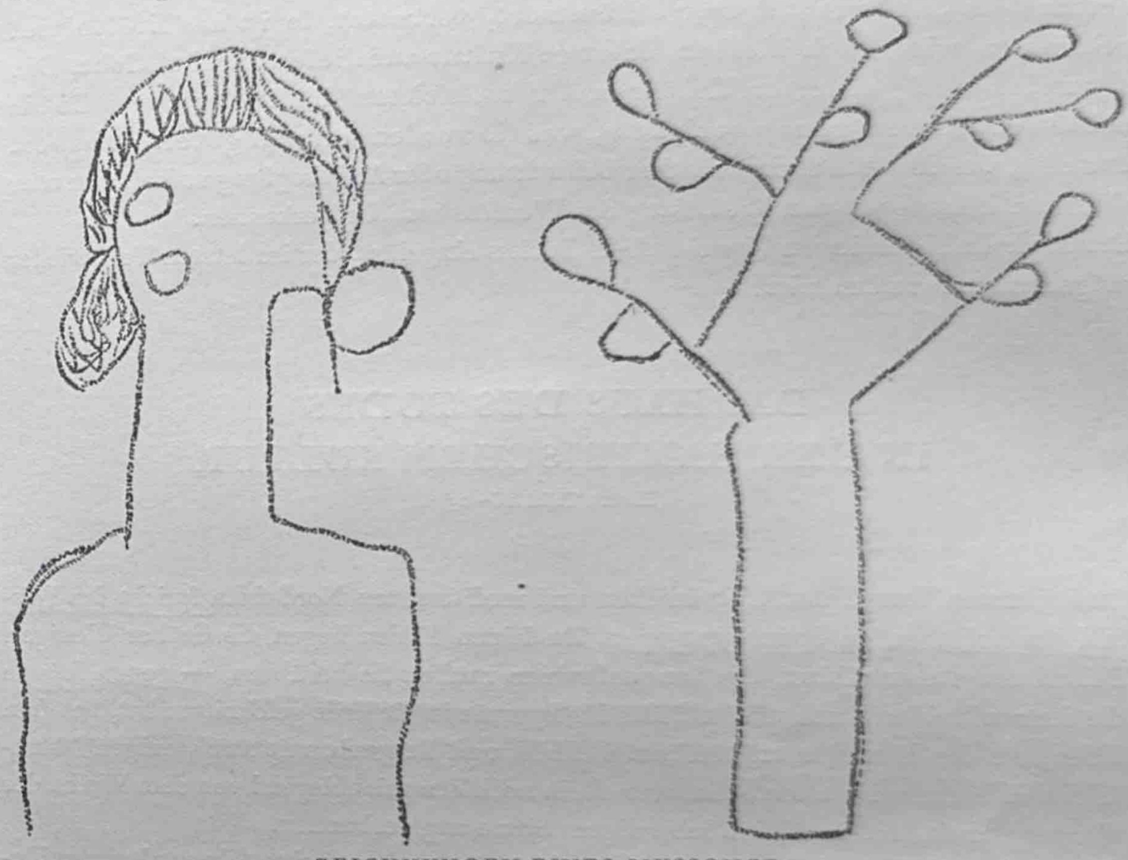
DIE GRAPHISCHE KUNST DER AFRIKANER

(Hierzu Tafel 14 und 15)

Unser Weg führte uns von der Petrographik, d. h. der tiefe Linien in den Stein schneidenden Umrißzeichnung, zur Behandlung der so umrissenen Flächen, dann die jüngere Konturenmalerei zur Flächenbehandlung und zur Polychromie. Jetzt handelt es sich um die Frage, wie weit diese Schneide- und Pinselkunst auf afrikanischem Boden zu einer eigentlichen Zeichenkunst geführt hat. Die Antwort hierauf fällt so kümmerlich aus, daß die Frage zuerst einmal umgestellt werden muß. Eigentliche Zeichenkunst besitzt Afrika nur in der älteren Kunst Ägyptens (Tafel 14), und diese zeigt in ihrem lebendigen Sein unbedingt mehr Beziehung zur Buschmannsmalerei Südafrikas (Tafel 12 und 13) als zur Steinschneidekunst Nordwestafrikas.

Um dem Wesen der Erscheinung näher zu kommen, möge noch einmal die Tatsache berührt werden, daß die heutigen Bewohner Kleinafrikas die Felsbilder nicht „sehen", und daß diese Stämme im großen und ganzen genommen Bilder überhaupt nicht zu sehen vermögen. Diesen Mangel teilen die Nordafrikaner mit den ihnen scheinbar so nahestehenden Arabern, die heute ja den in diesen Ländern leitenden Kulturführertypus darstellen. Das ist um so erstaunlicher, als die angeblich und äußerlich genommen tatsächlich niedriger an Kultur gehaltigen Negervölker den Arabern hierin weit überlegen sind. Diesem merkwürdigen Unterschied, ja Gegensatz nachzuspüren scheint um so verlockender, als die vom Zentrum historischer Bildnerei entfernten Neger diese in umfangreichem Sinne übernahmen, während alle Völker der hamitischen Kultur ihr gegenüber interesselos verblieben sind und zwar bis heute. — Um der Sache näher zu kommen, drücke man einem Neger und einem Hamiten (d. h. nicht einem Araber, sondern einem Hamiten, hier einem oder jedem Kabylen des Djurdjura) je einen Bleistift in die Hand und lasse ihn sich ausgeben. Das Ergebnis ist ein erstaunliches: Der Hamit, der schwer Bilder erkennt und nie eine Plastik gekannt zu haben scheint, zeichnet vorzüglich (Tafel 15 und Abb. S. 53), bald realistischer, bald ornamentaler. Der Neger, ein glänzender Plastiker, zeichnet so unbeholfen, wie unsere unbegabtesten Kinder (Textabb. S. 51). Hier klafft ein schier unüberbrückbarer Gegensatz. Es gibt sicherlich nicht viele Gebiete, auf denen der Unterschied der äthiopischen und der hamitischen Kultur so unmittelbar offenbar wird.

Denn das Erſtaunliche iſt, daß die kindiſchen Zeichnungen, die ich S. 51 wiedergebe, von Männern angefertigt wurden, die jede Photographie auf den erſten Blick erkannten, die dazu noch Meiſter der Schnitzkunſt, d. h. der Plaſtik und als ſolche unter den Stämmen ihrer Umgebung bekannt waren. In der realiſtiſchen Graphik habe ich aber alle Völker der äthiopiſchen Kultur ein ſehr niederes Niveau nicht überſteigen ſehen. Nach vielen Beobachtungen bin ich zu dem Reſultat gekommen, daß der äthiopiſchen Kultur die figu-



ZEICHNUNGEN EINES MUSSONGE

Links ein Porträt, rechts ein Baum. Der Zeichner war ein seiner Geschicklichkeit wegen berühmter Holzschnitzer, der bis dahin weder mit Europäern noch mit Arabern in Berührung gekommen war (1914)

rale und kompoſitionelle Graphik nicht eingeht; ſie iſt ihr gegenſätzlich. (Siehe Teil IV.) Dagegen iſt die Graphik der hamitiſchen Kultur Afrikas adäquat und zwar ausgehend von der Form des Verismus (Tafel 15). Jede Form der figuralen Plaſtik iſt ihr aber kaum, und wenn wirklich einmal, dann nur ſehr ſchwer zugänglich. Hierbei ſei hervorgehoben, daß ich das Wort figural außerordentlich ſtark betont zu ſehen wünſche.

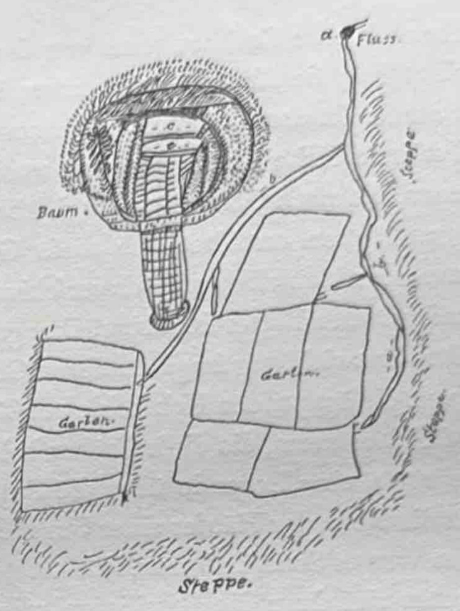
Nun darf ich wohl hier darauf hinweiſen, daß es eigentliche Urkulturen heute, wenig-

ftens in Vollkraft, nicht mehr gibt und fchon feit Jahrtaufenden nicht mehr gegeben hat. Letzte Formen folcher wären, wenn vorhanden, fo fenil, daß fie Unmittelbares kaum aus fchöpferifcher Blütezeit verkünden könnten. Die Urformen müffen unfruchtbar geworden fein. Fällt diefe Vorausfetzung fort, fo tritt uns dafür eine reiche, ja überreiche Fülle von Beobachtungsmöglichkeiten entgegen, die noch nie gewürdigt wurde, die aber zu den tieferen und größeren Geheimniffen der Kultur hinabdrängen muß: denn find die Formen des „Ur" vergangen, verkümmert, verrottet, fo ift das Kräftefpiel geblieben, wird auch bleiben, folange Kultur auf diefem Erdball lebt. Die alternden und gealterten Kulturen Afrikas richten fich in dem, was fie bis heute aufnehmen, genau nach dem, was fie vordem einmal gezeitigt haben. Aus dem, was fie heute nach vielfacher Befruchtung oder Aufpfropfung aufnehmen oder ablehnen, können wir den Wefenszug des Werdens im „Ur" erkennen.
Damit ift ein Faden in das Gewebe diefes Buches eingefügt, der im letzten Teil wieder aufgenommen werden wird.

DAS HAUS DES TODES IN DER HAMITISCHEN KULTUR

(Hierzu Tafel 16—25)

Im fteinernen Tempel des fteinzeitlichen und mediterranen Nordafrika fpricht das Felsbild der aufgehenden Sonne entgegen. Zu feinen Füßen liegen die Gräber Weniger, Befonderer, Auserwählter. Die Sonnenftrahlen müffen fie berühren, — genau fo, wie die Sonnenftrahlen das Zauberbild, das der Pygmäe in die Erde gefchnitten hat, betaften follen, um den Blutbann zu brechen. Felsbild und Felsgrab, mit nur wenigen Manufakten zufammen im toten Steinmeer allein noch Zeugnis ablegend von dem Wefen der Vergangenheit, find in diefem lebendigem Sinne eng verbunden.
Diefen alten Gräbern haben wir emfig nachgefpürt und getrachtet, ihrer plumpen Unförmigkeit Leben abzugewinnen. Kleinafrika ift übervoll von folchen ftummen Zeichen des Einft. Viele Hunderte haben wir erfchloffen und fo ein Bild gewonnen von ihrem Bau. Denn äußerlich find fich viele und die meiften gleich. Innerlich find fie fehr verfchieden. Eingehende Forfchung hat ein ganzes Syftem von Formen zutage gefördert (vgl. Frobenius, „Der Kleinafrikanifche Grabbau"), deffen verfchiedene Stufen und Abzweigungen einem gefchichtlichen Werden im Innern und einer formalen Vermehrung von Außen entfprechen. Die älteften find von außen von Steinhaufen am Chauffeerande kaum zu unterfcheiden (Tafel 16), zeigen innerlich aber fehr merkwürdige Varianten. Zuweilen





ORIGINALZEICHNUNGEN EINES KABYLEN

Links: Baumwächterhaus (= taçest, plur. tiaçessin) zwischen Gärten der Kabylie. Bei a ist im Fluß ein Wehr (= taschthabik) angelegt, das das Wasser in die künstlichen Kanäle (tirgoa, sing. térga) leitet. In dem Baum ein auf den Ästen errichtetes Plattformpfahlhaus (taçest) mit zwei Lagerstätten (— c — c — = thiarännath, sing. thiuan) übereinander. — Rechts: Front eines sehr schönen Kabylenhauses. Die weiße Mittelfläche mit Punkten stellt die Eingangstür dar. Die a—Streifen sind die in Lehm geformten vertikalen Rahmenwülste (= tigjch), — b — der obere horizontale Lehmrahmenwulst (= amthgirr). Der leere Raum X — — X stellt eine Art Tarorfitz über dem Acham mit Ausguck dar. Dieser Raum heißt thichamin-talhest. Oben der dunkle Streifen — c — stellt den Lehmschlag der Decke über der Schilfmasse dar. Diese Decke heißt skuf-uphela. — Im übrigen soll vor allen Dingen die schöne Bemalung der Vorderfront (Frauenarbeit) mit Zweigen, Pflanzen und Blumen dargestellt werden

erhebt ſich im Inneren ein ſtehender Stein, ein Steloid (Tafel 18), zuweilen bildet aber auch ein kleiner Kaſten ein regelrechtes Innengebäude für den Toten (Tafel 19).

Es iſt ſehr bemerkenswert, daß die älteſten Typen ſehr vereinzelt oder nur in kleinen Gruppen zuſammenliegen, daß aber, je weiter wir uns chronologiſch von ihnen entfernen, ſowohl die Zahl wie die Kunſtfertigkeit in der Technik und auch die Größe zunehmen. Zwei verſchiedene Stilarten ſind unter den jüngeren beſonders auffallend: der Schichtbau (vgl. die Typen Tafel 20) und der größere Standbau der Dolmen (Tafel 22). Der Schichtbau iſt zuweilen auf Sockelbildung beſchränkt, zuweilen aber auch bis zur falſchen Gewölbebildung entwickelt. Der Standbau gibt ſich beſonders da, wo, wie bei Bu Nuara, Hunderte von Gräbern zu rieſigen Friedhöfen vereinigt ſind, in allerhand Spielformen kund, die alle in ihrer Gemeinſamkeit belegen, daß ſie nur noch Skelette ſind. Wie die älteren kleinen Kiſtchengräber waren auch ſie eingehüllt, nicht aber wie jene in Steinſchotterung unter einem Packbau, ſondern unter Erdreich, das Wind und Regen inzwiſchen hinweggeſpült haben. Dieſe Dolmen gehören einer Periode der Standbaukunſt an, in der nicht nur die Grabkammern, ſondern auch die Häuſer der Lebenden wie Kartenhäuſer aus Steinplatten gebaut wurden (vgl. Tafel 21).

Es ist ein langer Weg, den die kleinafrikanische steinerne Grabbaukunst von den ersten kümmerlichen Steinpackungen an zurückgelegt hat, sie ist weit gekommen, im geographischen wie im technisch-künstlerischen Sinne. In der Ausbreitung finden wir das Steingrab überall da, wohin hamitische und steinzeitliche Kulturelemente vordrangen und wo außerdem überhaupt Steine vorkommen, bis nach Oberguinea (vgl. Abb. S. 55), bis Ost- und von da bis Südafrika. Am gewaltigsten entfaltet sich diese Grabbaukunst in Ägypten, dessen einfache Formen nicht von den kleinafrikanischen verschieden sind. Rücklaufend sehen wir in der numidischen und späteren Blütezeit Kleinafrikas gewaltige Bauten emporsteigen (Tafeln 23 bis 25), die ihre Entwicklung fraglos tieferen Gedanken und der Berührung mit Ägypten verdanken (vgl. die ägyptische Hohlkehle auf Tafel 25). Tieferen Gedanken! — Welche Gedankenwelt ist es denn, die diese Gräber belebt! Im marokkanischen Gebiet erfuhr ich im Jahre 1914 eine Legende über die Entstehung der Tumuli. Die Steinbaugräber sind nach ihr die Reste der Häuser einer Urahnenschaft, die als Ischabaren bezeichnet wird. Bei diesen war es Sitte, daß man sich tötete, wenn die Lebensmittel ausgingen. Der Familienvater rief dann die Familienmitglieder zusammen und riß die Mittelpfeiler des Hauses ein. Das Haus stürzte zusammen und begrub die Menschen unter sich, die zu stolz waren, um etwa beim Nachbarn Lebensmittel zu erbetteln. Mein Berichterstatter aus dem Susfannatale legte dem Familienvater die Worte unter: „Ich habe nichts mehr zu essen, ich werde mich, wenn der Mond das nächste Mal wandelt, töten.“ Im Gegensatz hierzu berichteten mir im Jahre 1917 Berber aus verschiedenen Teilen Marokkos wie Algeriens dies in einer neuen Lesart. Dem alten Bericht zufolge habe nicht der Familienvater, sondern die Familienmutter, und zwar nicht beim Mondwandel, sondern bei Sonnenaufgang das Einreißen bewerkstelligt. In der Tat läßt sich auch sonst in der Sahara und in Kleinafrika, in Ägypten wie in Ostafrika nachweisen, daß der Islam und die arabische Anschauung überall die Tendenz hat, in der Mythologie den Mond an Stelle der Sonne zu setzen.

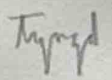
Diese düstere Erzählung gewinnt nun dadurch an Interesse, daß die hamitische Kultur späterer Zeit dazu neigte, die Toten im Boden der Wohnung der Lebenden „einzuscharren“. Ich wähle diese Worte absichtlich. Denn eine eigentliche Bestattung in unserem Sinne kannte die ältere hamitische Kultur nicht. Das typische hamitische Totenritual besteht darin, daß der Verstorbene möglichst schnell zu einem Bündel in eine Tierhaut eingeschnürt und unter die Erde gebracht wird. Häufig erfolgt das Zusammenkrümmen und Verschnüren schon bevor der Tote noch den letzten Atem aushauchte. Vielfach werden im hamitischen Kulturkreis die Toten nur einfach ausgesetzt, den wilden Tieren als Nahrung hingeworfen, unter einem Steinhaufen hingelegt, dem jeder später Vorübergehende noch einen Steinwurf widmet.

In der althamitischen Kultur ist der Stein im Bau, im Kindheitsstadium einer Bau-



STEINMONUMENTE IN AFRIKA
Steinplattenbelag im Standkreis über alten Häuptlingsgräbern im liberianischen Urwald. Heute dienen diese Stätten als Beratungsplätze (Fritz Nansen DIAFE 1908)

kunſt, zweifelsohne der Ausdruck des Düſteren. Wo der Steinbau mit erhabenen und gleichzeitig erhebenden Gedanken verbunden iſt, wie im ſpäteren Kleinafrika, im höheren Ägypten, im jüngeren Oſtafrika (vgl. Tafel 26) oder im Südoſten (vgl. Textfigur S. 57, Ruinen aus dem ophirischen Kolonialgebiet), da verdankt Afrika ſolche Anregungen der Außenwelt und zwar ſowohl im Religiöſen wie im Profanen. Düſter iſt der Stein, tot wie ſeine Natur. Der unter Steinen verſcharrte Tote ſoll unten im Hades verbleiben und ja nicht wieder als Geſpenſt zurückkehren. Was Agatharchides von den Troglodyten erzählt, ſtimmt noch für heute: abſchiednehmend werden Steine auf Steingrabhaufen geworfen: „Störe uns nicht!" lautet der begleitende Zuruf der Bedjaſtämme.
Und iſt es nicht auch ein düſterer Sinn, der ſogar dem Felsbild innewohnt, das die Sonne beleuchten ſoll, um vor dem Blutzauber zu ſchützen? — Wahrlich, dieſe Menſchen des Höhlengefühles (Paideuma S. 40/1) bedurften des Tageslichtes zur Befreiung vom düſteren Druck des Steines — und werden ihm doch nicht entgehen.



DIE WOHNSTÄTTE DER LEBENDEN

(Hierzu Tafel 27—48)

Vom eigentlichen Wohnen der Lebendigen weiß der Stein in Afrika wenig zu ſagen. Auch in der hamitiſchen Kultur hat er nur auf höherer Stufe und ſonſt nur in einem an anderer Stelle zu beſprechendem Falle zum Wohnbau Weſentliches bedeutet. Vom

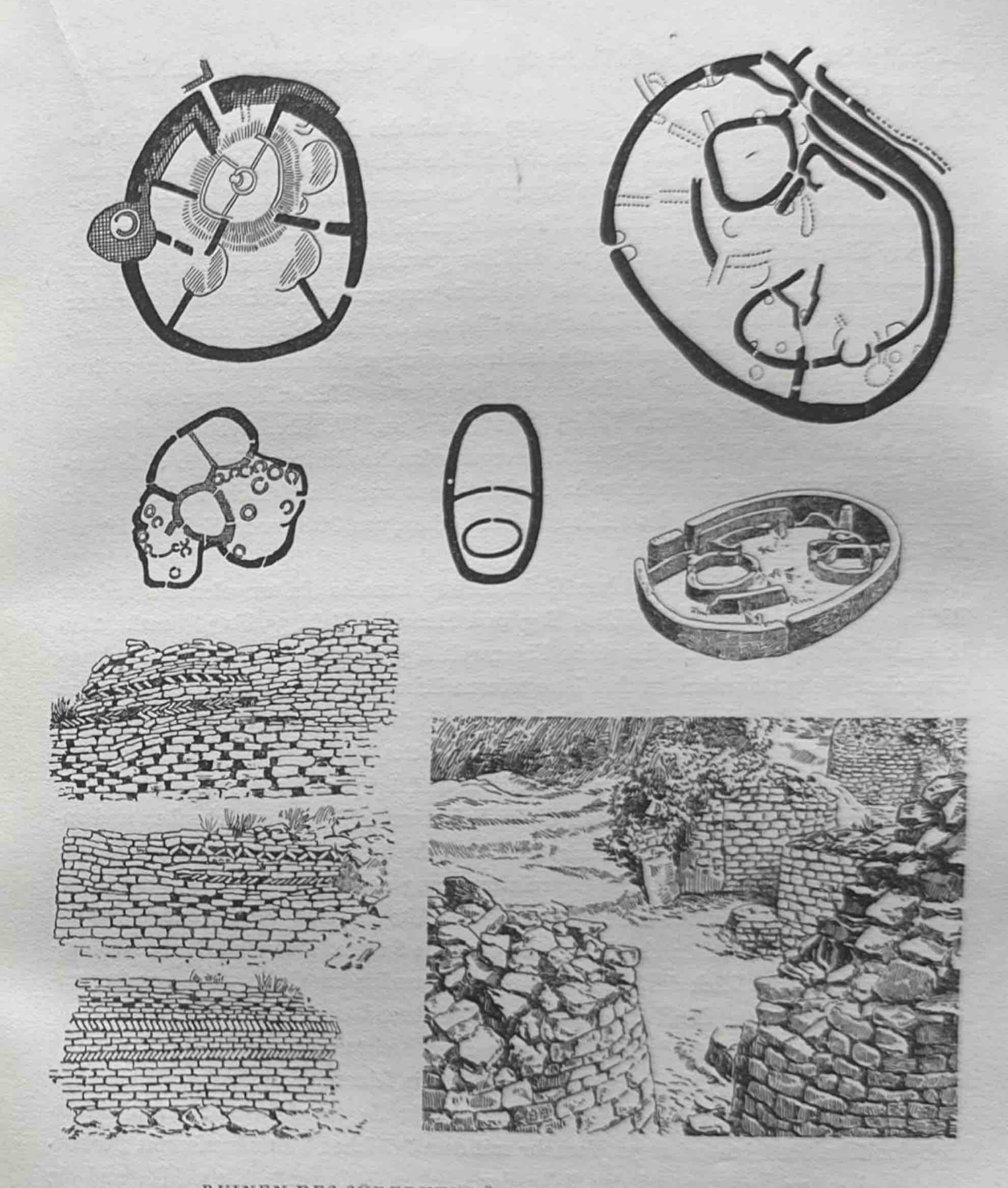
Stein aus ist ein Blick in die Tiefe der hamitischen und saharischen Wohnweise nicht zu gewinnen. Eine Einsicht bedeutet hierfür die Erschließung der Erde und fällt damit, nach meinem Plane, dem nächsten Teile zu (vgl. Teil III S. 81 ff.). Es sind also mehr die Vorbedingungen des Wohnens, die für hier in Betracht kommen. Dazu soll aber eine gewisse Übersicht über das später von höherer Warte aus nachzuprüfende Material geboten werden.

Das Bestimmende und zwar der Entelechie wie der Ausgestaltung nach Entscheidende war für die hamitische Kultur stets die Beziehung zum Tier. Soweit wir auf afrikanischem Boden die maßgebende Betätigung der Hamiten festzustellen vermögen, ist Viehzucht immer mit dem Hamitismus als Kulturform immanent verbunden. Im nördlichen, östlichen wie südlichen Afrika herrscht der Charakterzug so bestimmend vor, daß er sogar dann nicht übersehen werden kann, wenn ein integrierender Teil der Bevölkerung, wie in Kleinafrika sogar schon zu Zeiten vor Herodot (gegenüber viehzüchtenden Libyern zwischen den großen Syrten und Ägypten), zum Landbau übergegangen ist.

Dem entspricht die Wohnung, das Zelt, das aus gebogenen Stangen besteht, über die im Osten und Süden (und früher auch in Kleinafrika) Lederdecken, im Nordost Matten und im Nordwesten heute Wollstoffe gelegt werden (Tafel 27 und 28). Die große Fläche wird kulturell bedingt durch den Wohnort, gleichviel ob die Stämme Rinder, Schafe oder Kamele züchten, oder aber ob sie als Araber und Tuareg Reiter sind. Sind sie Reiter, so ist es gleichgültig, ob sie wie diese Kamele oder wie jene Pferde haben, sie werden die Herren der ihnen dienenden Feldbauern, der Oasenbewohner.

Mit dem Wort Oase verlassen wir die ursprüngliche Wesenheit der hamitischen Kultur. Ein höheres Fremdelement setzt ein. Die Oase ist nichts Ursprüngliches im hamitischen Kulturkreis. Die Oase ist etwas in das hamitische Leben Hineingewachsenes. Das Hamitische hat sich in Steppen und Wüsten zurückgezogen, weil diese seinem ursprünglichen Lebenssinn allein adäquat sind und das Höhere, dem Hamiten Fremde, unmöglich machen. Die Oase aber, eine erst in jüngerer Zeit entstandene Form des Landschaftsbildes, hat die Eigenschaft, fremden und höheren Kulturformen Aufnahme zu gewähren und sie sich in stilstarker Aufsaugung zuzueignen.

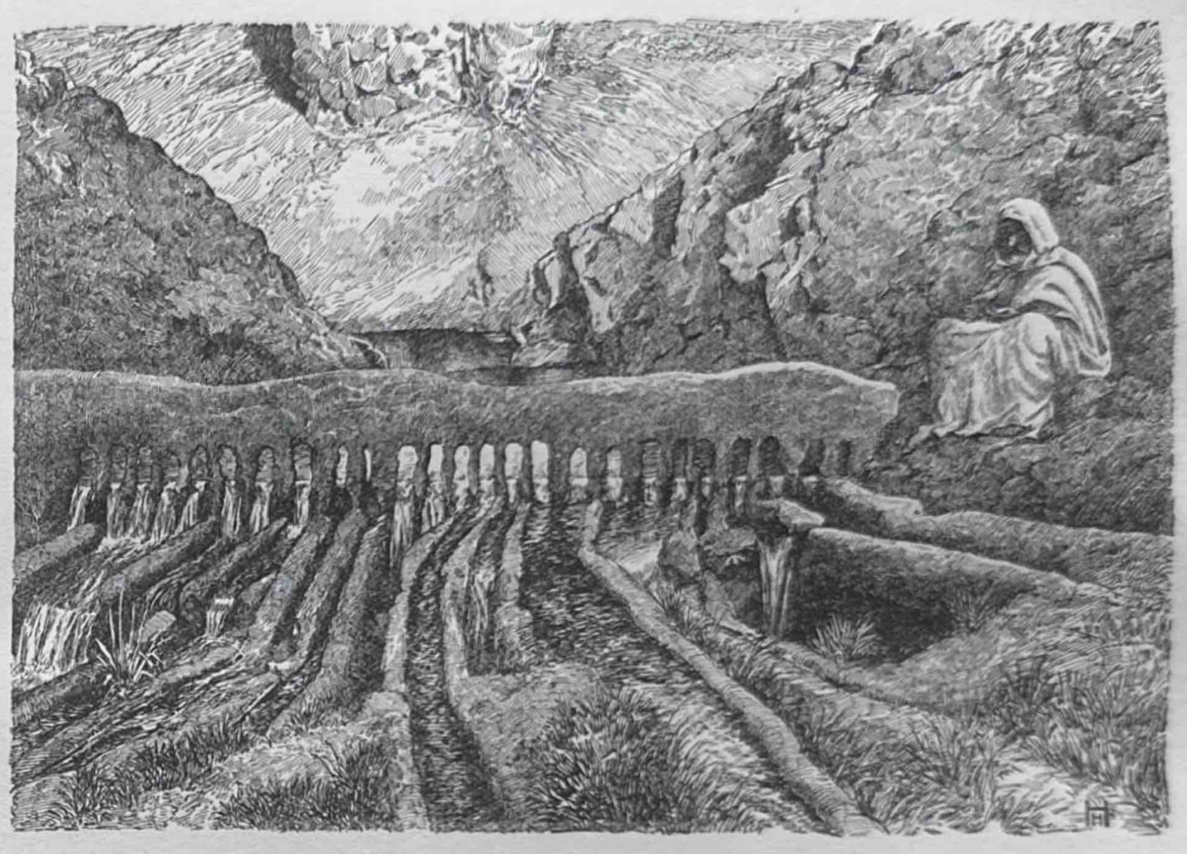
Nordafrika wie Südafrika verfielen nach der letzten Pluvialzeit der Wüstenbildung. Die Pflanzenwelt zog sich auf wenige, durch Wasser bevorzugte Gebietsteile zurück. Die Menschen wurden gezwungen, diese Inseln gegen die Wüste zu verteidigen und so wurden die Oasen zu Haftpunkten jeder von außen kommenden Kraft, die in dieses schwere Ringen neue Waffen hineintrug. Je größer und bedeutungsvoller die Oase (Ägypten!), desto bedeutungsvoller die Haftfähigkeit. Typisch hierfür ist vor allem die Bewässerungsfrage. Es ist bekannt, welche Rolle sie in Ägypten spielte, wie hier schon



RUINEN DES SÜDERYTHRÄISCHEN KULTURGEBIETES

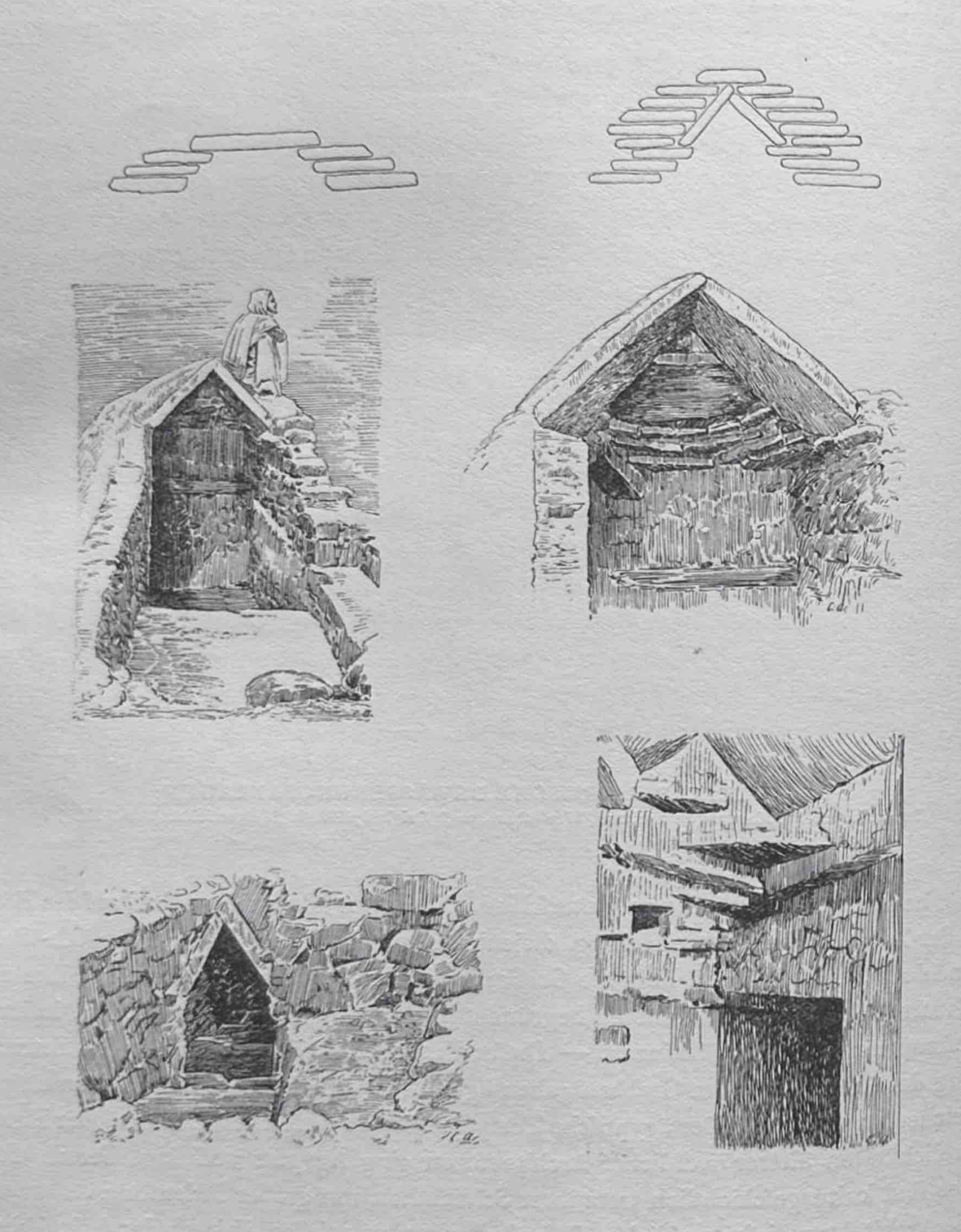
Oben Grundrisse, rechts darunter eine Ansicht der am berühmtesten gewordenen Anlage von Simbabwe. Unten links Proben der Steinsetzung und rechts Blick in die Anlagen von Simbabwe. Nach David Randall-Maciver, R. N. Hall und M. G. Neal

in alter Zeit Staudämme und große Teichanlagen dem Selbſterhaltungstrieb des Nilſtromlandes zu Hilfe kamen.
Aber ebenſo erſchütternd großartig entrollte ſich mir das Bild des hierin ſo wenig beachteten Nordweſtafrikas. Nicht nur die oberirdiſche Anlage (vgl. Tafel 29 und 30 und Barrage S. 59), ſondern vor allem die Fogarra, die unterirdiſchen künſtlichen Waſſeranlagen, bieten erſtaunliche Tatſachen. Die beifolgenden Textabbildungen (S. 60 und 61), ſowie vor allem Tafel 31 und 32 zeigen, daß hier gewaltige Hallen und Gänge angelegt ſind, — ſicher in alter Zeit. Denn: hier iſt nichts von mauriſcher oder römiſcher oder griechiſcher Architektur! Dieſe falſchen Gewölbe mit oben abſchließenden Winkelſtützſteinen haben in einer einzigen Periode, in einem einzigen Kulturkreis und ſeinen Ausſtrahlungsumlagerungen ihre Parallelen: in dem der ägäiſchen Kultur. So wie die Dolmenbauweiſe (Tafel 18 und Tafel 19) im Toten- und Wohnbau Weſtafrikas Belege für das Ausklingen weſtöſtlicher Pendelbewegung im Neolithikum ſind, ſo dieſe Bauweiſe der Fogarra Anzeichen einer in der Metallzeit auch im ägäiſchen Meer wie in Afrika einſetzenden Wende, das Anſetzen eines ſtarken, von Oſten nach Weſten erfolgenden Rückpendelns.
Derart beginnt mit der natürlichen Oaſenbildung fremdes Kulturweſen aus anderer Richtung ſich einzuniſten. Zwiſchen Erg und Hamada (Tafel 33 bis 36) entſteht im bodenſtarken Niltal jetzt die herrliche Eigenwelt Ägyptens, im einförmigen, ſtrukturſchwachen Weſten Nordafrikas aber jene träumeriſche Oaſenwelt, die ſich im Bauweſen und in der Wirtſchaftsform mehr und mehr vom urſprünglich hamitiſchen Typus entfernt und einem Fremdling nach dem andern Gaſtrecht bietet, bis der Islam ſeinen Einzug hält. Die Unterſchiedlichkeit der Kultur Kleinafrikas und Ägyptens iſt ſo gewaltig, tritt mit ſo markanten Zügen hervor, daß wir dieſer Erſcheinung Beachtung ſchenken und annehmen dürfen, daß ſie Entſcheidendes über mancherlei Weſenszüge der Kulturbildung überhaupt verrät. Landſchaftliche Übereinſtimmung der Umwelt iſt das Verbindende. Ein Ritt durch die libyſche oder die nubiſche Wüſte gewährt gleiche Bilder und Erlebniſſe wie ein Marſch durch Kleinafrika oder die Sahara. Trennend iſt aber die Tatſache, daß der erſte Blick des Wanderers beim Eintreffen am Oaſenrande Ägyptens zuerſt durch den Strom, den Nil, gefeſſelt wird, während er in den weſtlichen Wüſtenoaſen auf inſelartige Gebilde fällt, die nach allen Richtungen von Wüſte oder Steppe umgeben ſind. Dieſer Nilſtrom nun verbindet. Die in ſeinem Becken aufgeblühte Kultur empfing von Süden, aus dem kuſchitiſchen Kulturkreiſe, ebenſo wie ſeinerzeit die altbabyloniſche. Sie lebte im engen Verkehr mit dem ägäiſchen Kulturkreiſe, mit „Kefto“. Damit aber lag Ägypten auf der Bahn der „hohen Kulturen“; Kleinafrika und die Sahara lagen außerhalb dieſer Zone (ſ. Teil I). Die kulturelle Höchſtleiſtung auf kleinafrikaniſchem Boden gehörte der Vergangenheit an, als Ägypten erſte Knoſpen trieb.



KLEINAFRIKANISCHE BEWÄSSERUNGSANLAGEN
Der steinerne Staudamm von Timimun, Westsahara, nach Originalphotographie gezeichnet von H. Hagler

Man beachte diesen gewaltigen Unterschied. Die Kultur Kleinafrikas stand auf der Höhe in der Zeit der West-Ostpendelung, diejenige Ägyptens in der Periode der Ost-Westpendelung. Und dennoch liegt die Großartigkeit der ägyptischen Kultur und ihre ungeheure Fähigkeit zur Stileinheit begründet in ihrer Zugehörigkeit zu Afrika, in ihrer Abstammung aus einer Steinzeit. — Dieser Unterschied wird am klarsten bei Betrachtung der Architektur. Im Grabbau gehen ägyptische wie kleinafrikanische Formen von gleicher Struktur aus. Der ägyptische Tempel fehlt den westlichen Ländern. Der Eigentümlichkeiten älterer westlicher Architekturen ging Ägypten verlustig. Gerade diese aber sind kulturgeschichtlich trotz ihrer Schlichtheit von großer Bedeutung.
Die Architektur dieser westlichen Oasensiedlungen zu erfassen, ist nach den historischen Gesichtspunkten um so leichter, je kunstvoller sie auftritt (Tafel 37—56). Die schlichte Urform als Naturwesen zu erfassen wird aber erst dann möglich sein, wenn der Erdbau in seiner ganzen Eigenart zur Sprache gebracht ist. Das aber ist Angelegenheit des



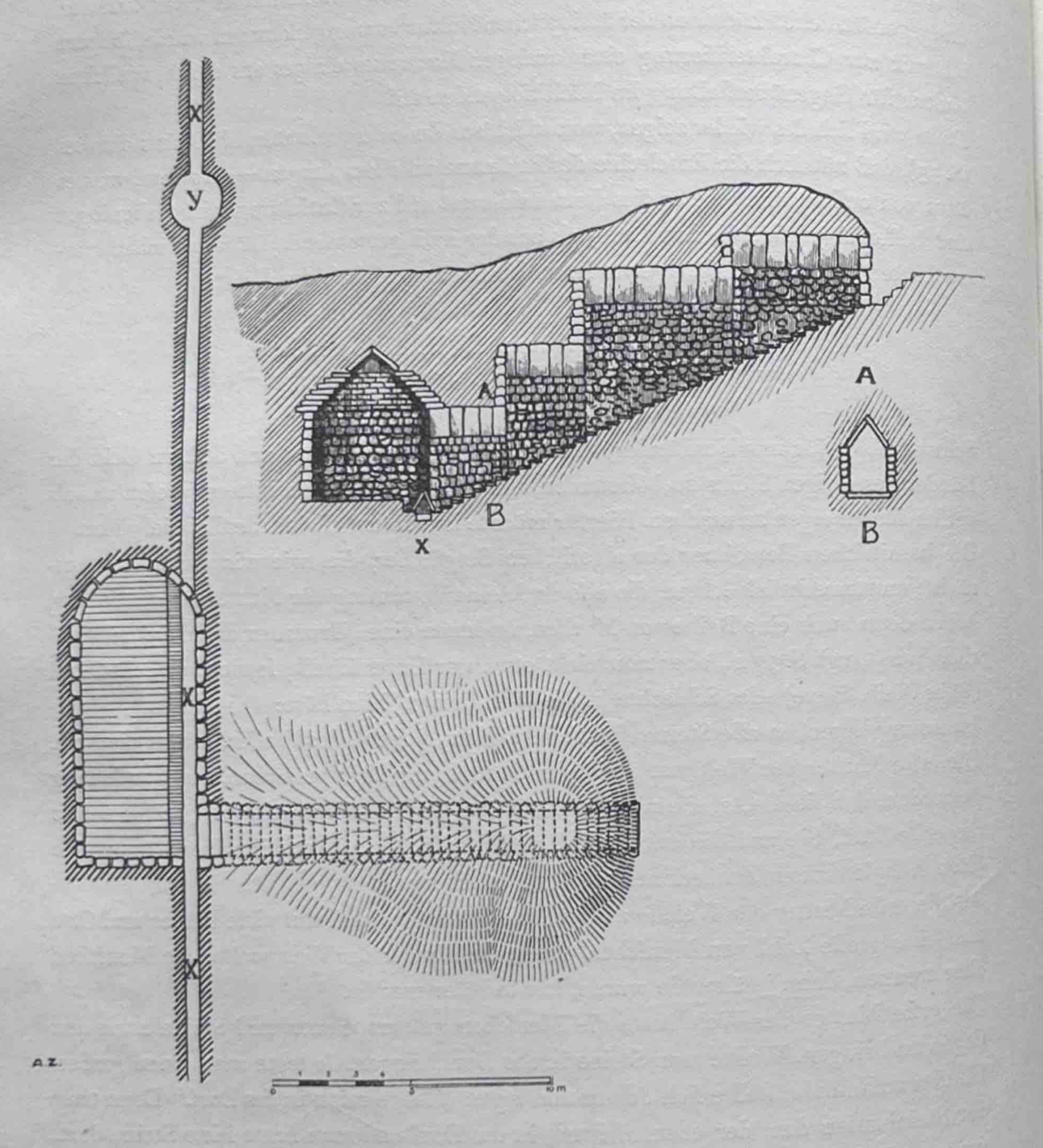
KLEINAFRIKANISCHE BEWÄSSERUNGSANLAGEN

Einzelheiten: Eingänge, Nischen, Steinlagerung. Gezeichnet von C. Arriens (DIAFE 1914)

nächſten Teiles. So wie in dieſem Teile und zumal in dem Abſchnitt über das Zeichnen das gegenſätzliche Phänomen der äthiopiſchen Kultur vorweggenommen wurde, ſo ſpare ich mir zur Charakteriſierung eines analogen Kontraſtes einiges aus der hamitiſchen Kultur für Gegenüberſtellung im Nächſtfolgenden auf.
Dann wird ſich das wieder zeigen, worauf ich am Ende des vorletzten Abſchnitts hinwies (S. 53), daß nämlich die Entelechie des Paideuma an allem Jungen — aus dem, was es etwa von außen, und wie es dies dann aufnimmt und zur Entfaltung bringt, ebenſogut und beſſer abgeleſen werden kann, als aus der ſenil gewordenen, kümmerlichen, vertrockneten und unfruchtbar gewordenen Nachkommenſchaft der Urform.

DIE SEELE DER STEINZEIT

Schwer iſt es für uns Nordländer, uns mit dem ſchwermütigen und düſtern Geiſt der Länder des ewigen Steins zu befreunden, ihn zu faſſen und ſein bitteres Weſen uns als verſtanden zu eigen zu machen. Hierfür möchte ich ein entſcheidendes Beiſpiel geben.
Die hamitiſchen Bewohner der algeriſchen Bergländer, die, wie wir oben ſahen, zunächſt mutterrechtlich lebten, die alſo doch eine Verehrung der Mutter pflegen ſollten, haben denn auch eine Reihe von Mythen, in denen eine „Urmutter der Welt" ſchöpferiſch wirkt, vgl. S. 37 ff., aber nun nicht etwa nur Gutes ſchafft, ſondern als echte Stud (böſes Weib, Hexe) alles Schlechte in die Welt bringt. Man höre:
Im Anfang ſprachen alle Steine, ſprach alles Holz, ſprach alles Waſſer, ſprach die Erde. Die erſte Mutter der Welt war aber ſehr alt und ſehr klug geworden. Sie war ſo klug geworden, daß ſie die Ameiſe nicht mehr fragte, ſondern alles allein machte. Sie wurde die erſte Stud. Sie war die erſte und die größte Zauberin. Nach ihr aber wurden alle alten Kabylenfrauen Zauberinnen und ſind es bis heute.
Als die erſte Mutter der Welt ſo alt geworden war, gab es ſchon viele Dörfer und Orte und eine große Zahl von Menſchen. Die erſte Mutter der Welt wollte die Menſchen aber trennen, denn je älter ſie wurde, um ſo böſer war ſie.
Die erſte Mutter der Welt hatte die Menſchen gelehrt, Feuer und Steine nach den Orten zu bringen. Wollte man Steine in das Dorf bringen, ſo legte man einen großen Haufen zuſammen, ſtellte ſich darauf und ſagte: „Trage mich in das Dorf." Dann trug der Steinhaufen den, der obenauf ſtand, in das Dorf und man hatte ſeine Steine dort, wo man ſie haben wollte. Wollte eine Frau Feuerholz haben, ſo ging ſie in den Wald, legte eine große Laſt Holz zuſammen, ſtellte ſich auf die Laſt und ſagte: „Trage mich in das Dorf." Dann trug die Laſt Holz die Frau in das Dorf, und ſie hatte dann gleich alles daheim.



KLEINAFRIKANISCHE BEWÄSSERUNGSANLAGEN

Grundriß und Querschnitt eines Teiles der unterirdischen Wasserführung mit Badegewölbe und Brunnenschacht in Uled Djaba. (Oasengrupppe Figuig in Südmarokko.) Aufgenommen von L. F. (DIAFE 1914). — Man beachte die Verwandtschaft mit „mykenischen" Architekturen

So hatte die erſte Mutter der Welt die Menſchen gelehrt, und ſo beherrſchten die Menſchen das Holz, die Steine, die Erde. Nur das Waſſer beherrſchten ſie nicht. Als die erſte Mutter nun aber eine alte böſe Zauberin geworden war, wollte ſie die Menſchen glauben machen, ſie habe alles gemacht. Und als die Menſchen es nicht glaubten, wollte ſie die Menſchen trennen.

Sie tat dies vor dem Feſte Ithuſum (dem islamiſchen Ramadan, im Juli gefeiert). Das Feſt Ithuſum wurde damals drei Tage lang gefeiert. Zu dem Feſt brauchten die Frauen viel Holz. Ehe die andern Frauen nun in den Wald gezogen waren, um das Holz zu ſammeln, das ſie für das Feſt brauchten, um ſich dann darauf nach Hauſe tragen zu laſſen, ging die erſte Mutter der Welt in den Buſch, ſammelte trocknes Holz und legte es auf einen Haufen zuſammen. Dann ſtellte ſie ſich auf die große Laſt Holz und ſagte: „Nun trage mich nach Hauſe." Die Laſt Holz ſetzte ſich in Bewegung. Als das Holz mit der erſten Mutter der Welt ein gutes Stück weit gekommen war, ließ ſie einen Wind ſtreichen. (Es iſt dies die größte Schmach, die der Kabyle irgend jemand antun kann, und darum nie zu beobachten.) Das Holz lag ſofort ſtill und ſagte: „Du beſchimpfſt mich. Du verpeſteſt um mich die Luft. Ich bleibe ſtehen. Ich trage dich nicht weiter." Die erſte Mutter der Welt ſagte: „Geh nur! Geh nur! Geh nur!" Das Holz blieb aber liegen und rührte ſich nicht. Das Holz ſprach auch nicht mehr. Da ſtieg die erſte Mutter der Welt herab, hob die Laſt Holz auf den eigenen Rücken und trug ſie heim. Seitdem hörte das Holz auf, die Menſchen heimzutragen. Seitdem müſſen die Menſchen das Holz heimtragen.

Die andern Frauen ſahen, wie die erſte Mutter der Welt ihr Holz auf dem Rücken heimtrug. Sie fragten die erſte Mutter der Welt: „Weshalb trägſt du das Holz ſelbſt?" Die erſte Mutter der Welt ſagte: „Das Holz will uns nicht mehr tragen. Wir müſſen es in Zukunft ſelbſt tragen." Da ſchalten die andern Frauen und Männer und ſagten: „Wie doch! Die alte Frau verdirbt uns alles. Wir ſollen der Schmach der alten Frau wegen alles in Zukunft ſelbſt tragen."

Es entſtand ein großer Streit unter den Menſchen. Es war der erſte Streit. Die Menſchen zankten, ſchimpften und beſtritten einander. Ihre Sprache geriet in große Unordnung. Nach einiger Zeit verſtanden ſie nicht mehr die Sprache der Nachbarn. Im großen Hauſe (der Menſchheit) verſtanden die Menſchen ſich nicht mehr untereinander.

Wenn der eine ſagte: „Wir wollen gehen", ſo verſtand der andere: „Wir wollen bleiben". Dann entſtand ein Strei und eine Zwietracht. Alle Menſchen wurden untereinander uneinig. Bis ſich einige Amrar asemeni (kluge alte Männer) einfanden; die führten nach dem Rate der Ameiſe die Menſchen und rieten ihnen, und ſo entſtanden die Mächte. Die alten klugen Männer führten die einzelnen Völker, jedes an ſeinen Platz. Sie führten die Menſchen in die wilden (unbewohnten) Länder. Dort nahm jedes Volk ſeine eigene Sprache an. So entſtanden die ſieben Sprachen.

Die erſte Mutter der Welt brachte alles Unglück in die Welt. Sie machte alles Schlechte, und die Menſchen haben es noch heute unter ſich. Alle Blinden, alle Törichten, alle Stummen, alle Tauben haben ihr Unglück von der ersten Mutter der Welt, die nur alles entzweite und verdarb, weil ſie eine große Zauberin war und alles beherrſchen wollte und Freude am Unglück hatte.

Jetzt will ich erzählen, wie dieſe Alte dann aber ein Ende nahm, nachdem ſie viel Unglück in die Welt gebracht hatte.

Die erste Mutter der Welt hatte eine Farm am Fuße der hohen Felſen am Djudjurragebirge, da, wo beim Dorfe Beni Buchardan die mächtigen Felſen von Thibura Säinſa aufragen. Dort weidete ſie ihre Schafe und Rinder einmal am Ende des Monats Inäger (der als ein noch milder Monat dem härteſten Monat Forar vorangeht). Die erſte Mutter der Welt ſaß inmitten ihrer Schafe und Rinder und machte im Ziegenſack Buttermilch. Es war ſchon drei Tage lang ein wenig Schnee gefallen, und ein kleines Schaf huſtete neben der Mutter der Welt.

Da ſpottete die erſte Mutter der Welt über den guten Monat Inäger und ſagte: „Habe keine Angſt. Der gute Vetter Inäger iſt fort, und er wird dir nicht mehr viel ſchaden."

Als der Monat Inäger das hörte, ward er zornig und ſagte zu dem Monat Forar: „Ich bitte dich, Vetter Forar, mir einen Tag und eine Nacht zu leihen, ich will das alte liederliche Weib töten; ſie hat mich beſchimpft und geſagt, ich könne ihr nichts mehr tun."

Der Monat Forar ſagte: „Nimm nicht einen Tag und eine Nacht, ſondern nimm ſieben Tage und ſieben Nächte von mir und beſtrafe ſie."

Als Inäger ſo die ſieben Tage und ſieben Nächte von dem Monat Forar geliehen hatte, ſagte er zu der erſten Mutter der Welt: „Ich bin noch nicht fort, meine Alte! Ich habe noch ſieben Tage und ſieben Nächte, du arme Alte! Wenn dieſe ſieben Tage und Nächte noch nicht genügen, werde ich mir noch mehr Tage und Nächte von Forar leihen!"

Dann begann es zu ſchneien, zu hageln, zu ſtürmen; es ward ſo dunkel, daß die Sonne verſchwand und man den Tag nicht von der Nacht unterſcheiden konnte. Die erſte Mutter der Welt ſaß zuſammengekauert mit dem Strick des Butterſackes da und konnte ſich nicht rühren, ſo ſtarr wurde ſie. Die Kühe und Stiere und Schafe und Widder lagen und ſtanden umher und konnten ſich nicht rühren, ſo ſtarr waren ſie.

Nach vier Tagen und drei Nächten hatte Inäger die erſte Mutter der Welt und alle ihre Tiere in Stein verwandelt. Und als ſolche kann man ſie heute noch auf der Fläche (oder Alm), am Fuße des Thibura-Säinſa liegen ſehen.

Seit der Zeit aber iſt der Monat Inäger der ſchlechteſte des Jahres für die alten Frauen. Am Ende des Monats Inäger, in jenen Tagen, die er ſich vom Monat Forar geliehen hatte, beginnen die alten Frauen krank zu werden und zu leiden. Die meiſten alten Frauen ſterben in den letzten Tagen des Monats Inäger.

SAHARA

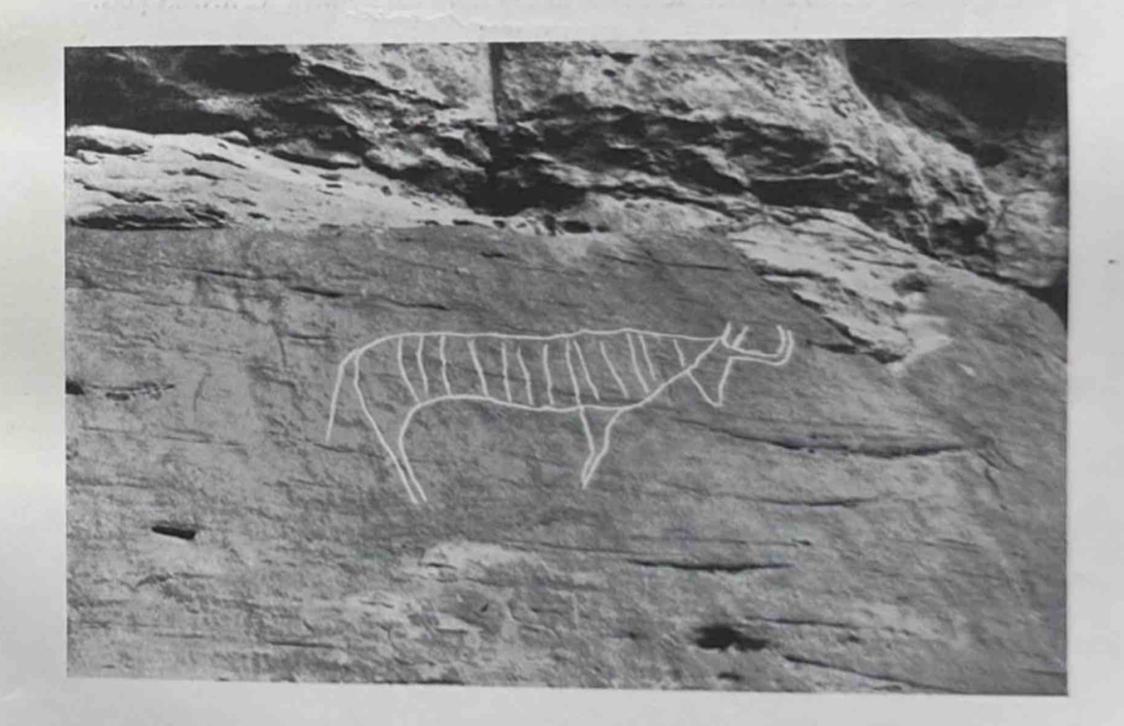
TAFELN

TAFEL 1

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Der Zeichenberg bei Zenaga im marokkanisch-algerischen Grenzgebiet. Oben der Berg selbst, unten eine der auf den Platten eingravierten Antilopen. Zur Aufnahme mit Kreide nachgezogen. L. Frob. phot.

DIAFE 1914

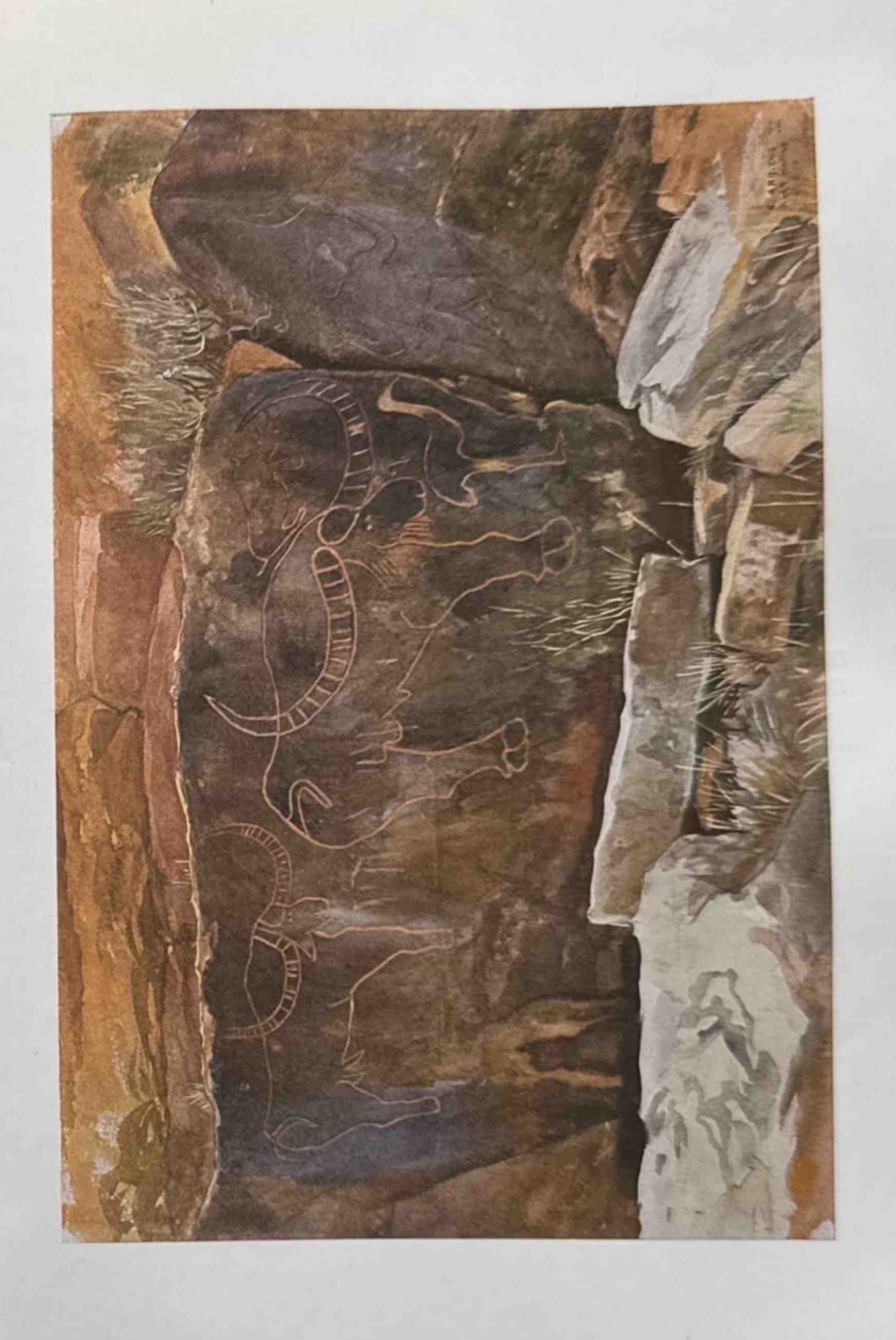




TAFEL 2

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Felsgravierungen bei Ksar Amar im Sahara-Atlas. Zwei Büffel, der rechte mißt vom linken Horn bis zum Hinterfuß 1,62 m, vor dem rechten unten ein Ibis, über dem linken Horn ein Nashorn. C. Arriens pinx.

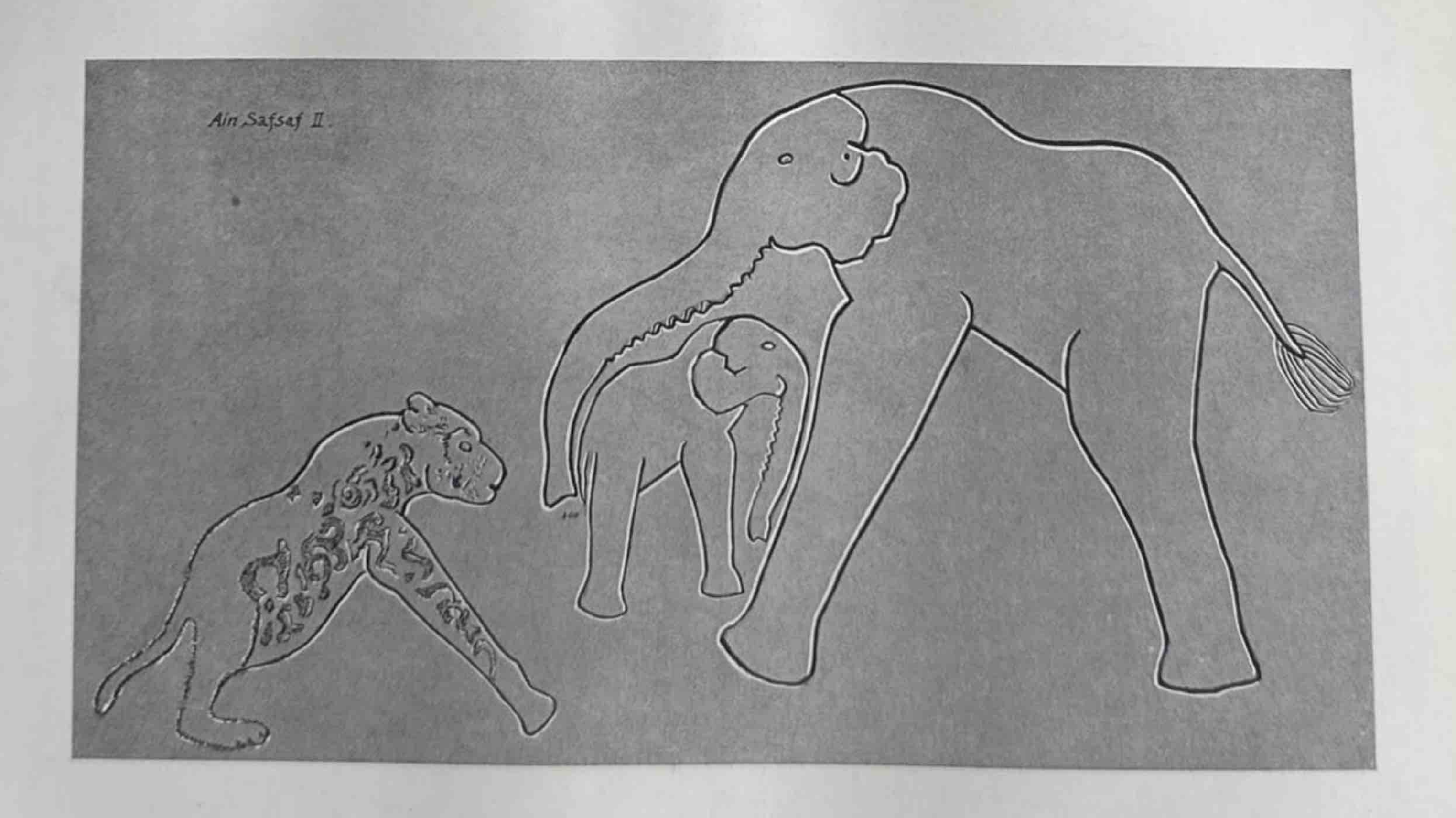
DIAFE 1914



TAFEL 3

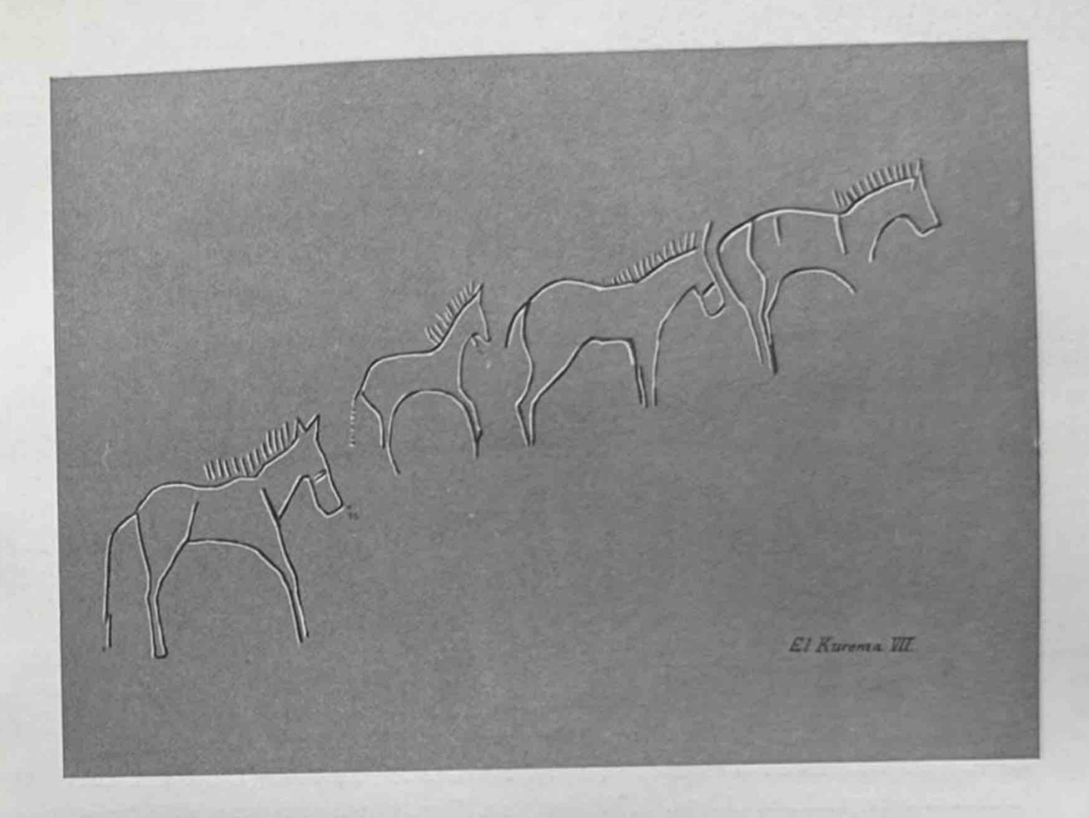
Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Felsgravierung bei Ain Safsaf im Sahara-Atlas. Elefantin, ihr Junges gegen einen anspringenden Leoparden verteidigend. C. Arriens des.

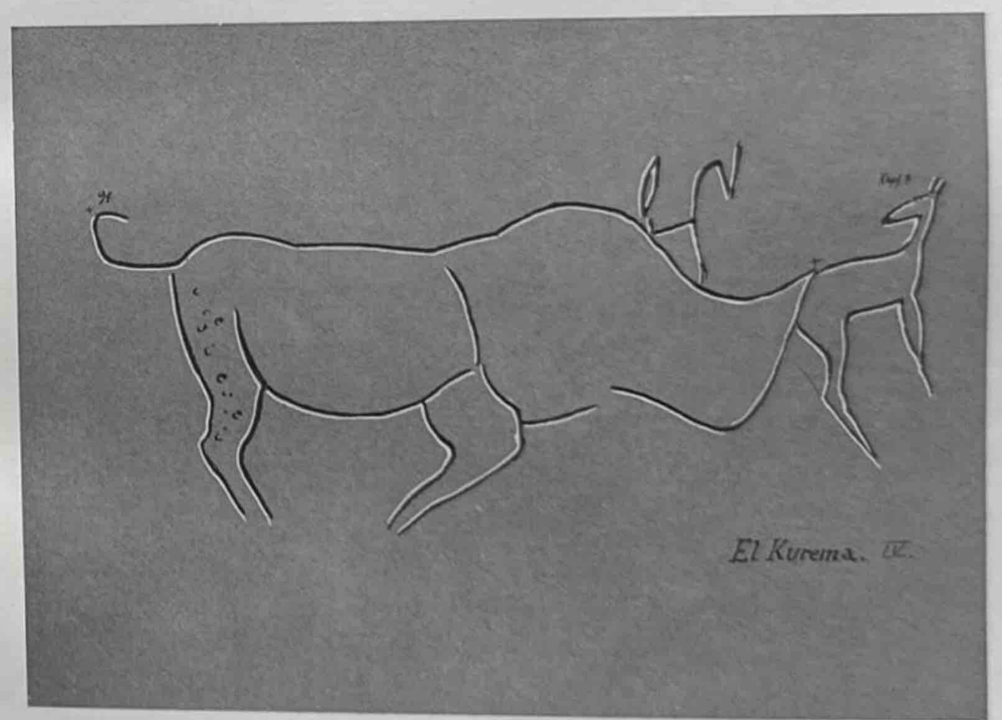
DIAFE 1914


Ain Safsaf II.

TAFEL 4

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Felsgravierungen bei El Korema im Sahara-Atlas. Oben ein Rudel von Wildpferden, unten ein Nashorn, eine Antilope jagend.
C. Arriens des. DIAFE 1914


El Kurema VIII

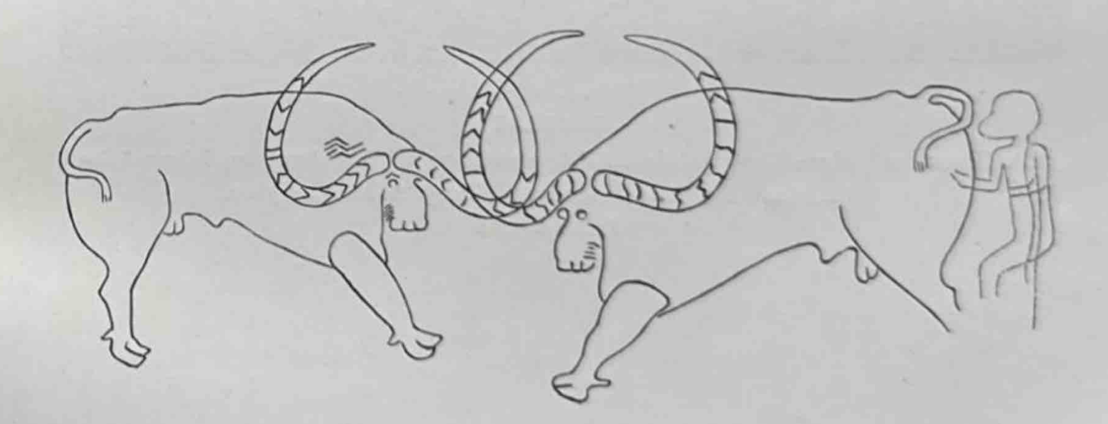

El Kurema. IX.

TAFEL 5

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Felsgravierung bei Enfuß im Sahara-Atlas. Zwei kämpfende Wildbüffel, der linke 281 cm, der andere 284 cm in der Länge messend. Dahinter eine punktierte Figur. A. Martius phot. Darunter eine ausgemessene Linearzeichnung von C. Arriens.

DIAFE 1914



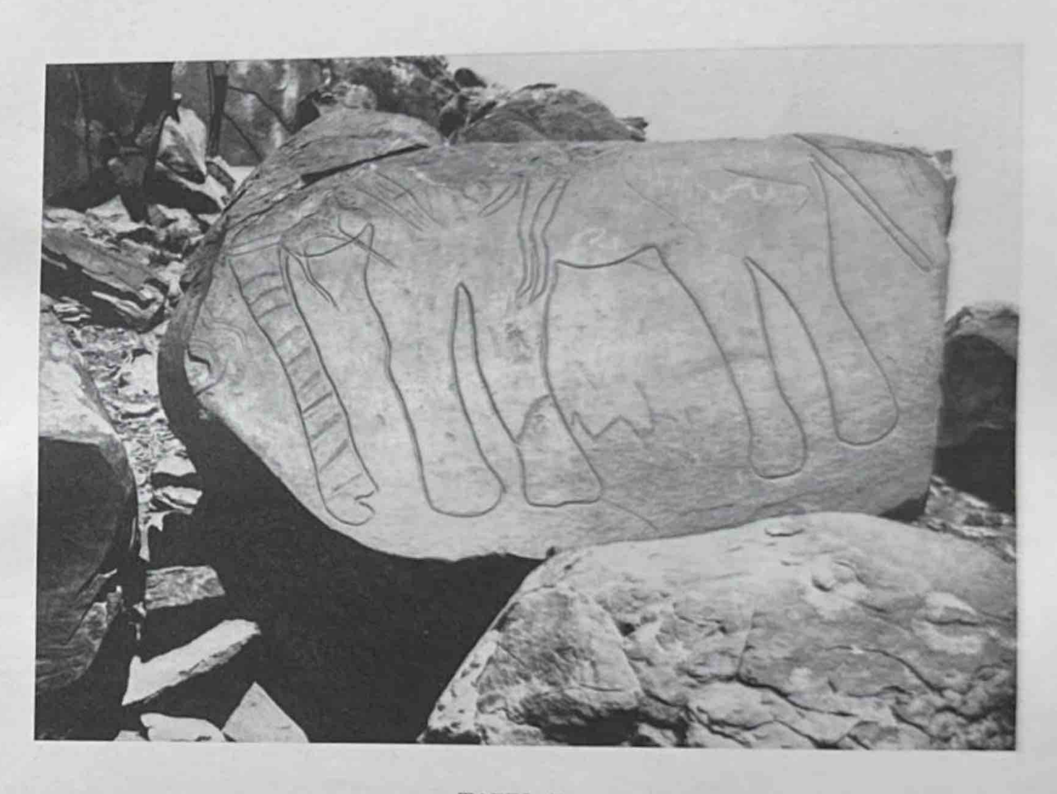




TAFEL 6

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Felsgravierung bei Ksar Amar im Sahara-Atlas. Widder mit Mann in betender Stellung. A. Martius phot.

DIAFE 1914



TAFEL 7
Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Felsgravierung bei Ain Gudeja im Sahara-Atlas.
Bruchstück mit Darstellung eines Elefanten. A. Martius phot.
DIAFE 1914

TAFEL 8

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Felsgravierungen bei Djebel Bes Seba im Sahara-Atlas. In der Mitte ein Mann in anbetender Stellung; rechts ein fabelhaftes Doppeltier; links ein großer Widder mit Kopfschmuck und Halsband, sowie mehrere kleinere Schafe. C. Arriens pinx.

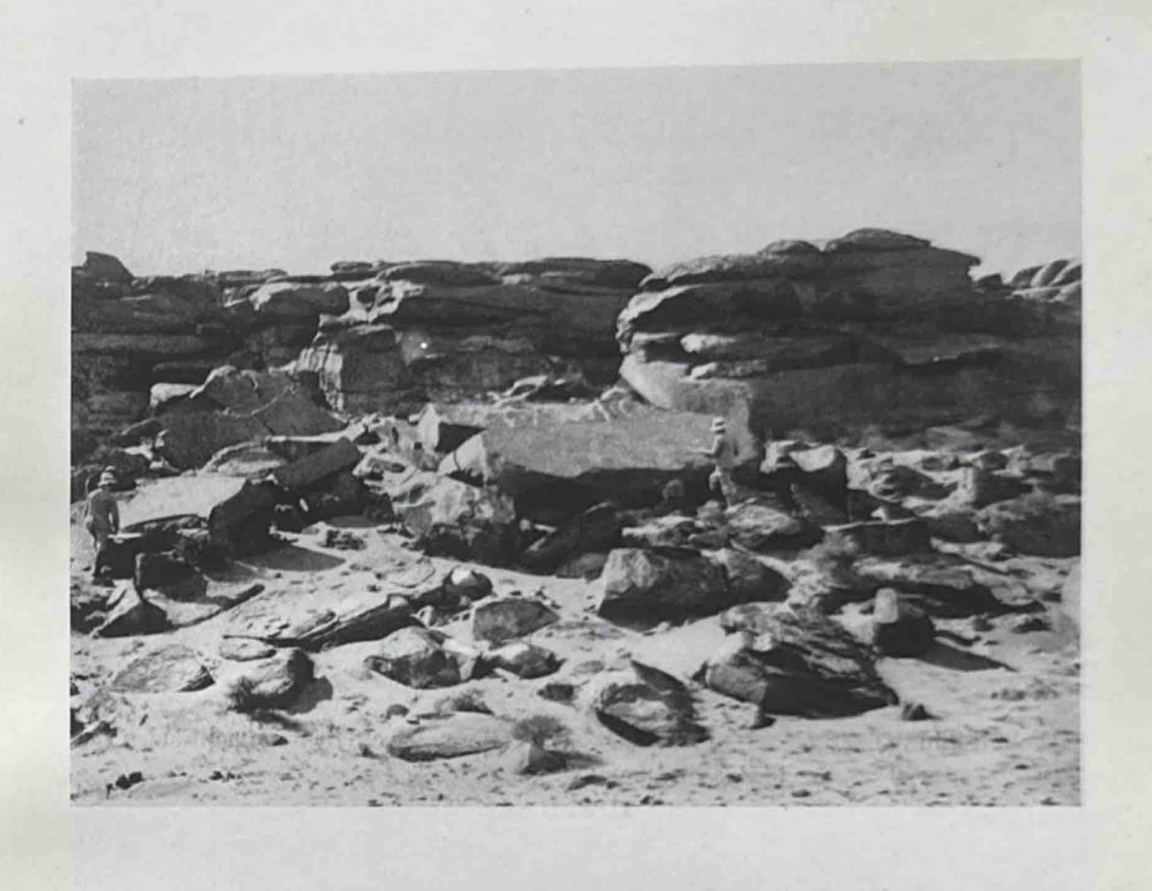
DIAFE 1914



TAFEL 9

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Die eingestürzte Felskante bei Taghit-Süd im südwestlichen Marokko. Oben die Scherben dieses einst reich mit Felsgravierungen geschmückt gewesenen Gebirgssimses. Der Hauptblock in der Mitte des Bildes. L. Frobenius phot. Unten die Hauptplatte mit den teilweise auspolierten Bildern. C. Arriens pinx.

DIAFE 1914

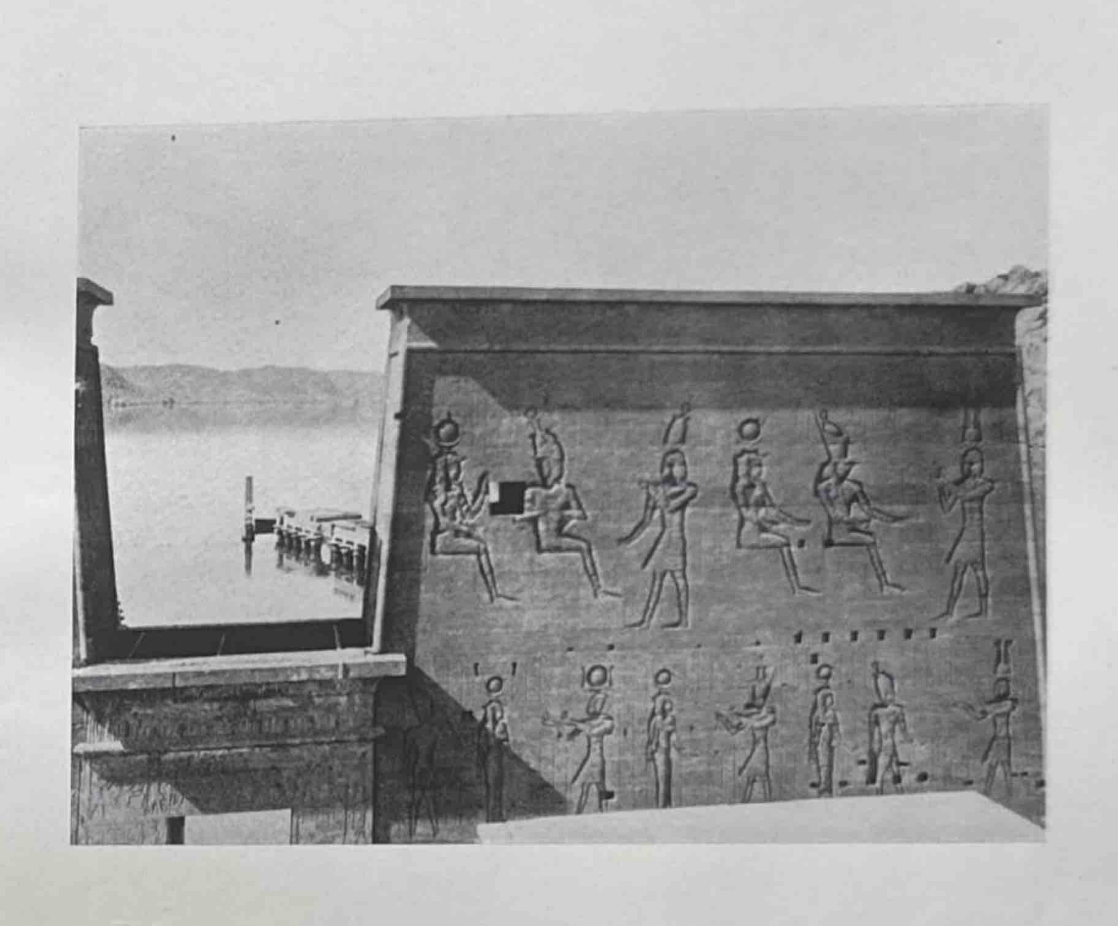




TAFEL 10

Weiterbildung der Steinzeitkunst in Afrika. Gravierungen auf den Tempelwänden von Philae in Aegypten. L. Frobenius phot.

DIAFE 1912



TAFEL 11

Weiterbildung der Steinzeitkunst in Afrika. Darstellungen in den überhängenden Felsen der Homburiberge im Nigerbogen. Von jungen Leuten der Reifezeit immer neu ausgemalt. L. Frobenius phot.

DIAFE 1908



TAFEL 12

Weiterbildungen der Steinzeitkunst in Afrika. Felszeichnungen der Buschmänner Südafrikas. Nach Orpen.





TAFEL 13

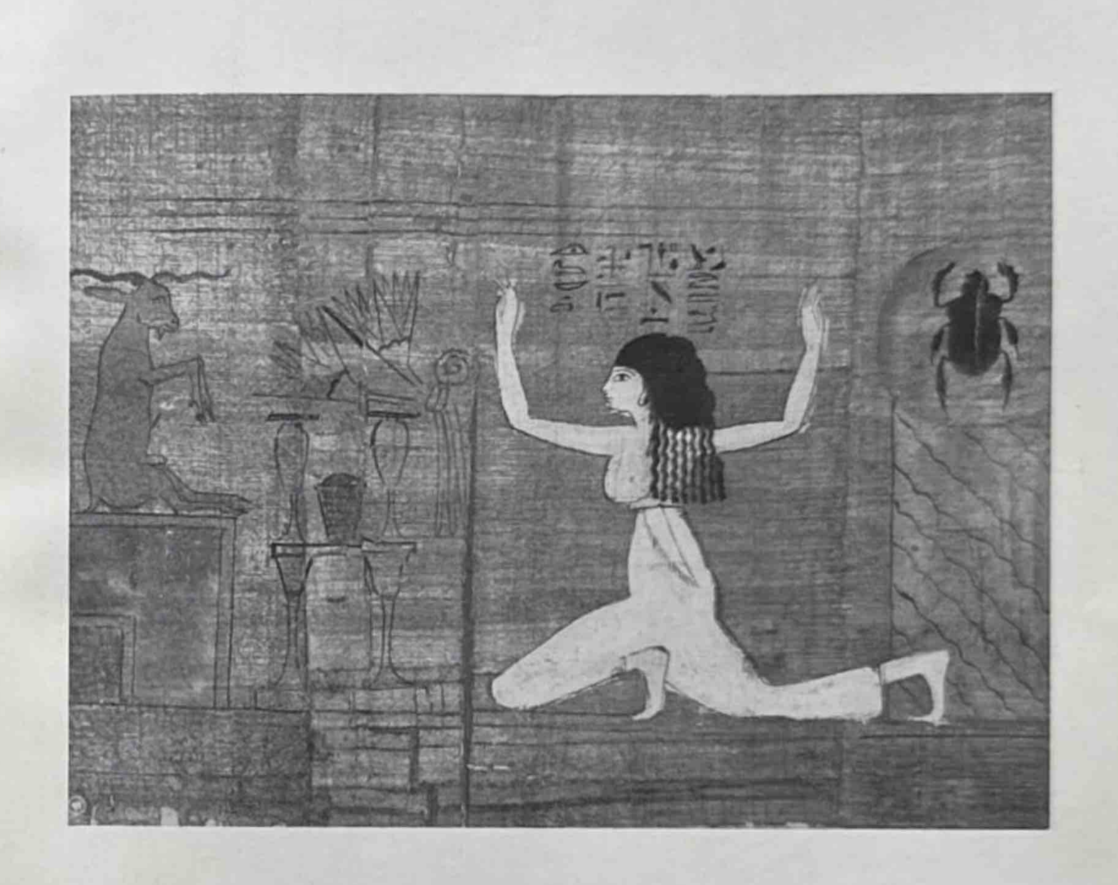
Weiterbildung der Steinzeitkunst in Afrika. Felszeichnungen der Buschmänner Südafrikas. Nach Orpen.





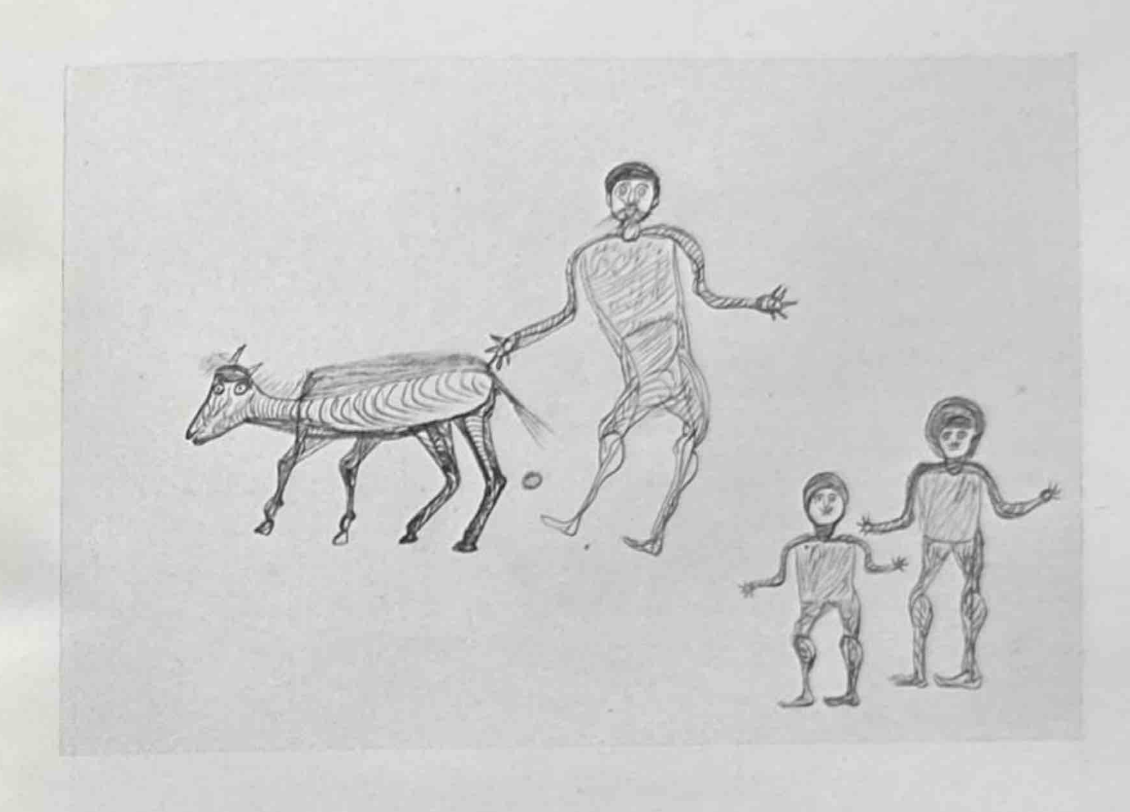
TAFEL 14

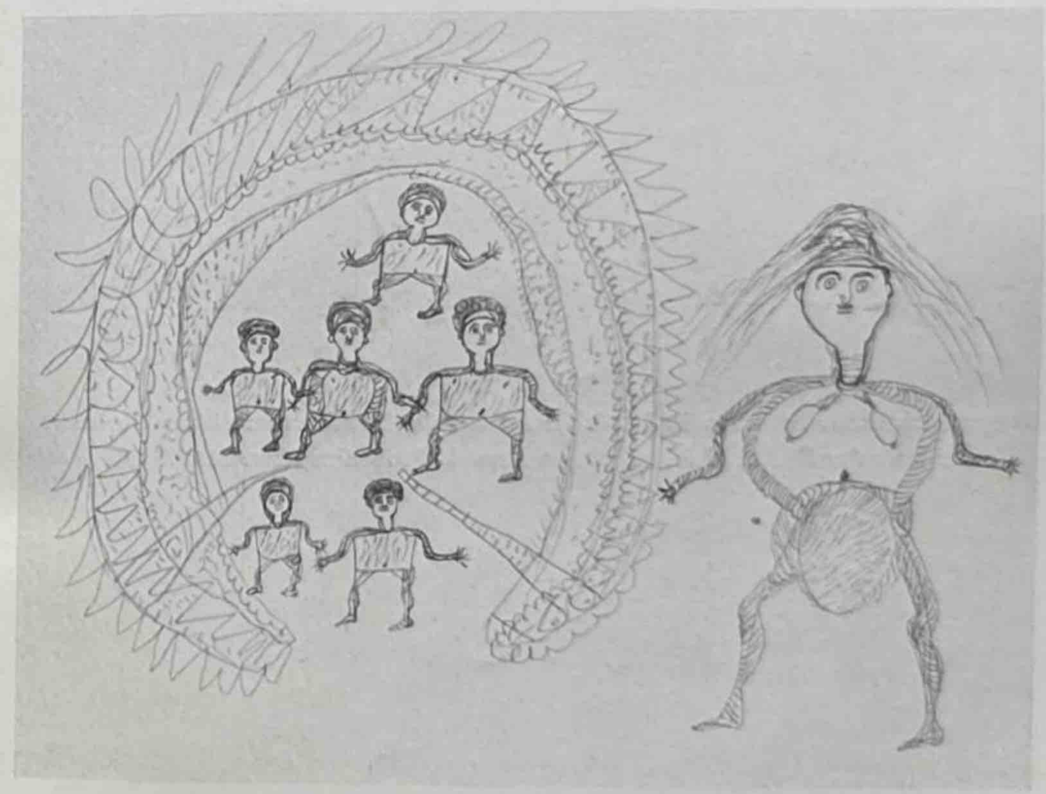
Zur Geschichte der Zeichenkunst in Afrika. Teil aus dem ägyptischen „Papyrus der Dame Herub“. Im Museum zu Cairo. Photo 1912



TAFEL 15

Zur Geschichte der Zeichenkunst in Afrika. Zeichnungen von Kabylen als Illustrationen zu ihren Erzählungen. Oben Djeha mit dem Goldesel. Vergl. Atlantis Bd. I S. 187. Unten Teil der Schöpfungsgeschichte: Die Höhle mit den jungen Wuarssen. Vergl. Atlantis Bd. I S. 85 ff. DIAFE 1914





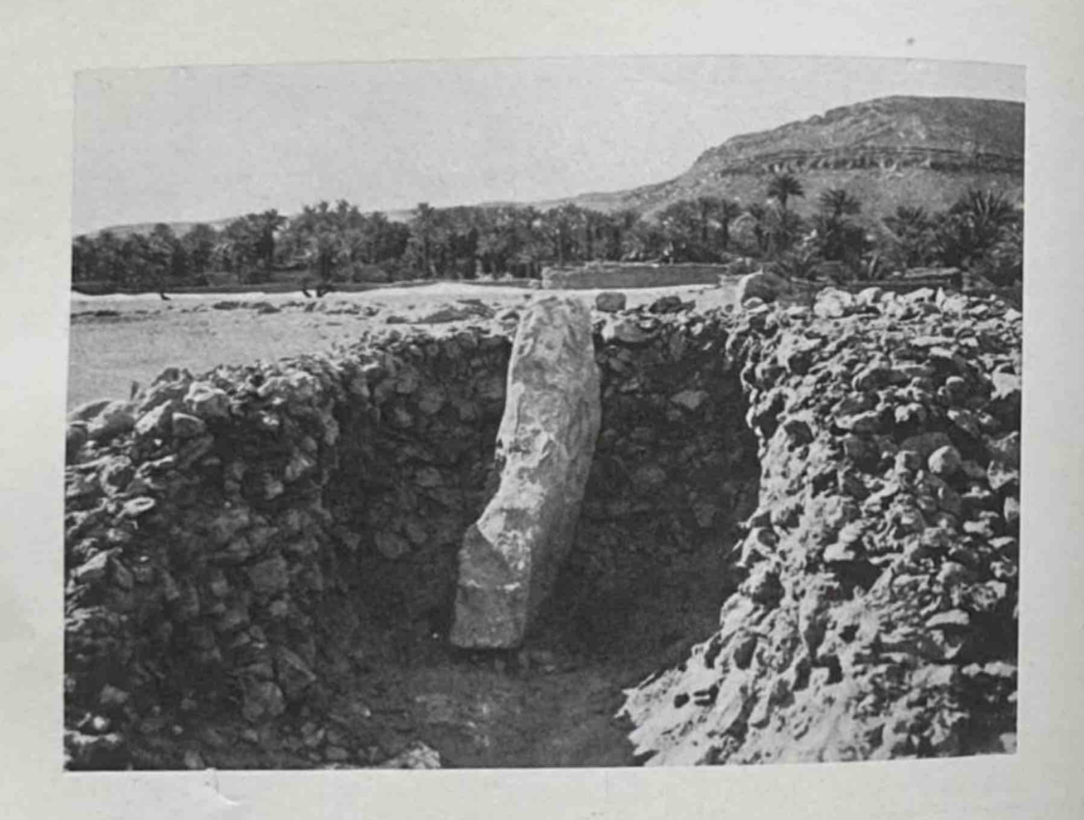


TAFEL 16
Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Lage der Packbautumuli am Horizont.
Dahinter der Djebel Maiz, Südostmarokko. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



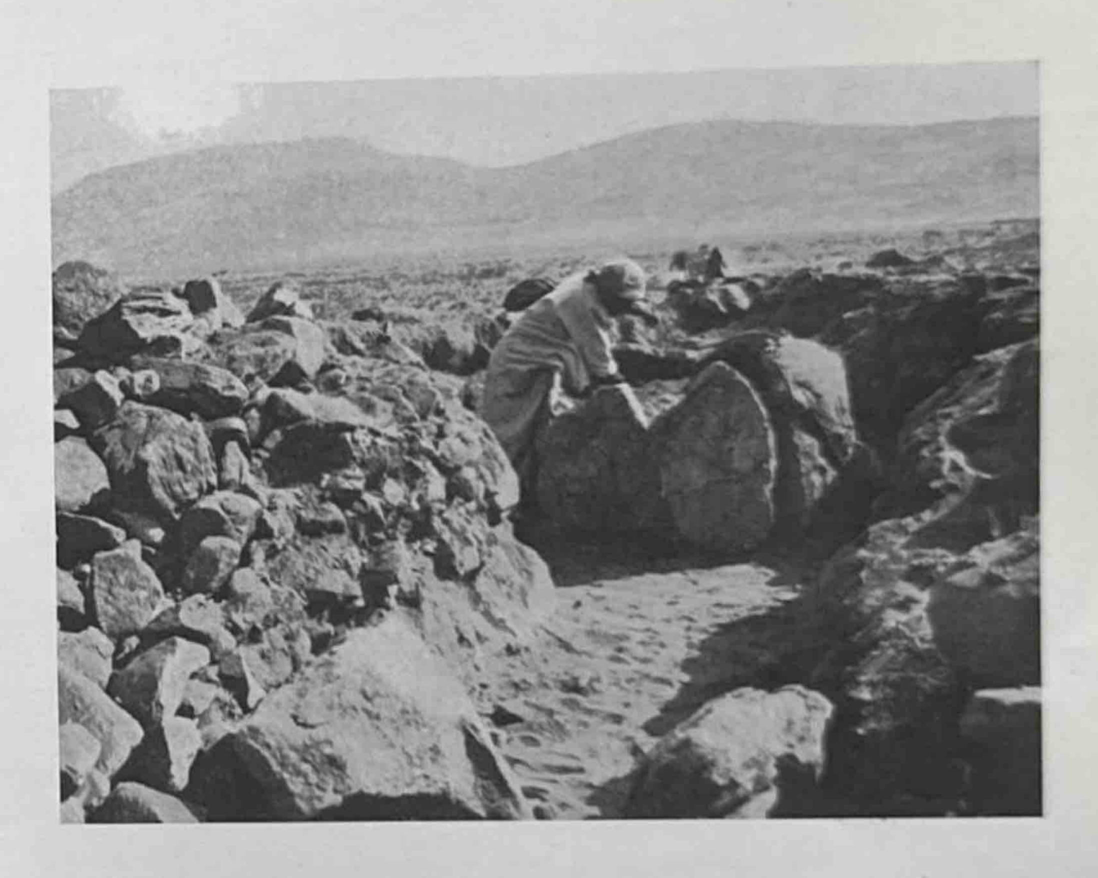
TAFEL 17

Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Steinzeittumulus zwischen Mograr und Medauar im Sahara-Atlas. A. Martius phot. DIAFE 1914



TAFEL 18

Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Geöffneter Steinzeittumulus mit stehendem Steloid bei Fugani, Oasengruppe Taghit, Südostmarokko. Dr. Paul Germann phot. DIAFE 1914



TAFEL 19
Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Geöffneter Steinzeittumulus mit kleiner Leichensteinkiste. Jaschuplatte am Beni Smir, Südostmarokko. L. Frobenius phot.
DIAFE 1914

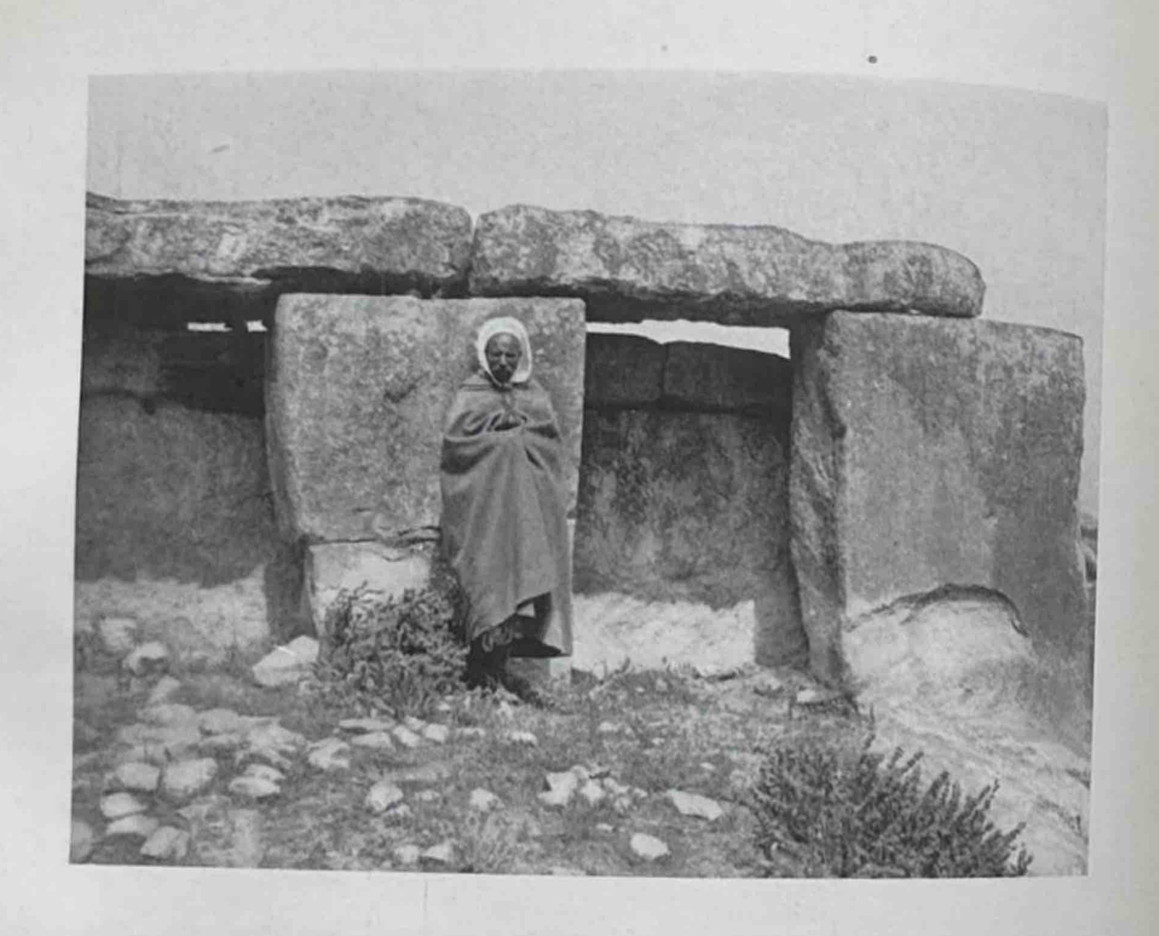
TAFEL 20

Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Schichtbauweise. Oben Grab der Nekropole Ain Riram bei Constantine mit Südnische und den beiden flankierenden Steloiden. Unten Grab der Nekropole Ischukhuane bei Batna. Beides in Algerien. L. Frobenius phot.

DIAFE 1914







TAFEL 21

Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Standbauweise. Megalithbauwerk von Elles, Zentraltunis. Teil der Fassade. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 22

Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Standbauweise. Dolmen der Nekropole von Bu Nuarra, Zentralalgerien. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 23

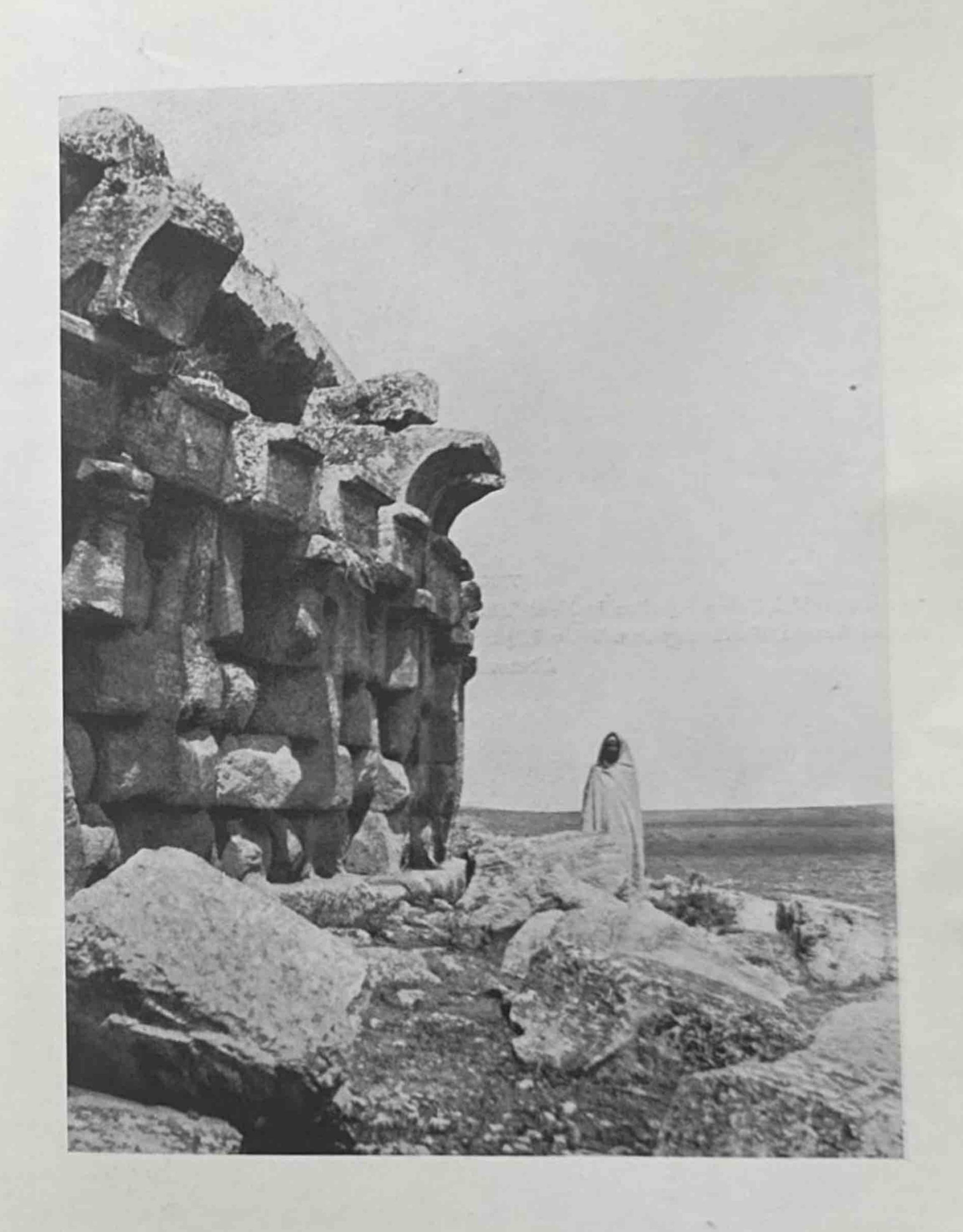
Altgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Der Medracen, pyramidenähnliches Monumentalgrab bei Batna, Zentralalgerien. Vergl. Tafel 25. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 24
Altgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Kbur Rumia, pyramidenähnliches Monumentalgrab in der Nähe der Stadt Alger. Dr. Paul Germann phot. DIAFE 1914

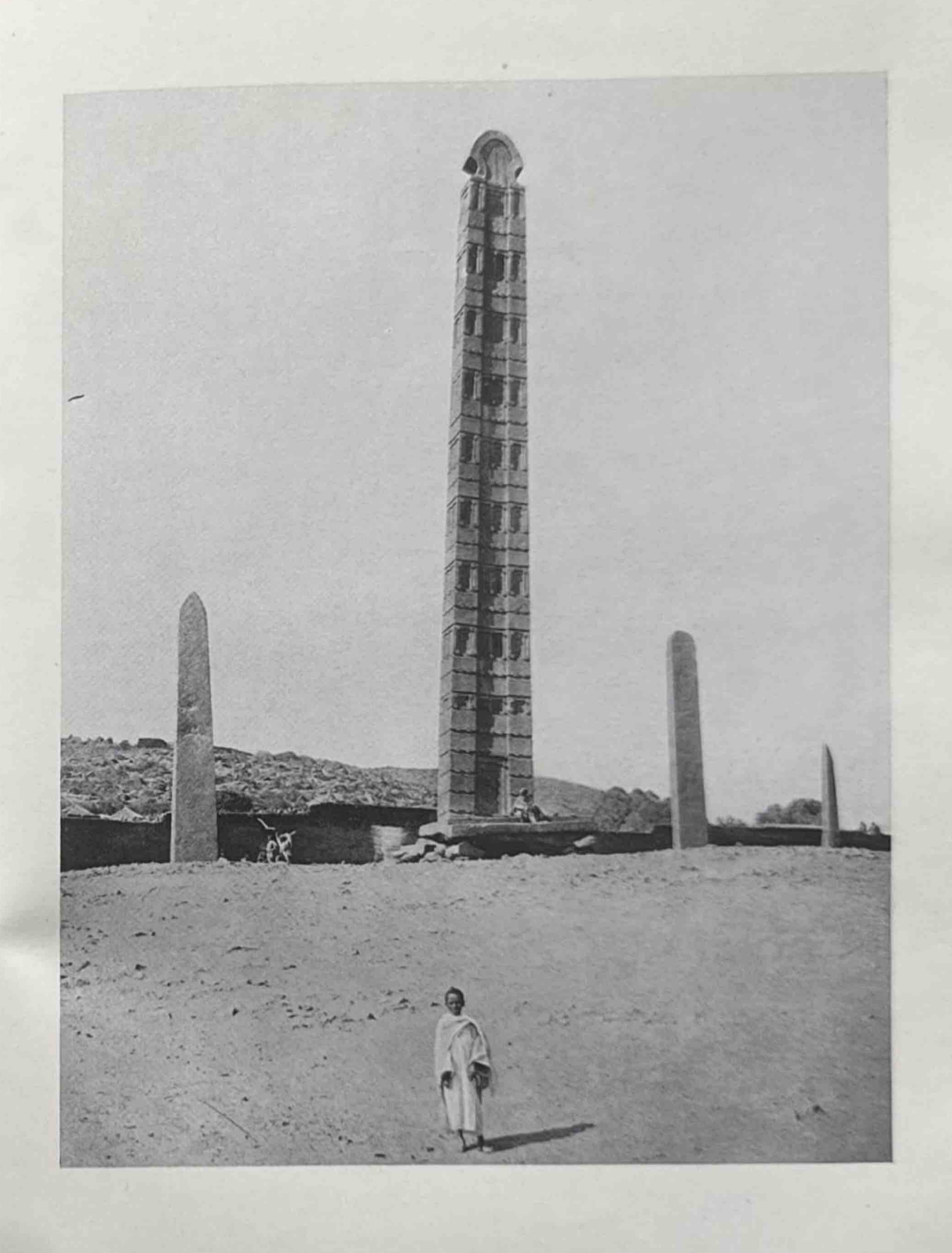
TAFEL 25

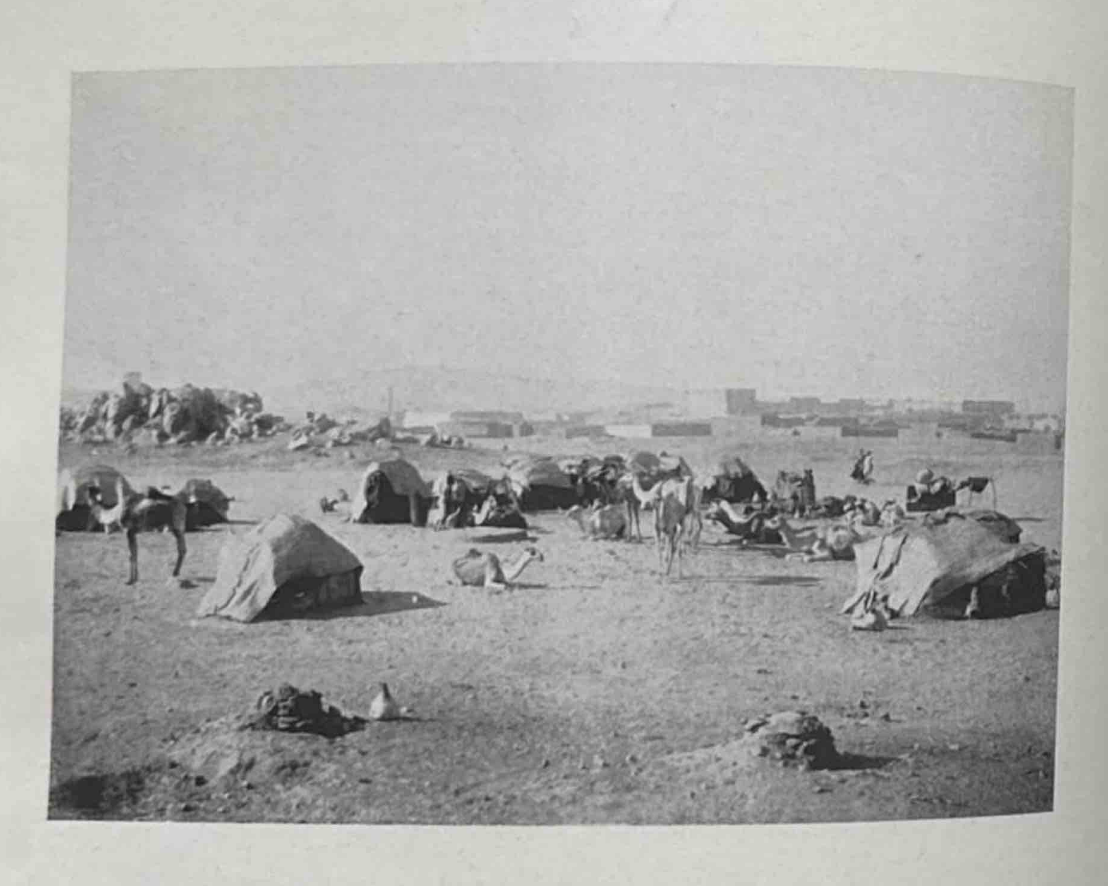
Altgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Kante des Medracen (vergl. Tafel 23) mit der ägyptischen Hohlkehle. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 26

Altgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Die größte noch stehende Stockwerkstele in Aksum, Nordabessynien. Th. v. Lüpke phot. Nach Littmann-Krenker: Deutsche Aksumexpedition.

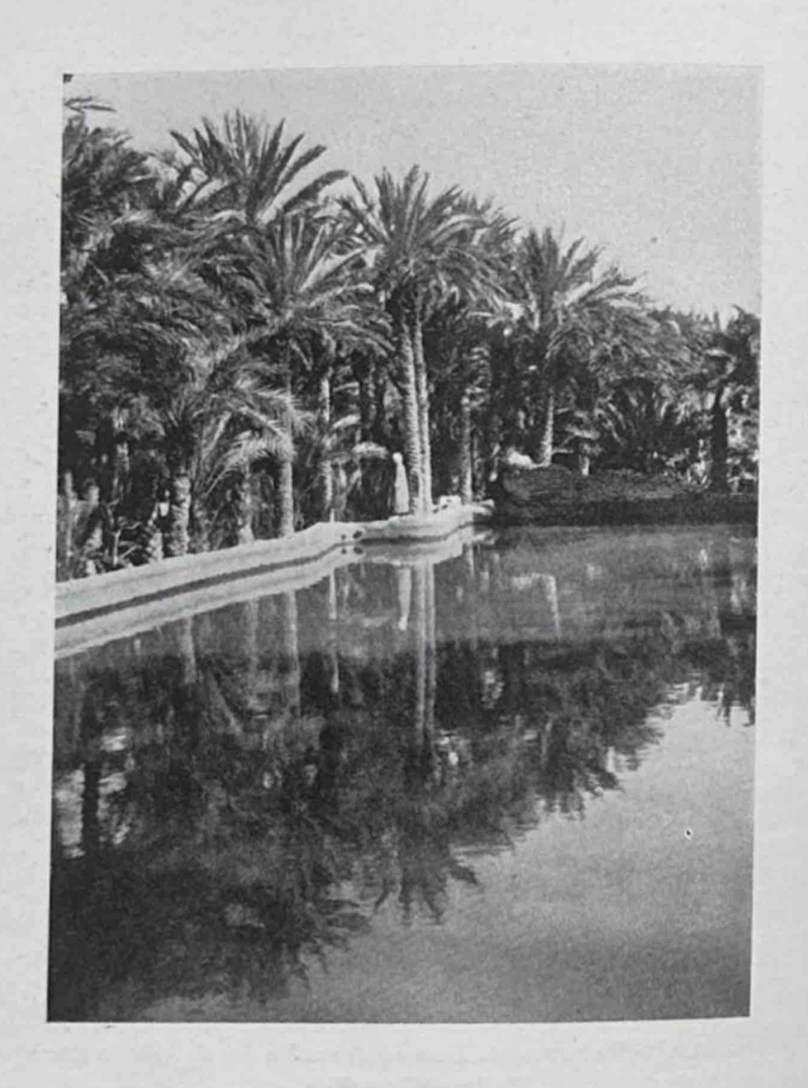




TAFEL 27
Hamitische Wohnbauten. Zelte der Nomaden (Bischarin) der nubischen Wüste.
Mattendeckung über Bienenkorbrippen.

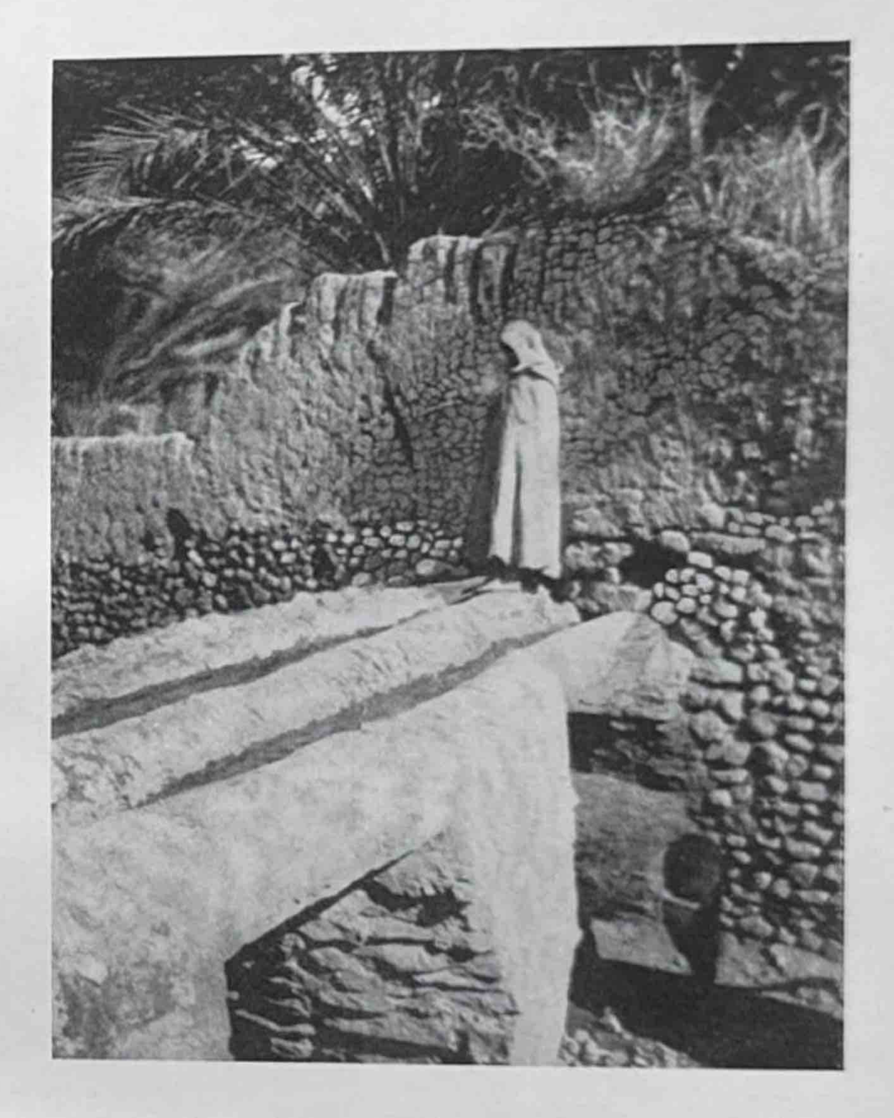


TAFEL 28
Hamitische Wohnbauten. Zelte der Nomaden der algerischen Küste.
Wollene Webstoffdeckung.



TAFEL 29

Hamitische Wohnweise. Oasenwirtschaft. Künstliche Bewässerung. Staubecken. Oase Figuig in Südmarokko. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 30

Hamitische Wohnweise. Oasenwirtschaft. Künstliche Bewässerung. Kanäle über eine Straße geführt. Oase Figuig in Südmarokko. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 31

Hamitische Wohnweise. Oasenwirtschaft. Künstliche Bewässerung. Konstruktion der Hallen des unterirdischen Kanalsystems. C. Arriens des. DIAFE 1914

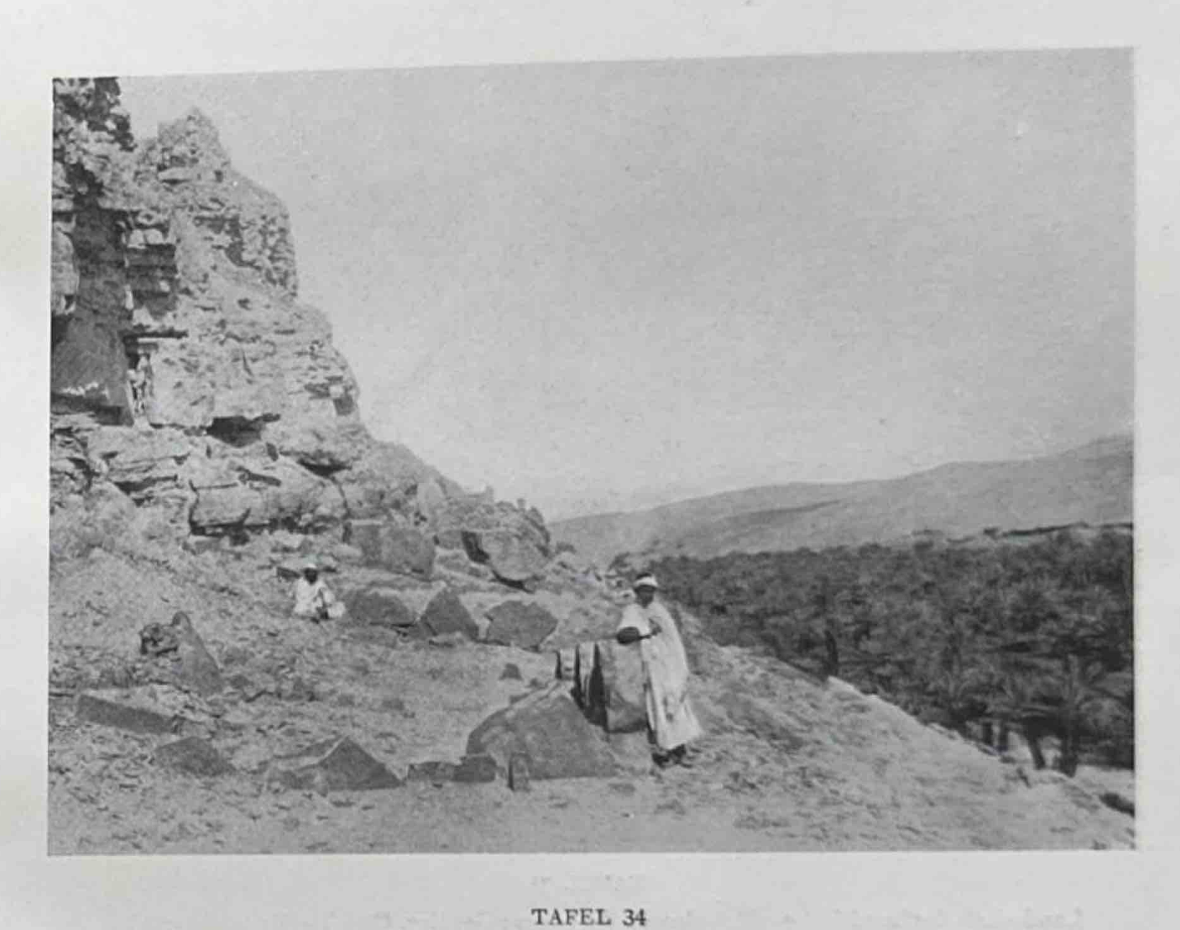


TAFEL 32

Hamitische Wohnweise. Künstliche Bewässerung. Konstruktion der Hallen des unterirdischen Kanalsystems. L. Frobenius phot. DIAFE 1914

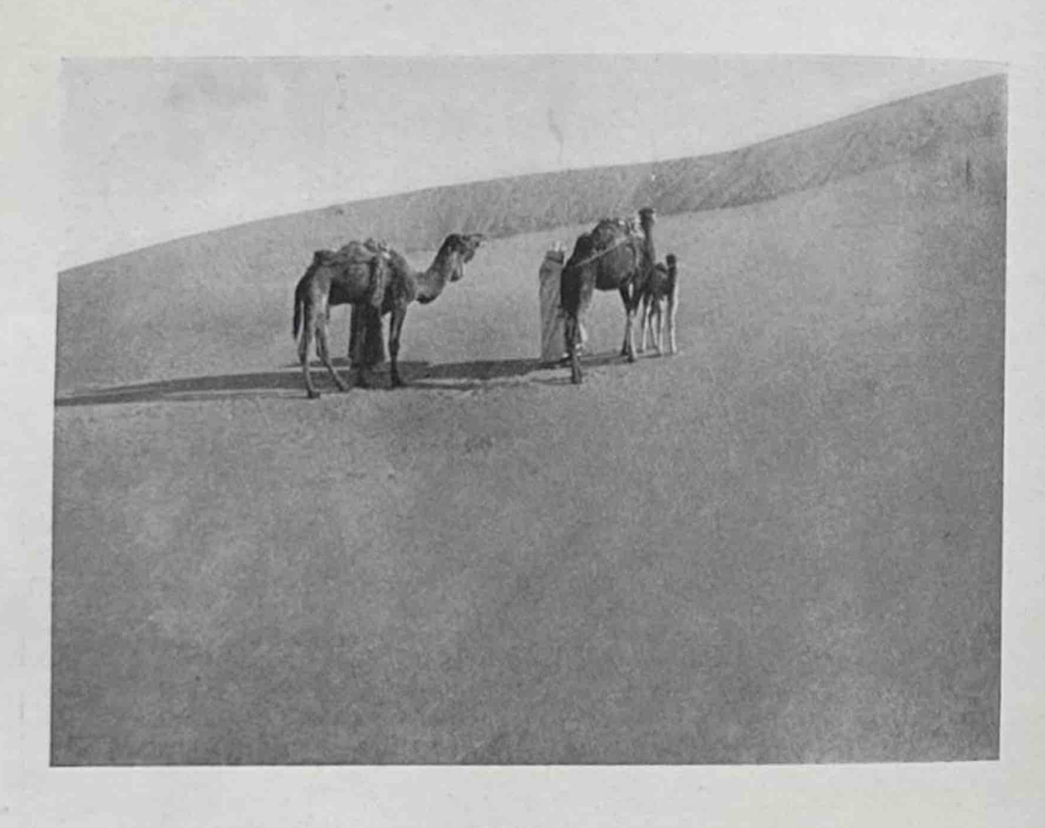


TAFEL 33
Landschaft des hamitischen Wohnbaues. Erstens: Die Hammada (Steinwüste), Taghit, Südmarokko. P. Germann phot. DIAFE 1914



TAFEL 34

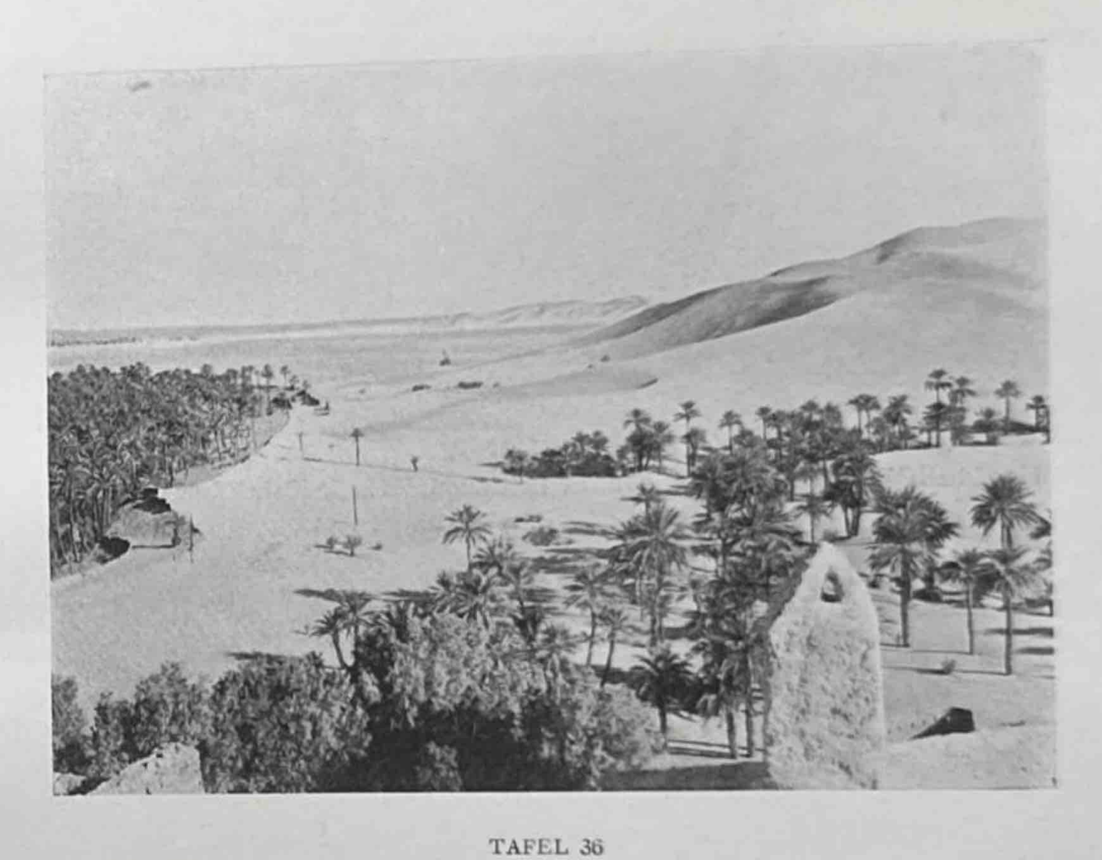
Landschaft des hamitischen Wohnbaues. Die Oase im Tal, am Rande der Hammada.
Links vorn ein Steinkreis, vordem Zusammenkunftsort berberischer Stammesvertreter.
Oase Taghit, Südmarokko. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 35

Landschaft des hamitischen Wohnbaues. Zweitens: Der Erg. Oase Taghit, Südmarokko.

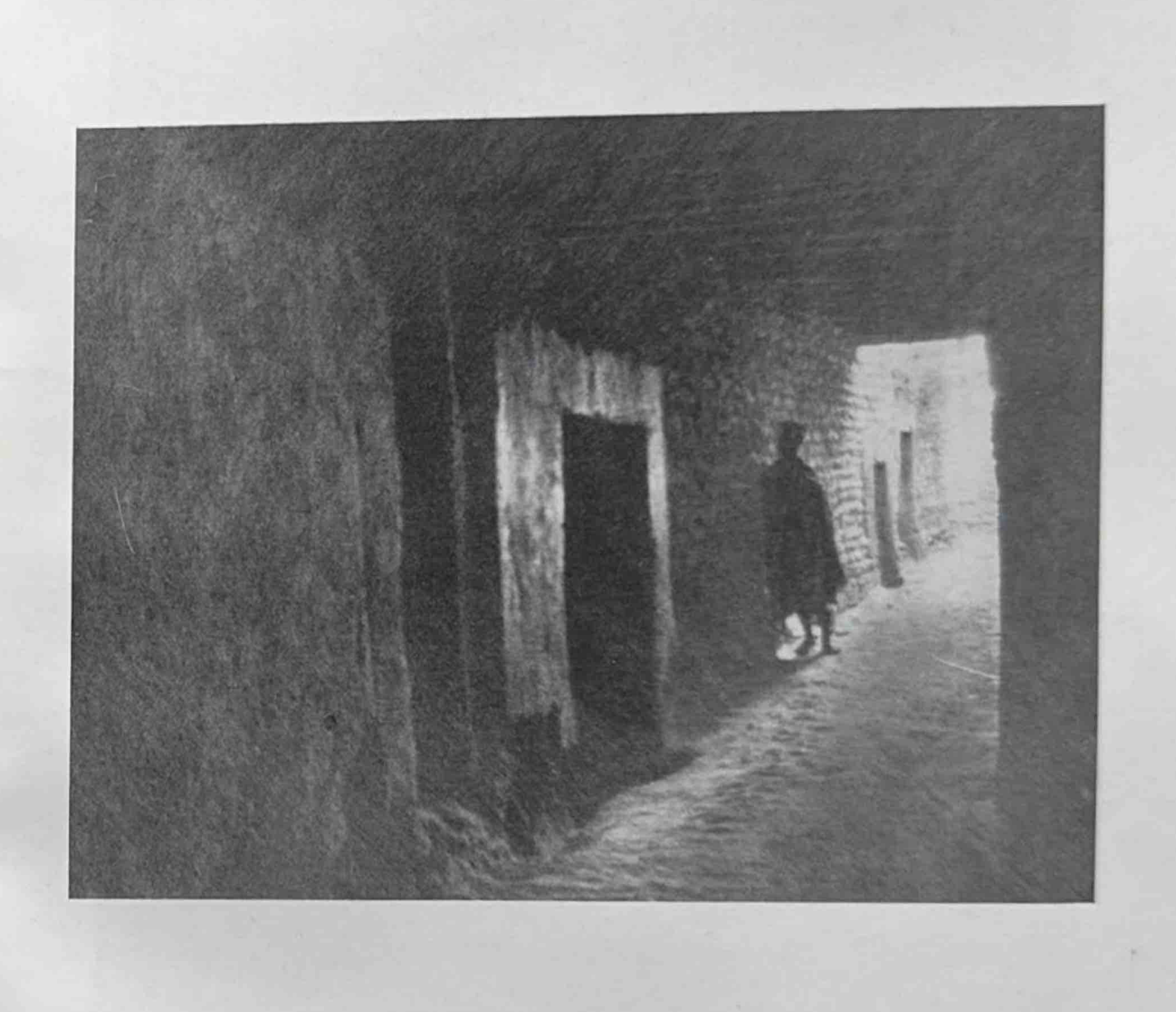
L. Frobenius phot. DIAFE 1914

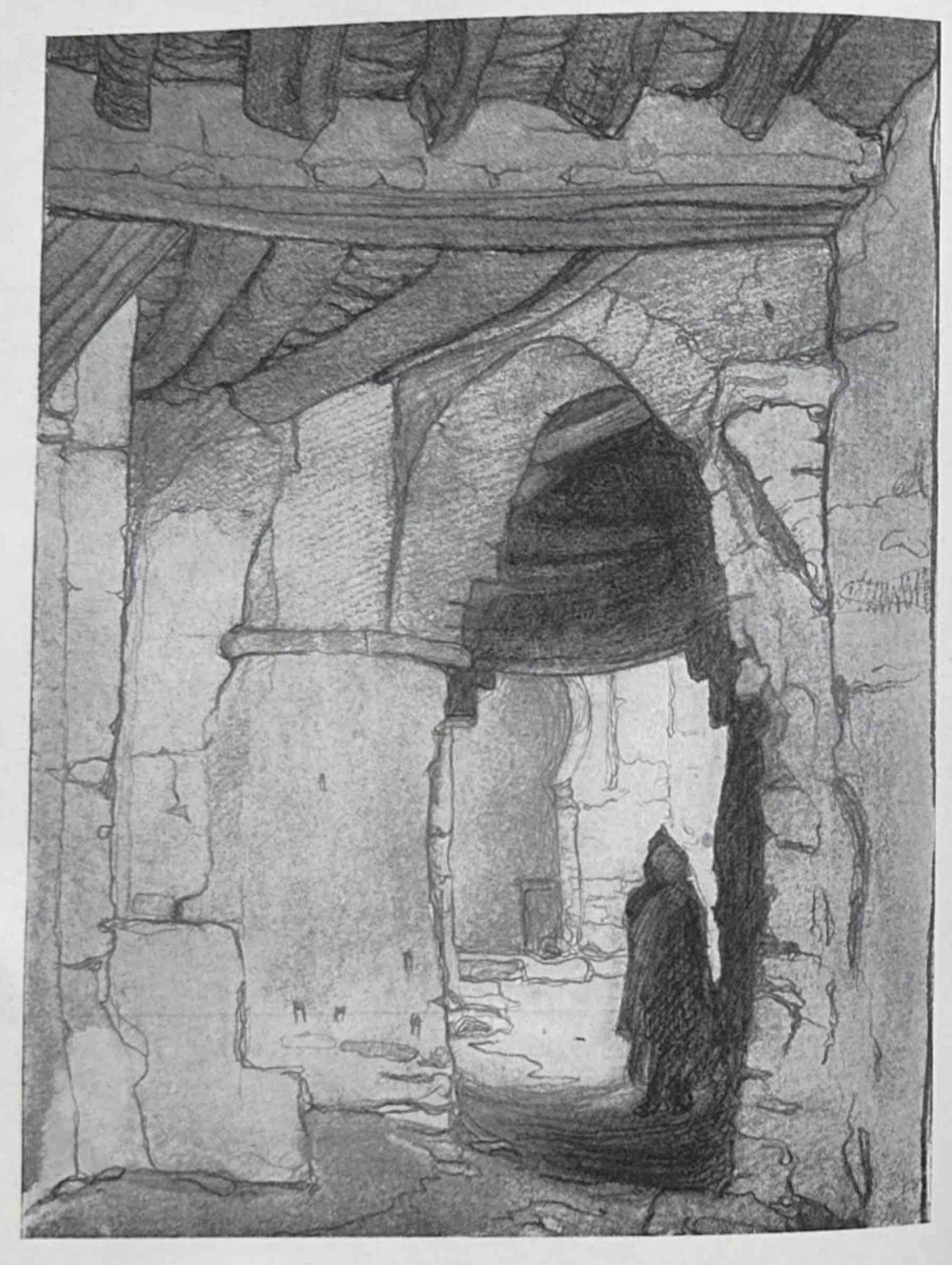


TAFEL 36
Landschaft des hamitischen Wohnbaues. Die Oase am Fuße des Erg, deren Bestehen durch die Wanderung der Süddüne gefährdet ist. Oase Taghit, Südmarokko.
L. Frobenius phot. DIAFE 1914

TAFEL 37

Hamitische Wohnbauten. Typische dunkle, halbunterirdische Straße in Ziban, südliches Algerien. L. Frobenius phot. DIAFE 1914

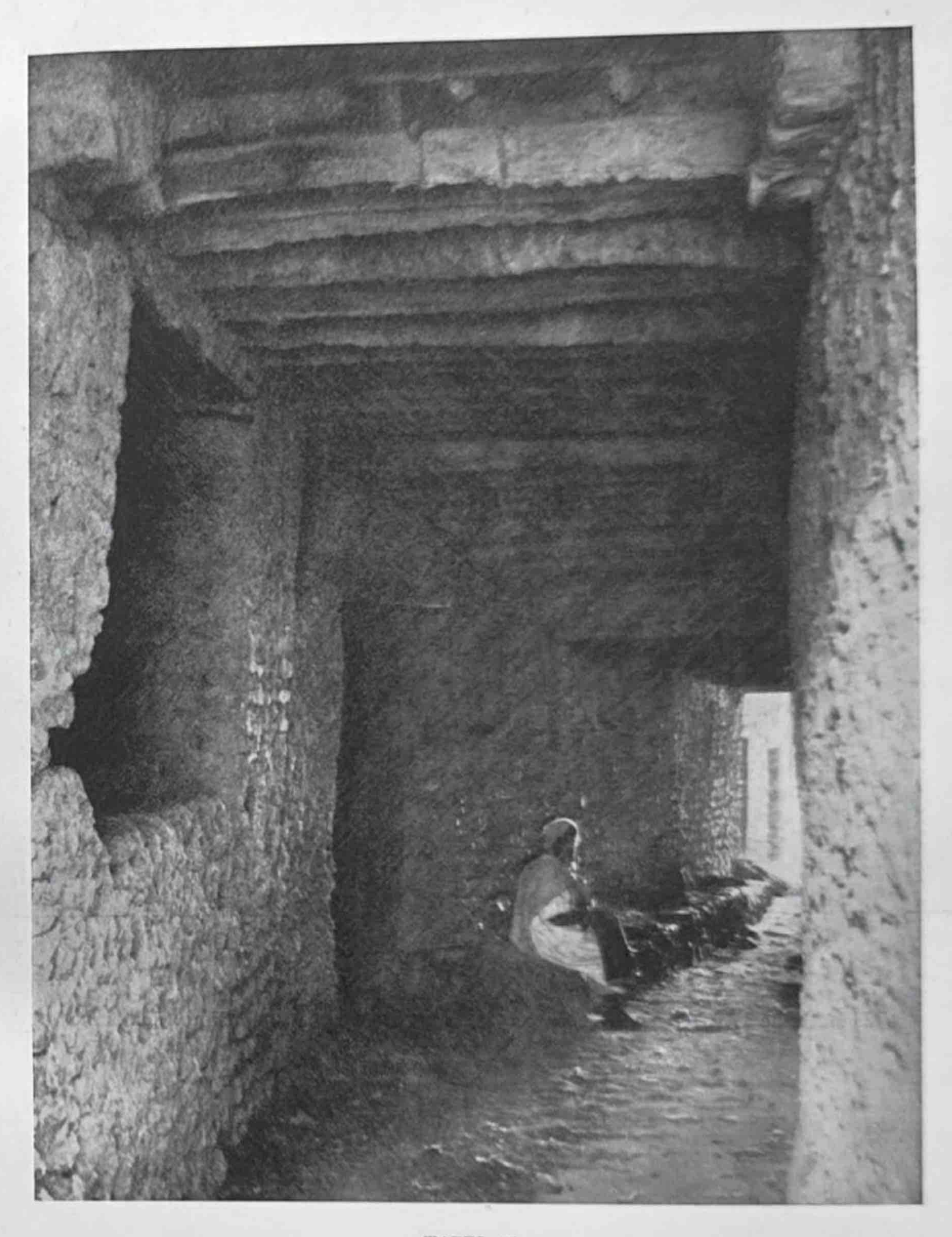




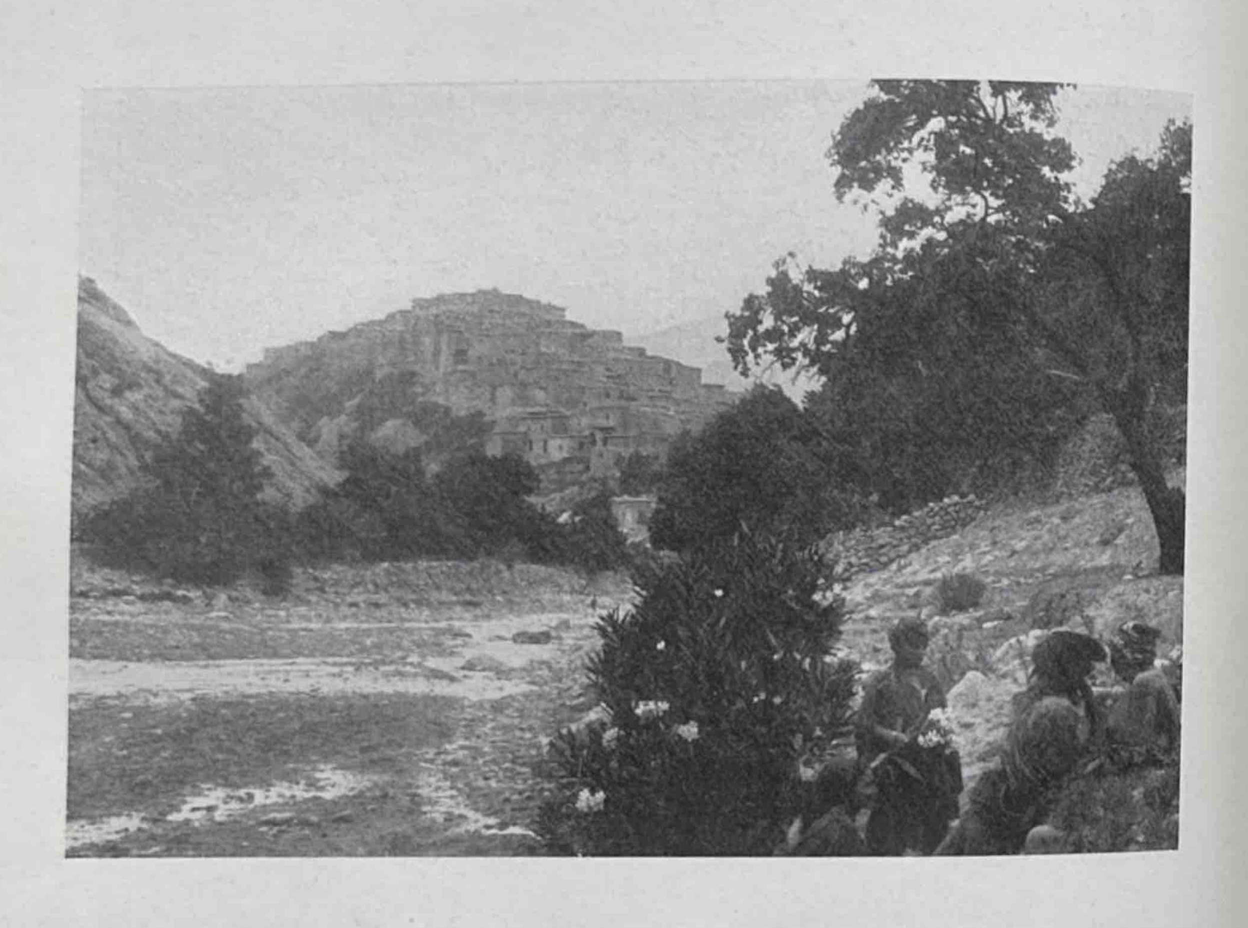
TAFEL 38

Hamitische Oasenorte. Durchblick zu einem offenen Platz in Figuig, Südmarokko.

N. v. Stetten des. DIAFE 1914



TAFEL 39
Hamitische Oasenorte. Dunkle Straße in Figuig. L. Frobenius phot.
DIAFE 1914



TAFEL 40

Hamitische Wohnbauten. Wabenbau. Menna, Südalgerien. Anblick aus der Ferne.



TAFEL 41
Hamitische Wohnbauten, Wabenbau, Menna, Südalgerien. Anblick aus der Nähe.

TAFEL 42

Hamitische Bauweise. Speicherturm in der Oase Tolga, Südalgerien. L. Frobenius phot.

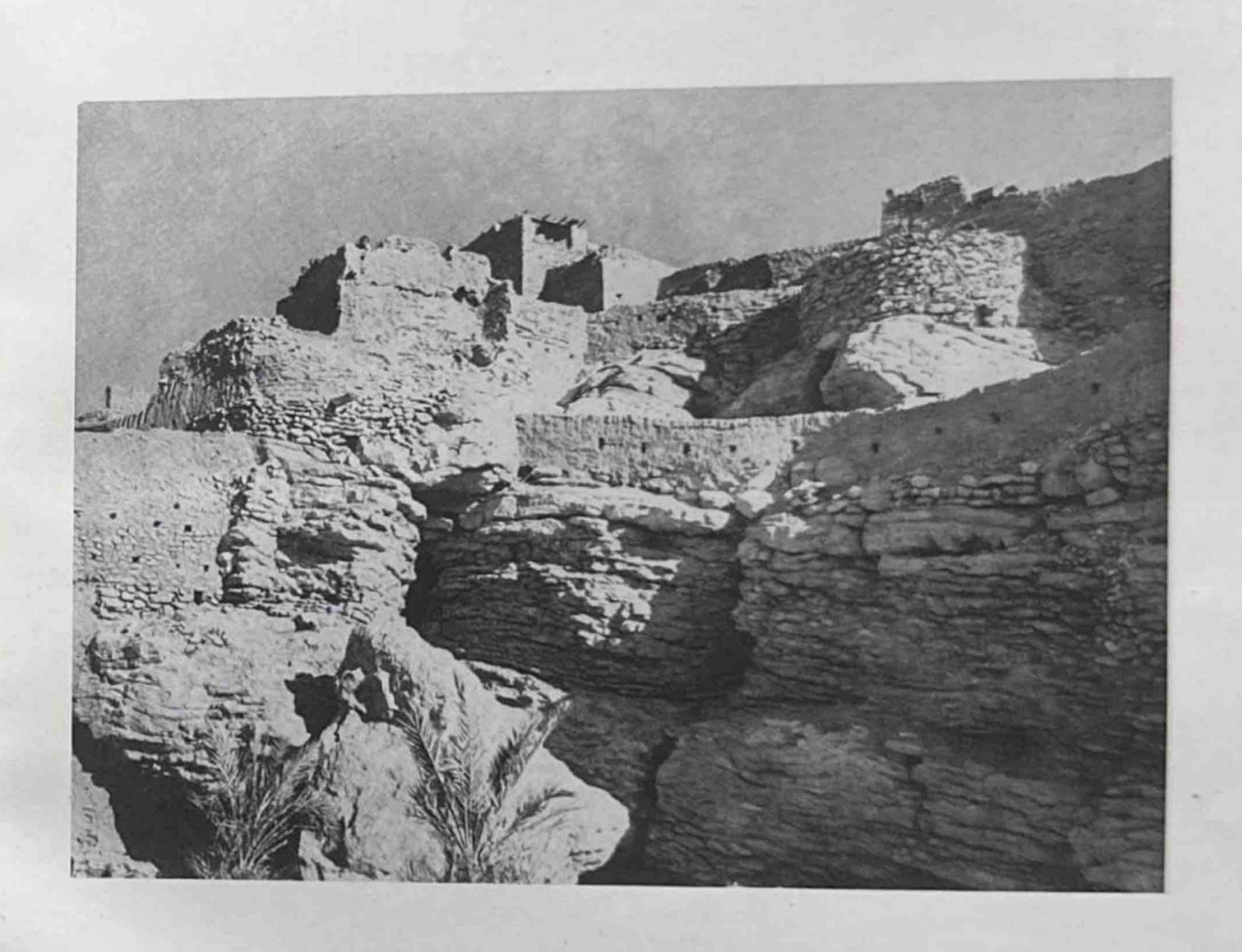
DIAFE 1910



TAFEL 43

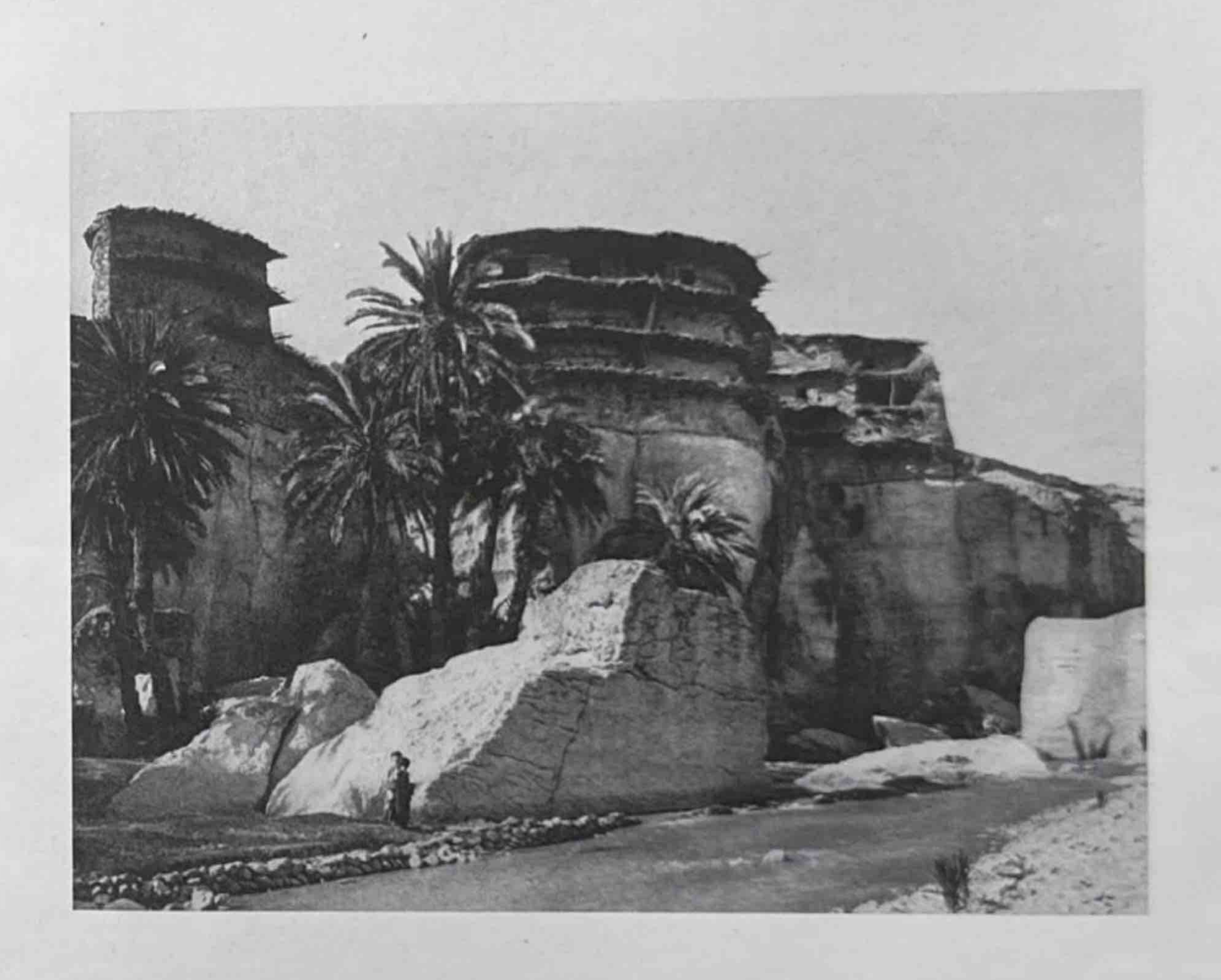
Hamitische Bauweise. Burgbau an den Abhängen der Hammada in Taghit, Südmarokko.

P. Germann phot. DIAFE 1914



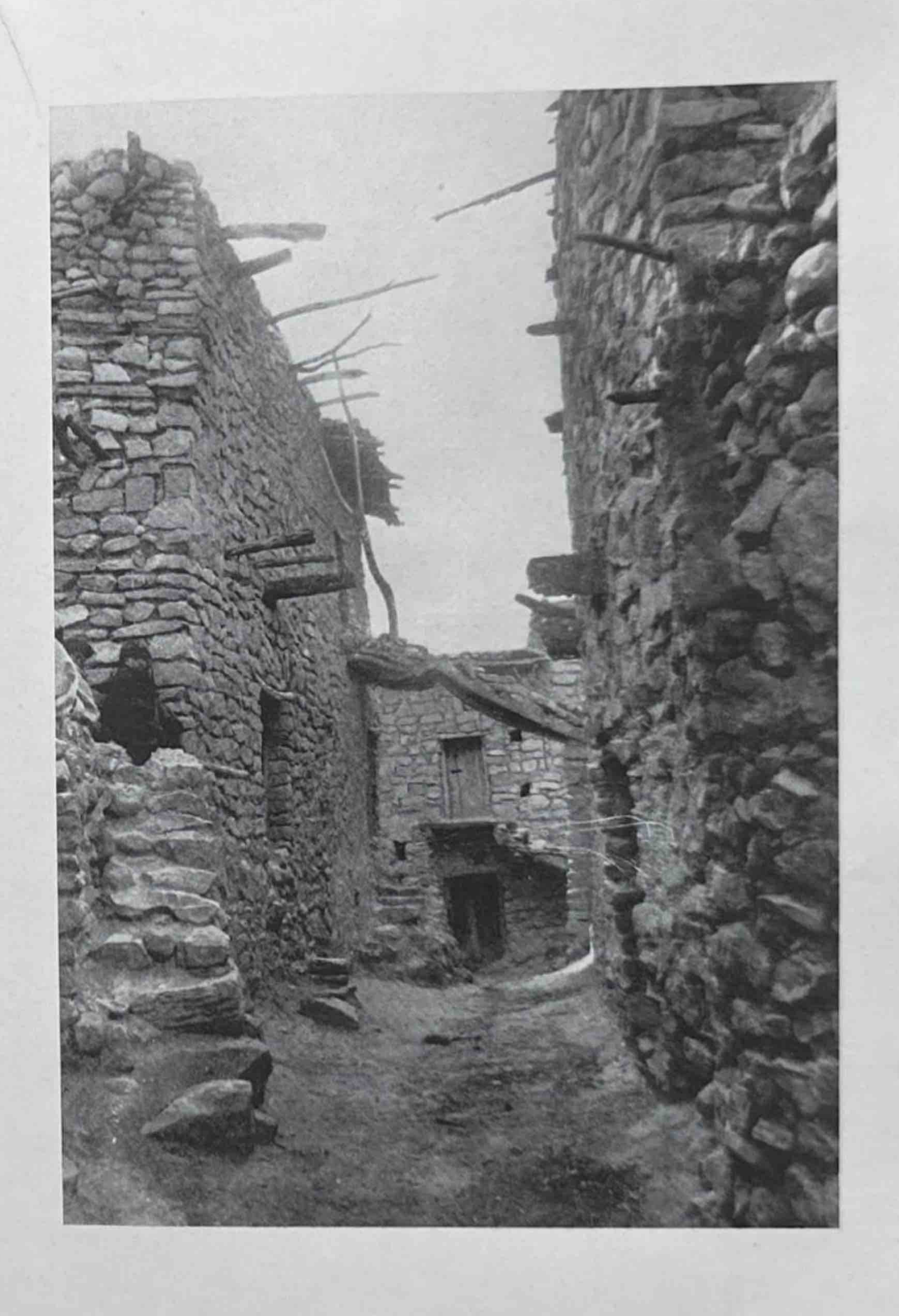
TAFEL 44

Hamitische Bauweise. Speicherbauten am Felsabhang im Bassira, Aures. Blick vom Tal aus. L. Frobenius phot. DIAFE 1910



TAFEL 45

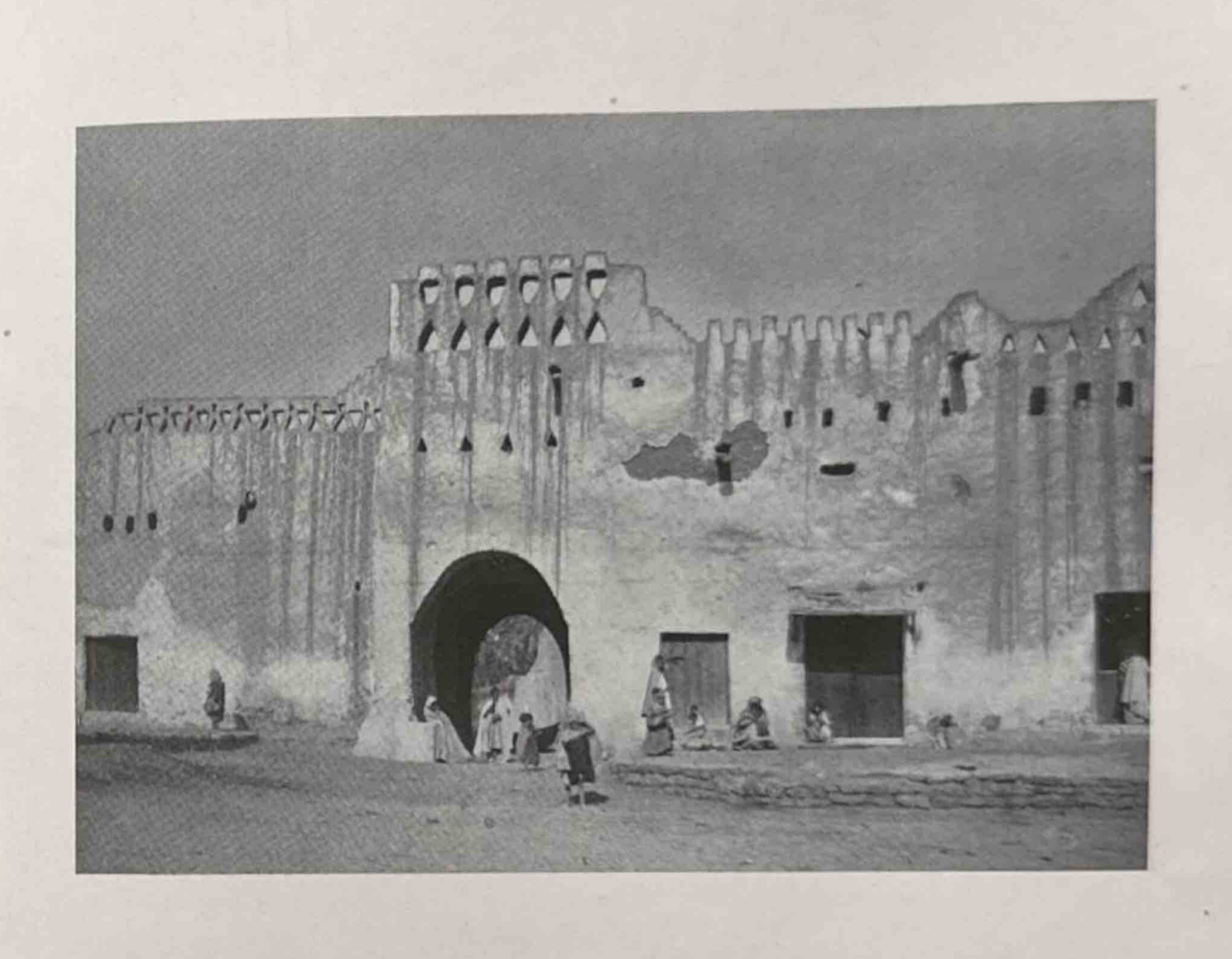
Hamitische Bauweise. Speicherbauten am Felsabhange im Bassira, Aures. Blick in das Innere. L. Frobenius phot. DIAFE 1910



TAFEL 46

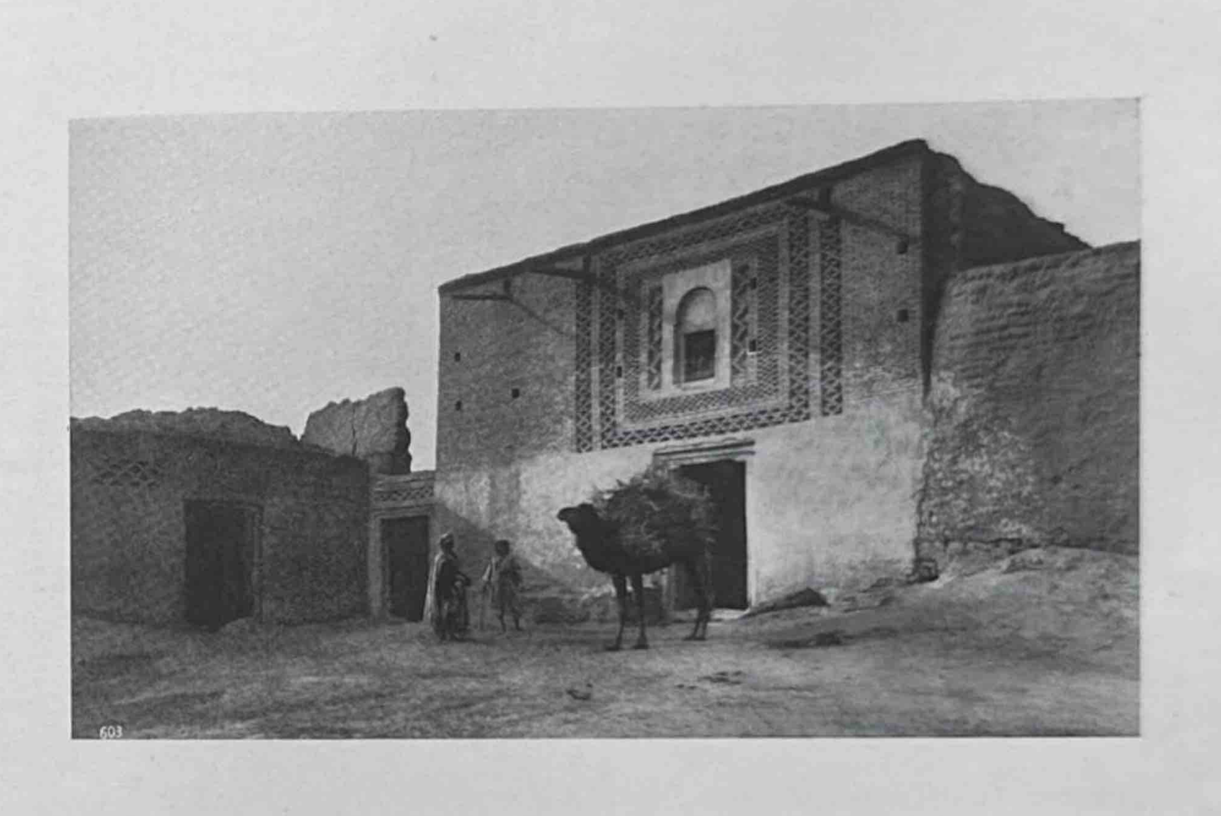
Hamitische höhere Architektur. Der Marktplatz zu Uled Djellal in Südalgerien.

L. Frobenius phot. DIAFE 1910



TAFEL 47

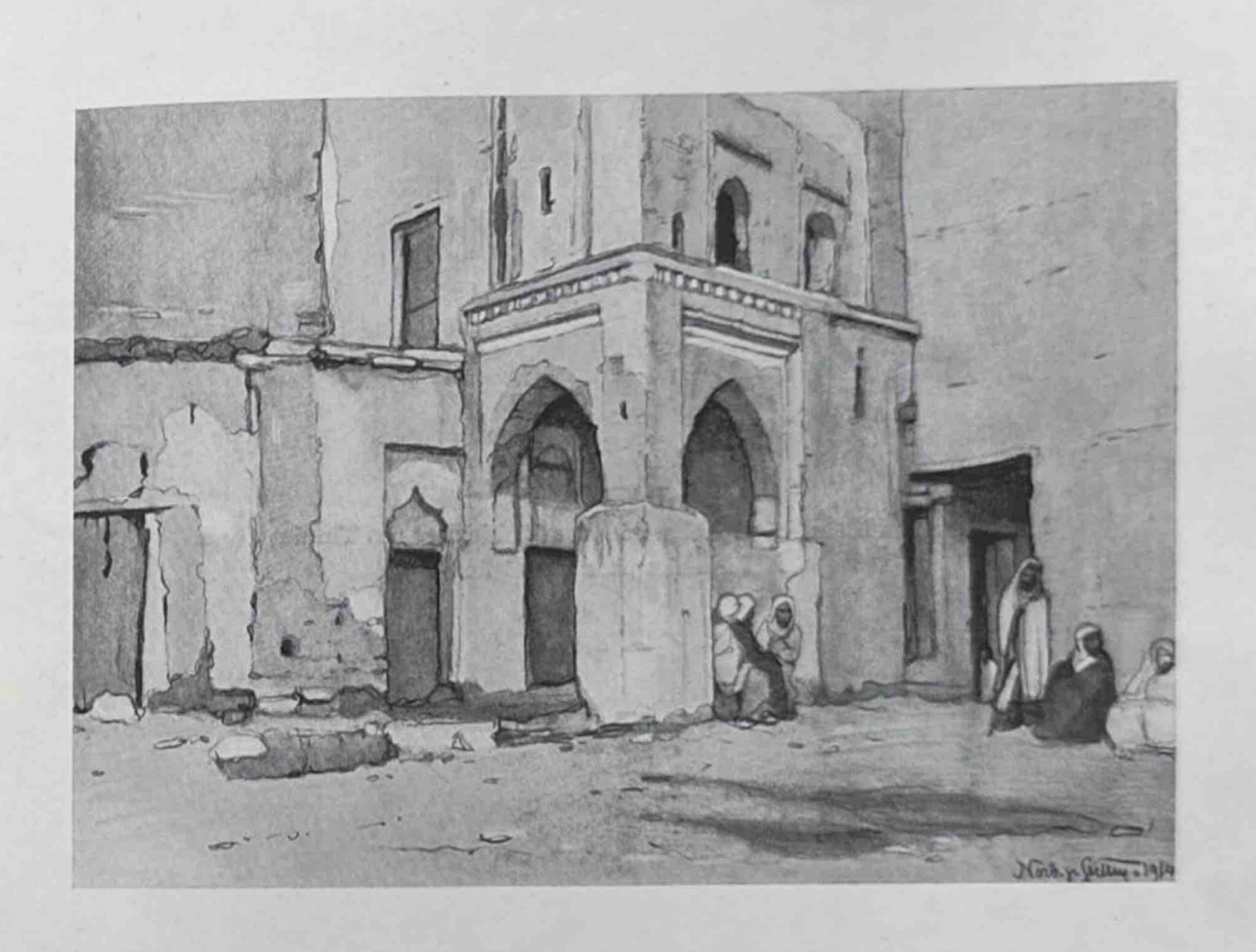
Hamitische höhere Architektur. Haus in Tauzeur; Stilgruppe der Gafsaoasen.
Photographie von Leanert und Landrock.


603

TAFEL 48

Hamitische höhere Architektur. Gebäude des Kadi in Figuig. N. v. Stetten des.

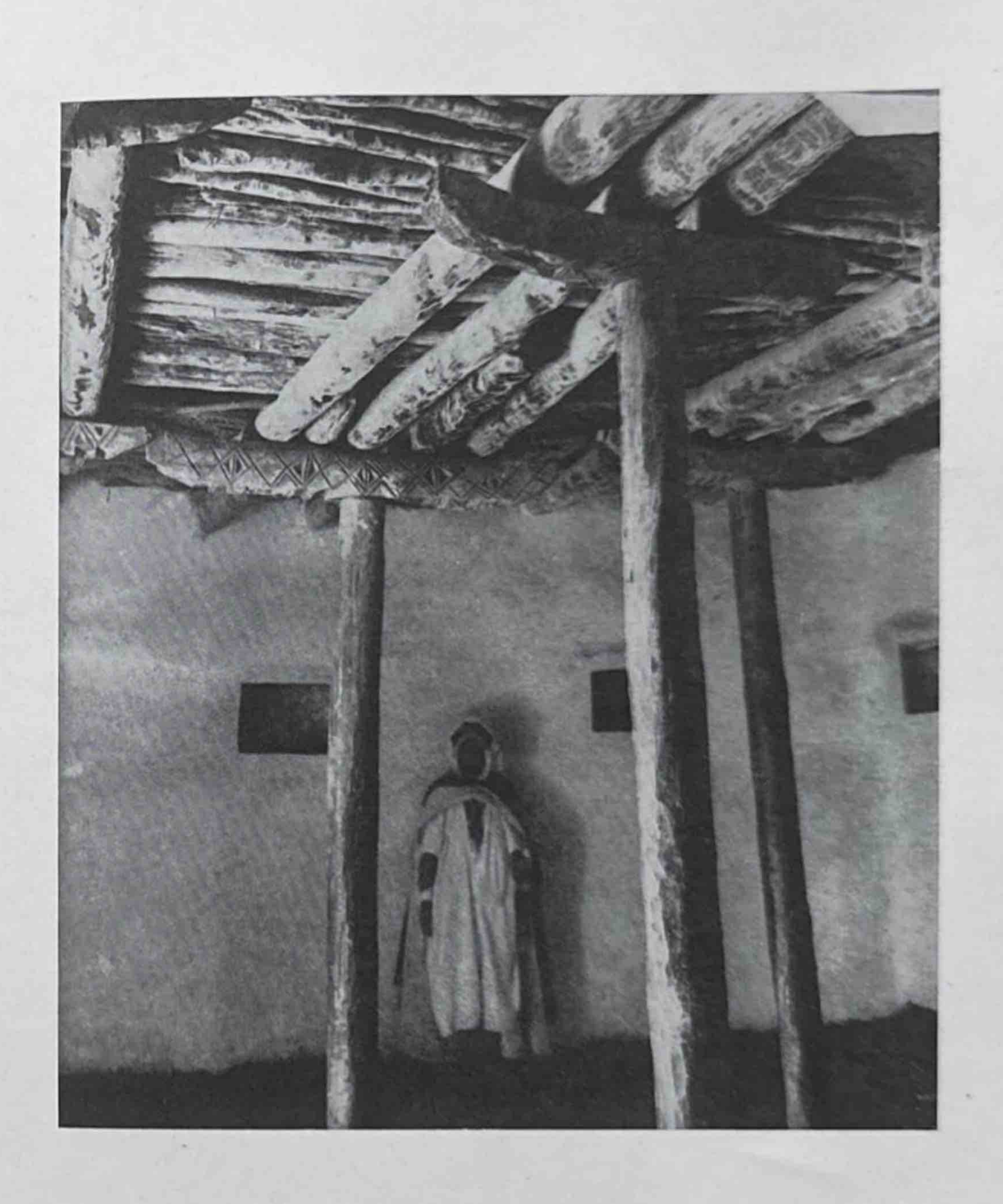
DIAFE 1914



TAFEL 49

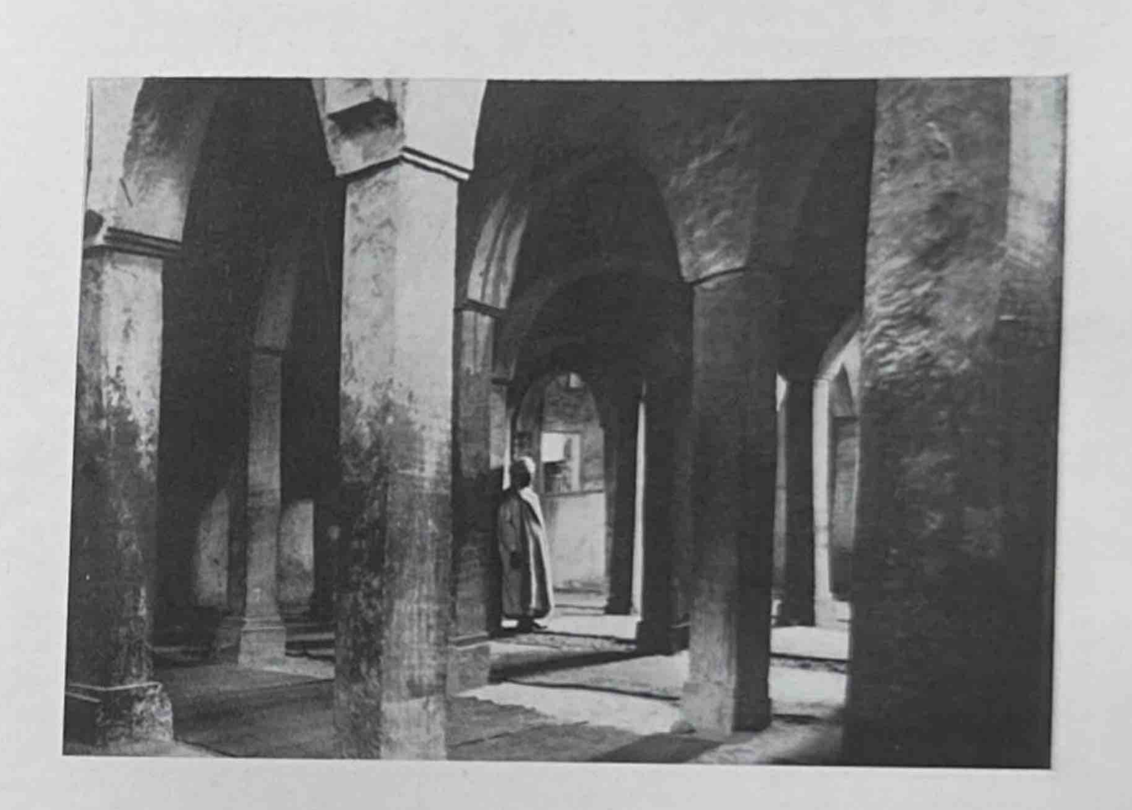
Moscheebauten Kleinafrikas. Holzarchitektur der Moschee von Tiut im Aures.

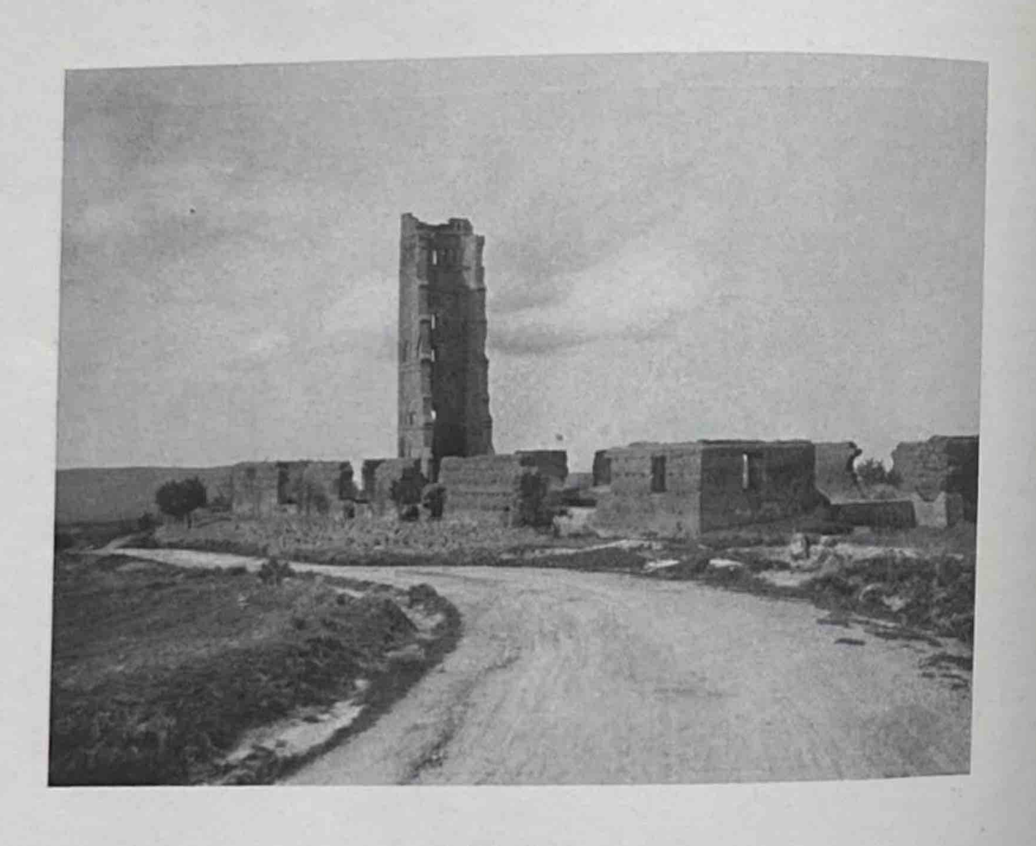
L. Frobenius phot. DIAFE 1910



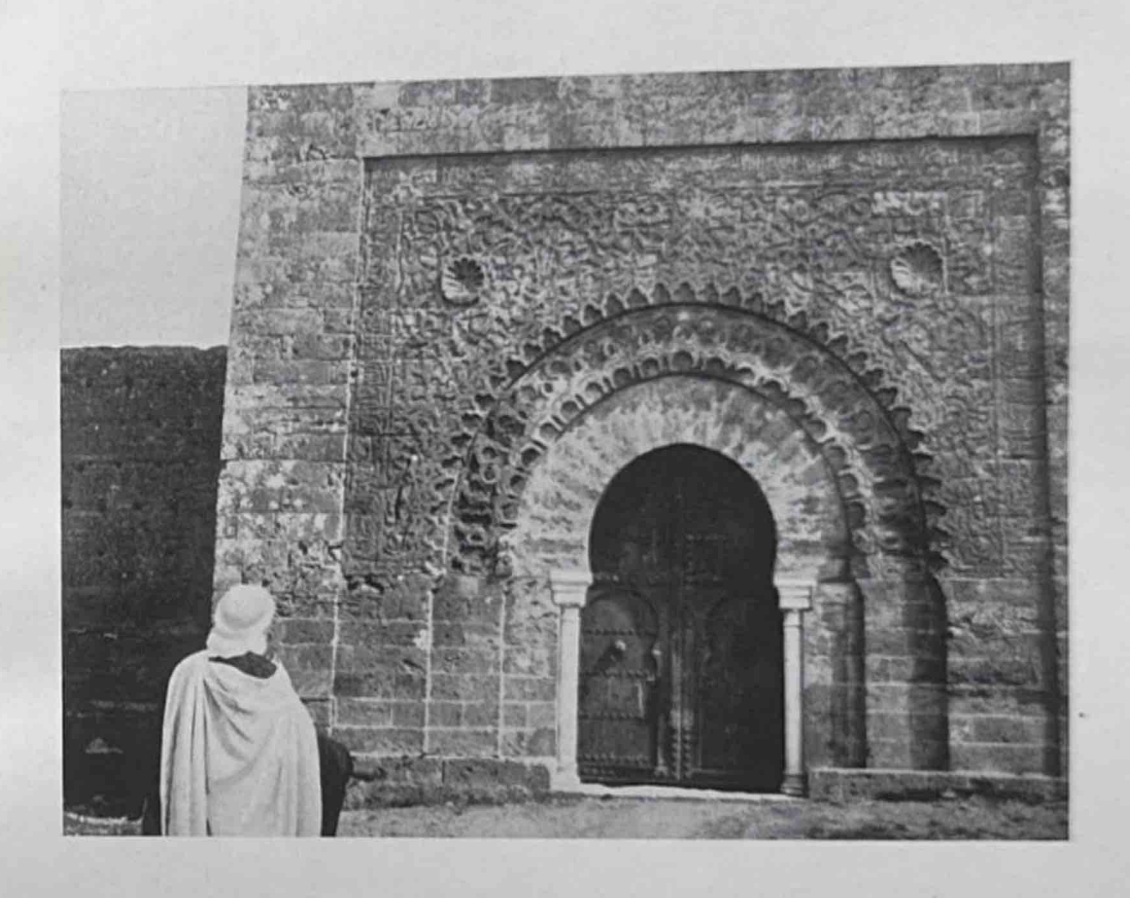
TAFEL 50

Moscheebauten Kleinafrikas. Inneres der Moschee von Uled Djellal, Südalgerien.
L. Frobenius phot. DIAFE 1910





TAFEL 51
Moscheebauten Kleinafrikas. Die Trümmer der Moschee von Mansura bei Tlemcen im algerisch-marokkanischen Grenzgebiet. L. Frobenius phot. DIAFE 1914

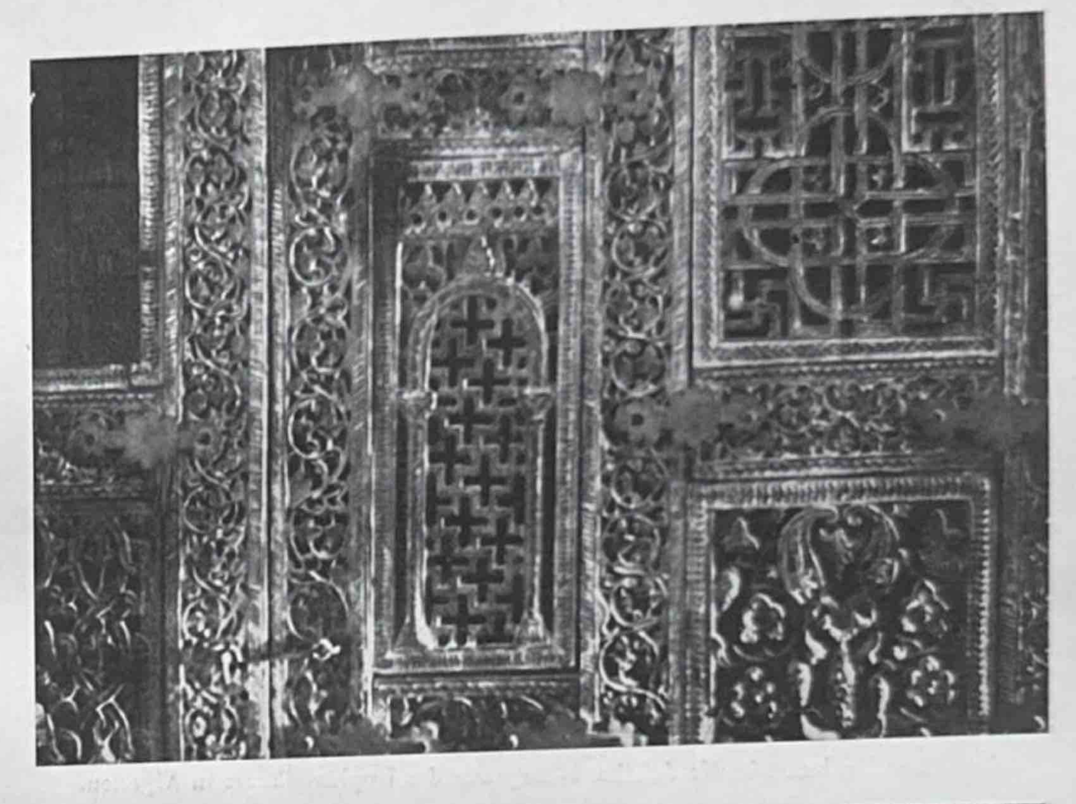


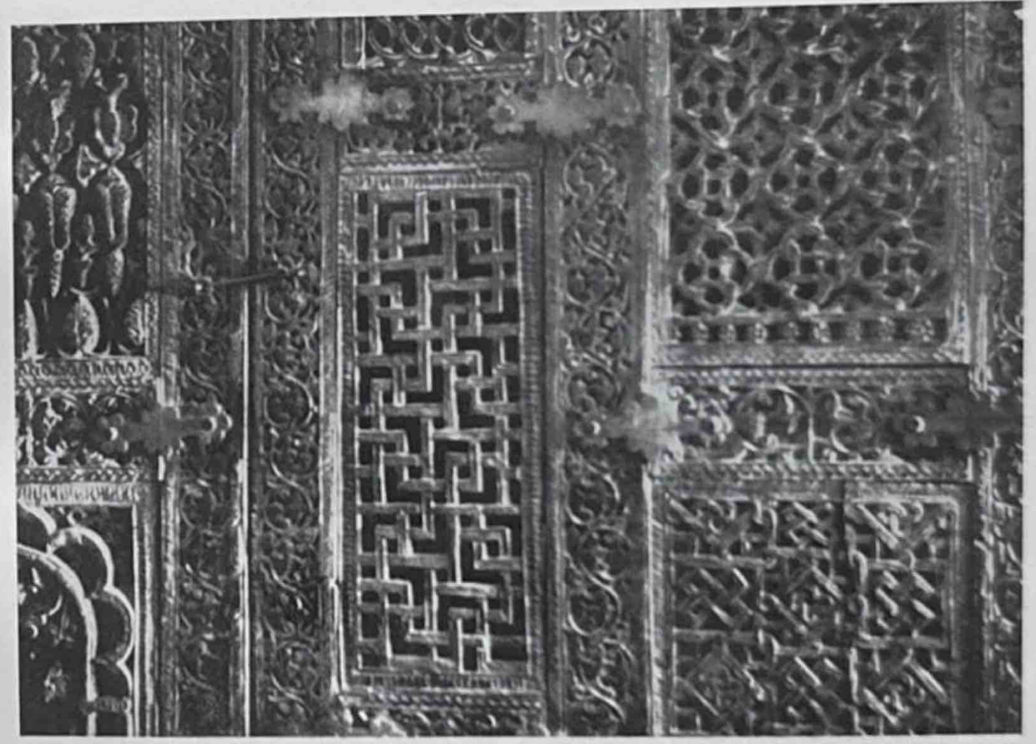
TAFEL 52

Moscheebauten Kleinafrikas. Das Portal des Minarets der Moschee von Mansura bei Tlemcen im algerisch-marokkanischen Grenzgebiet. L. Frobenius phot. DIAFE 1914

TAFEL 53

Moscheebauten Kleinafrikas. Schnitzereien am Mimbar (Kanzelstuhl) der großen Moschee von Kairuan in Tunis. L. Frobenius phot. DIAFE 1910





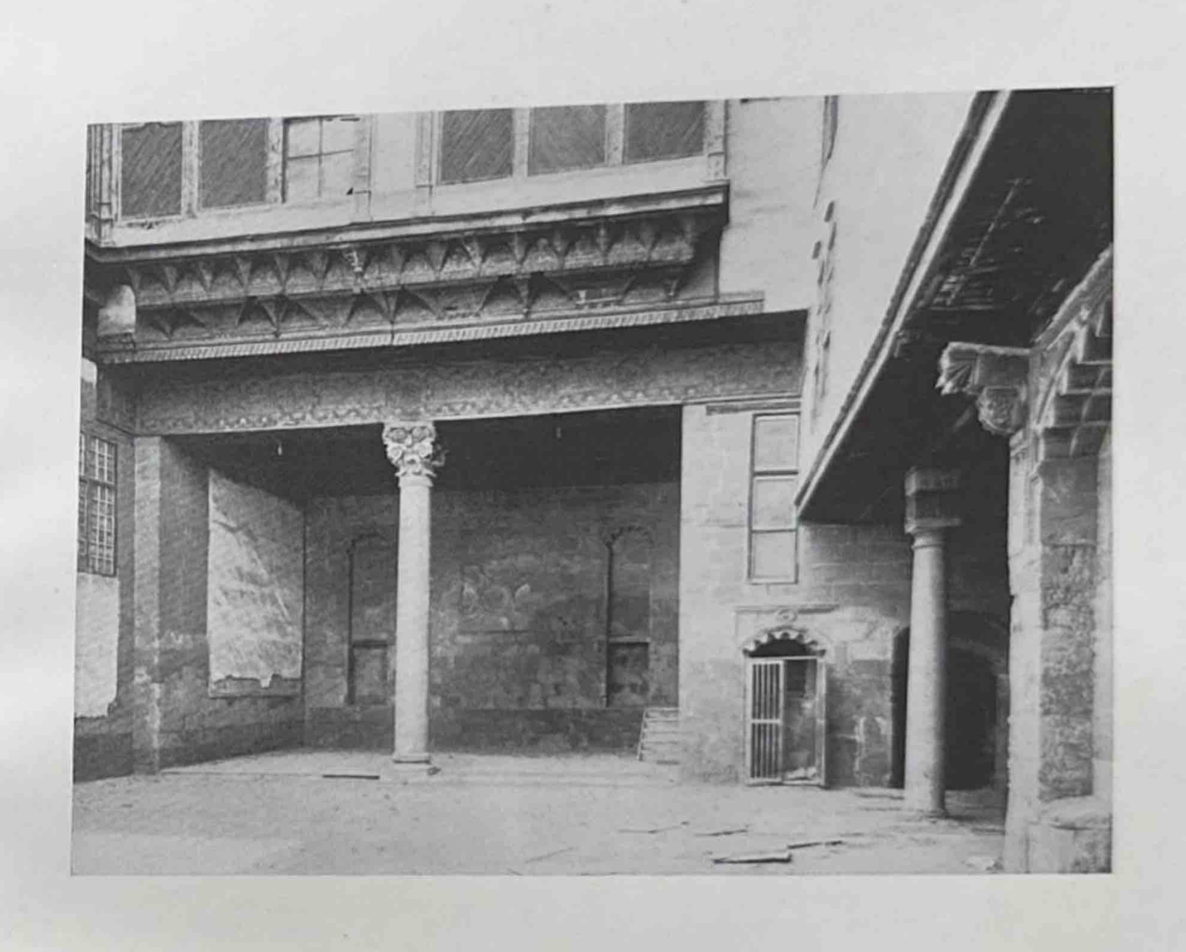
TAFEL 54

Arabische Baukunst in Nordafrika. Höhepunkt des Impluvialbaues in Algerien.



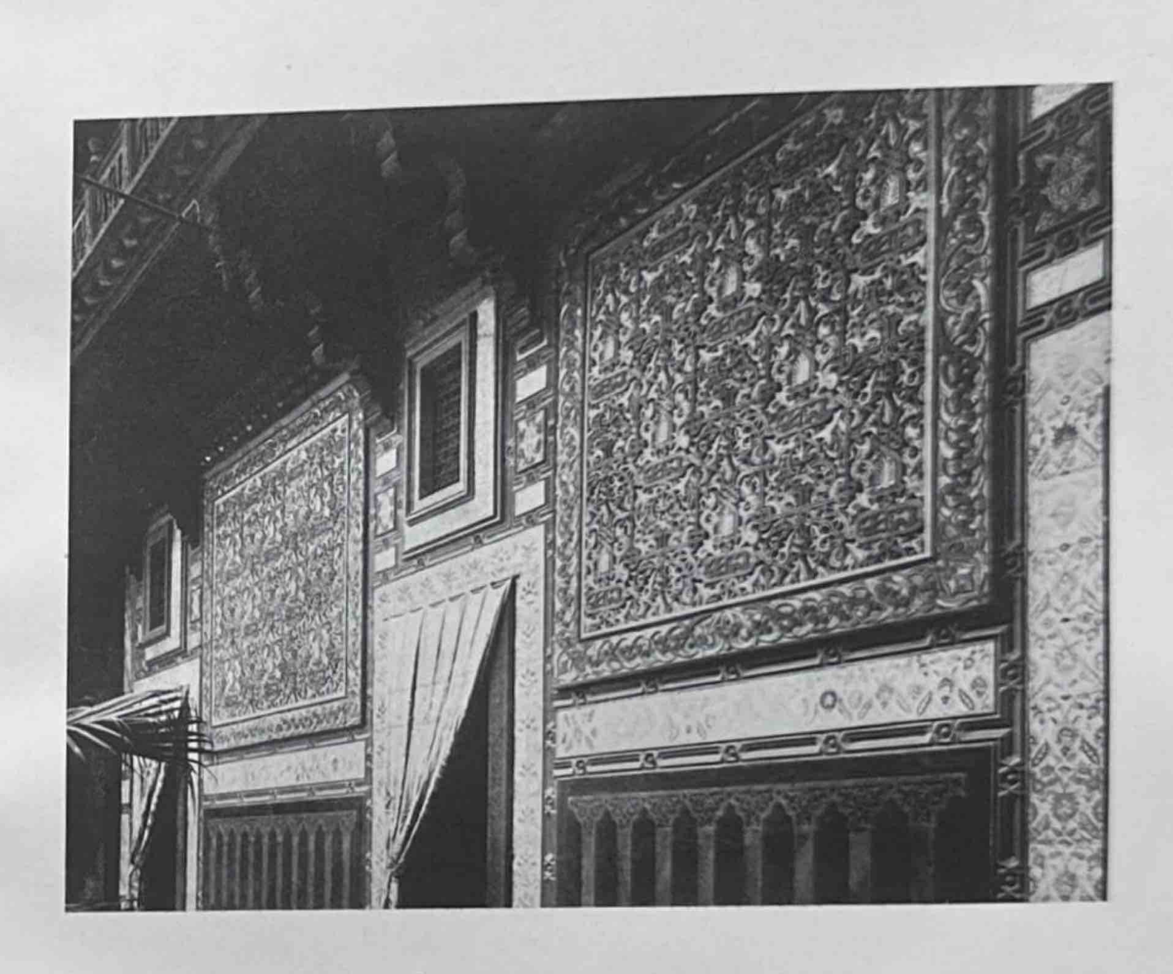
TAFEL 55

Arabische Baukunst in Nordafrika. Inneres eines arabischen Hauses in Cairo, Ägypten.



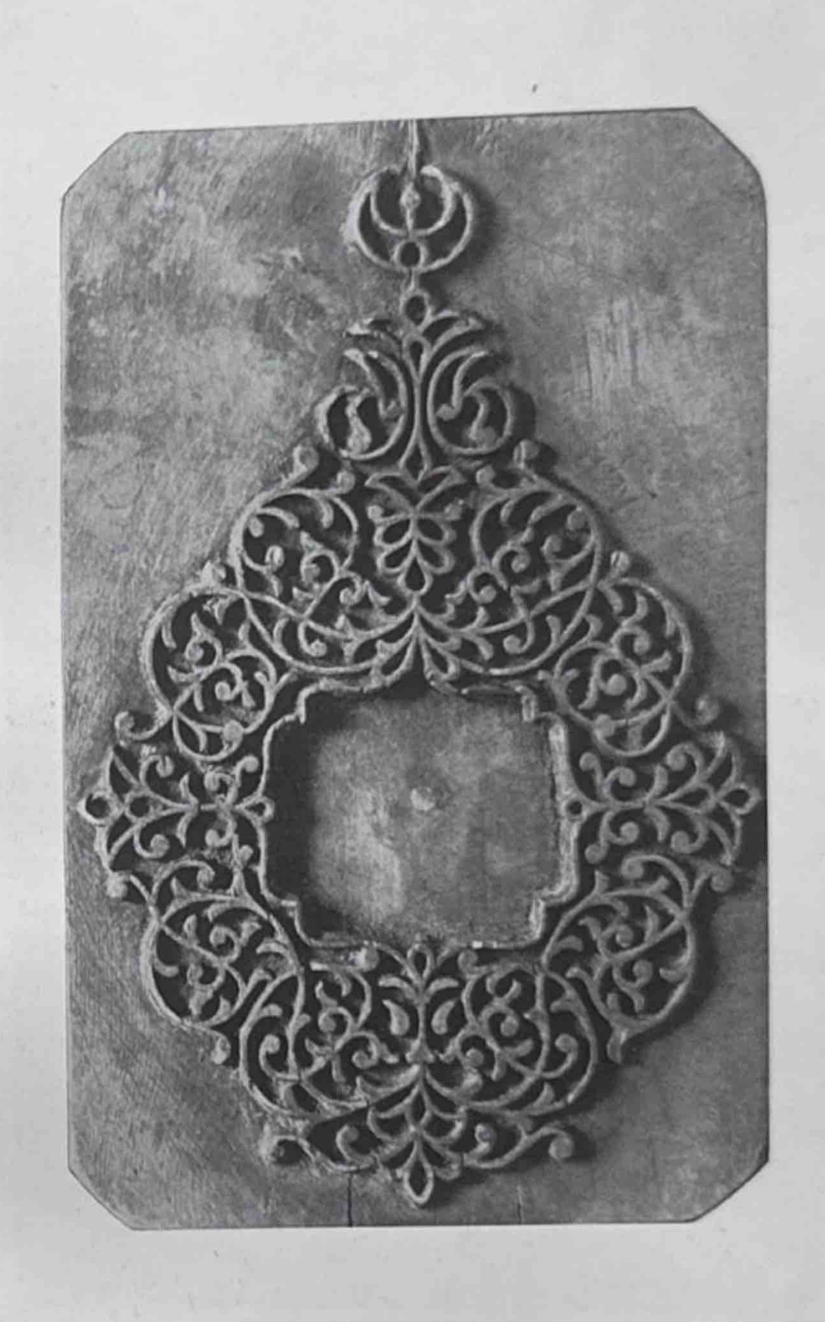
TAFEL 56

Asiatische Baukunst in Nordafrika. Wandbekleidung eines arabischen Hauses in Cairo.



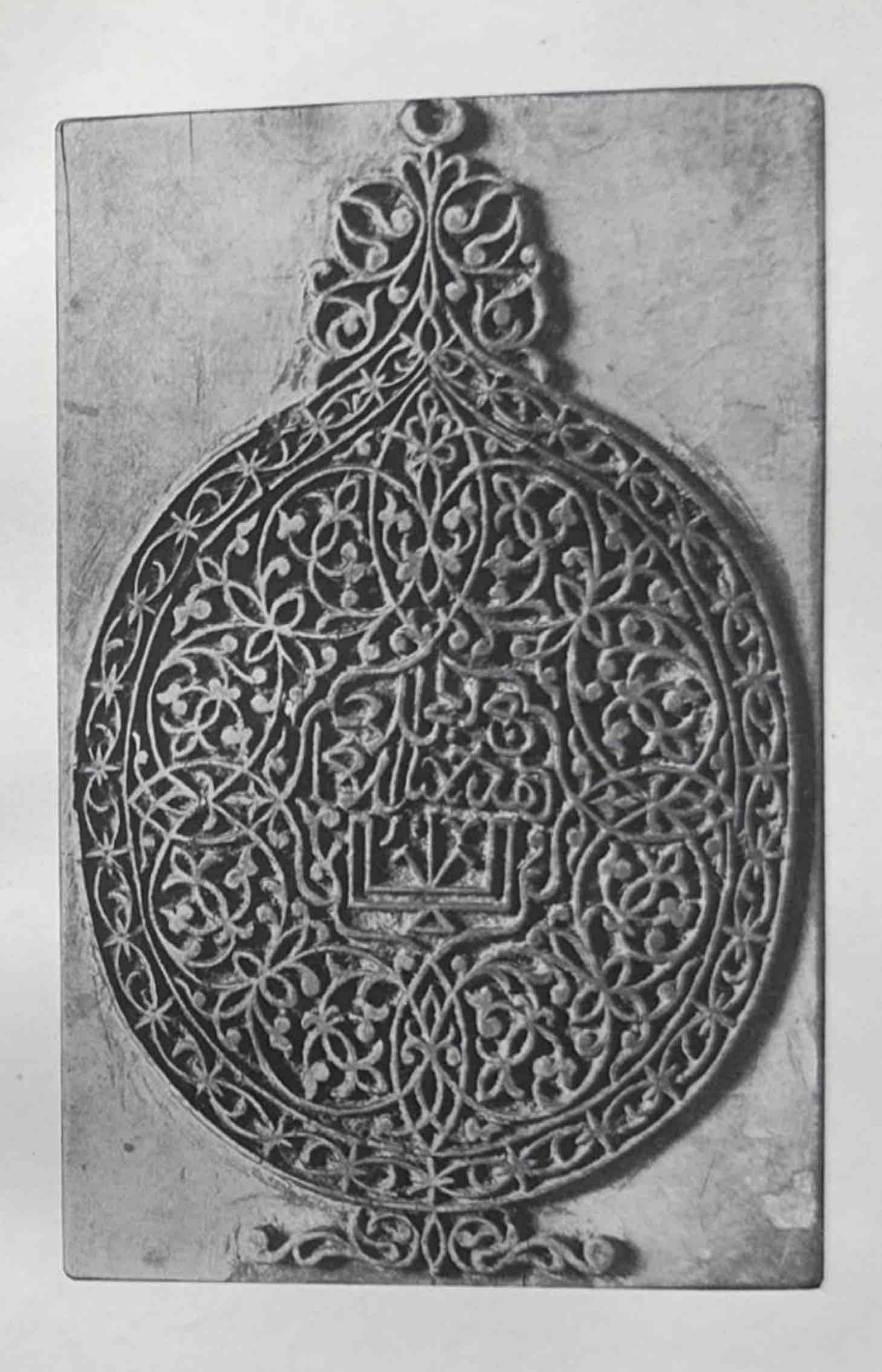
TAFEL 57

Fremde Kunst auf kleinafrikanischem Boden. Fabrikstempel der Mützenmacher in der Stadt Tunis. Sammlung der DIAFE 1914

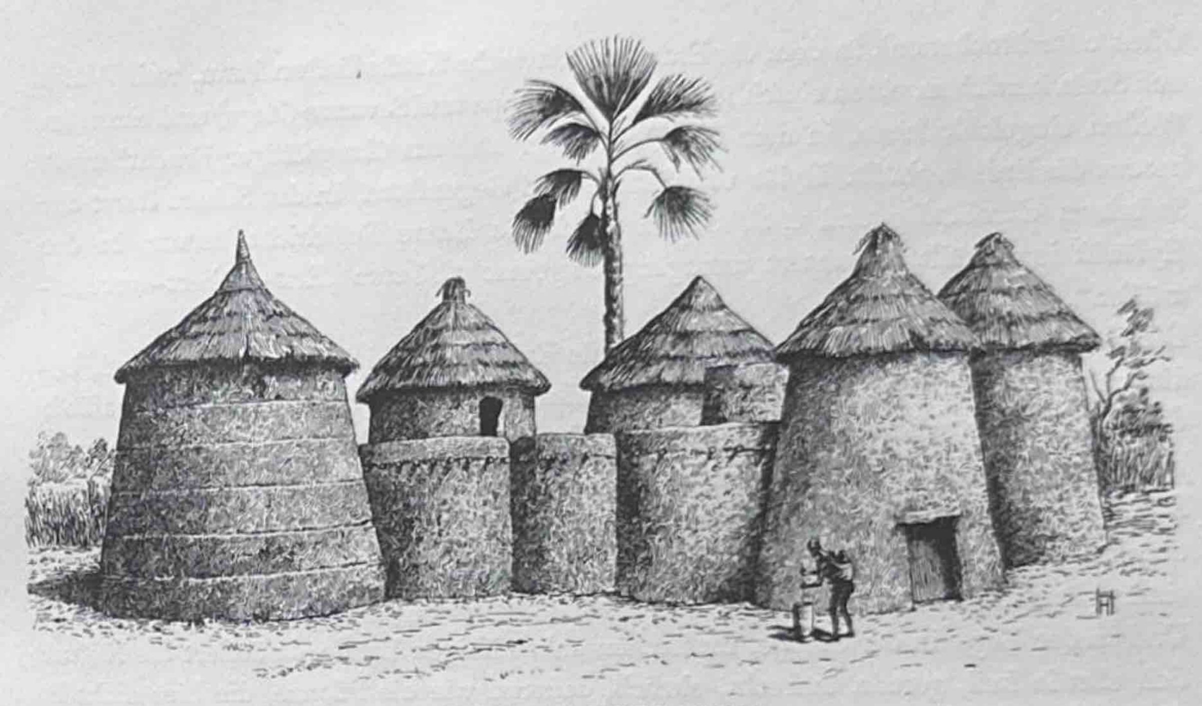


TAFEL 58

Fremde Kunst auf kleinafrikanischem Boden. Fabrikstempel der Mützenmacher in der Stadt Tunis. Sammlung der DIAFE 1914



Z E G A



SIPPENBURG DER TUSIA
Nach Originalskizze von R. Hugershoff (DIAFE 1908) gezeichnet von H. Hagler

MUTTER ERDE

DIE erſte Erfüllung der Erde iſt die Pflanze. Oswald Spengler nennt die Kultur pflanzenhaft. Pflanze und Kultur ſtellen die äußerſten Auswirkungsformen der Erde dar. Das Verhältnis einer Kultur zur Erde bedingt oder erklärt das Weſen einer Kultur! Kultur iſt durch den Menſchen organiſch gewordene Erde. — Faſſe man Erde in welchem Ausmaße man wolle. —

Nach zwei entgegengeſetzten Richtungen treten Pflanze und Kultur mit der Erde in Beziehung: hineinwurzelnd oder herauswachſend. In beiden Fällen bedeutet der Richtungsvorgang Leben. Die hineinwurzelnde Kultur nenne ich chthoniſch, die herauswachſende telluriſch. Die Pflanze faßt chthoniſches und telluriſches Weſen in einem zwieſpältigen Weſen zuſammen. Kultur oder Paideuma iſt aber zunächſt entweder chthoniſch oder telluriſch. Der in der Polarität (Wurzelpol und Sproßpol) gekennzeichneten Einheit des Pflanzenlebens ſteht alſo die Dualität, die Zweiheit des anfänglichen Kulturlebens, gegenüber.

Soweit das Axiom, das ich als Methode dieſem Teile, der der eigentlichen Erdkultur Afrikas gewidmet iſt, vorausſetze. Denn Afrika zerfällt in drei Kreiſe, einen äußeren (im

Osten unterbrochenen), in dem die Erde nur schwache Kräfte liefern kann, weil Wüste und Stein herrschen, einen einschließenden der Steppe und Savanne (Zega) und einen im Westen eingeschlossenen, in dem der Urwald (Hyläa) aus übermäßiger Fruchtbarkeit heraus die Erde verhüllt. Hyläa und Sahara sind Gegensätze. In der Sahara starrt der Steinkern allzuhäufig und entscheidend durch die dünne Erdschicht hervor, in der Hyläa ist sie verhüllt, verpanzert, unzugänglich gemacht bis zum „Erst-erobert-werden-müssen".

Die Zega stellt den Streifen dar, auf dem die Erde entscheidend, ausschlaggebend, bedingend ist. Hier fehlt der Kampf gegen allzu große Kargheit oder gegen maßlose Überwucherung. Die drei Zonen haben in ihrer heutigen Gestalt sicher nicht immer bestanden. Diluvium und Pluvium zogen auf und ab. Aber verlagerten sich auch die Schichten oder Zonen, als solche waren sie doch da, solange der Mensch Kultur trägt, und heute zeigt die Erde in der Zega gleiches Wesen wie vordem oder wie sie es in einer späteren Zeit zeigen wird.

Und in der Zega, in der Steppe, im flachen anbaufähigen Lande, da äußert die Kultur sich ebenso steil, gerade, aufrecht, ehrlich, dauernd wie die Pflanze, die hier nicht in übermäßiger Verfilzung der Erde versteckt oder aber magerer Zeuge irdischer Verarmung ist. Nur in der Zega zeigt sich ein gesundes Spiel der Kräfte — gleichwohl bis zu welchen Extremen die Gegensätze von Hyläa und Sahara führen. Hier in der Zega liegt die Wurzel der Erscheinung, die schon viele Reisende den „konservativen Sinn der Neger" erkennen ließ, die uns tiefere Erschließung Suchenden aber die wunderbare Erkenntnis gibt, daß dieses Afrika die Kulturformen alter und ältester Zeit so lebensfrisch und blutwarm erhalten hat. — In der Zega zeigt der Erdteil Afrika sein eigentliches Gesicht.

Ach, es hat sehr lange gedauert, bis man in diesem Gesicht Züge erkannte, in den Zügen lesen lernte, und auch heute noch sind es nur wenige, die diese Züge lieb gewannen.

Ernst, streng, ein wenig traurig, vor allem aber herb schaut die Zega in die Welt. Zumal im Sommer und Herbst. Nur im Frühling gleitet ein freundliches Lächeln über die dem ermüdeten Wanderer oft einförmig und verwelkt erscheinende Landschaft. In der Sommersonnenhitze ist sie brutal, herrisch, feindlich. Aber in Vollmondnächten strahlt sie in unendlicher Glorie. Keine Steppenkultur Afrikas vermag einen Sonnenkultus zu tragen. In einer schönen Vollmondnacht „tanzt aber ganz Afrika".

Die Sahara erzieht Völker zur Stärke, die Hyläa verweichlicht sie. Die Zega aber erhält stämmige Menschen und trägt handfeste Bauernkultur. Der Daseinskampf ist so eigenartig! In der Oase der Sahara kulminiert die Kultur in dem Augenblick, wo der Kampf mit den kulturwidrigen Naturkräften aufgenommen wird, und vergreist, wenn sie den Sieg errungen hat. (Man verfolge die Geschichte der Kulturalterung in Ägypten.) Die Hyläa gewährt den Menschen den gleichen Sieg nicht. Die Kultur stirbt, aber läßt

keinen anderen Gewinn als Ziviliſation. In der Zega kommt der Kampf gar nicht in Frage. Hier verwehen Völker und Staaten über die ewige Ruhe gleichförmigen Widerſtandes; und doch: ſo viele Namen auch dahinſchmelzen, die Kultur an ſich iſt wohlgeborgen auf dieſem mütterlichen Nährboden.
Der ſteinernen Starre der Sahara, der Todes- und Vergänglichkeitsſprache der Felſen und Wüſten ſteht das echt mütterlich warme Weſen der Mutter Erde in der Zega gegenüber, die ihre Kinder erhält und ſich in ihren Kindern fortpflanzt ohne Anſehen des Namens und der anderen Unterſchiedlichkeit.

TELLURISCHE UND CHTHONISCHE KULTUR

In dem zu Beginn dieſes Teiles aufgeſtellten Axiom war von der Polarität der Pflanzen die Rede, und die telluriſche Kultur war dem Sproßpol gleichgeſetzt. Zwei Vorgänge ſind es, die hierzu berechtigen: wie die Wurzel nach unten, ſo ſteigt der Sproß nach oben empor. Der Same der Pflanze, am Ende der Sproſſen aus der Blüte herausreifend, breitet ſich nach Wind- und Sturmeslaune auf der Erde aus; dies macht zwar ſolche Bewegung der Pflanze unabhängig von einer eigenen Willensleiſtung, erweitert aber deſto mehr den Machtbereich der Ausdehnung. Beides ſind gleicherweiſe Grundſymptome jeder telluriſchen Kultur. —
Schwer iſt es, ſolchen einfachen Sinn nicht nur zu erfaſſen, ſondern auch feſtzuhalten. Schwer iſt es und undankbar, ſolches zu erſtreben. Dazu iſt zuerſt notwendig, daß alter ſchöner Kinderglaube beiseitegelegt wird: der ſchöne Kinderglaube an die Reihenfolge Jäger — Hirten — Ackerbauer. Aus ehrwürdigem Alter und Schrifttum überkommene Weisheit iſt ſchlecht abzulegen. Wie leicht iſt es demgegenüber, eine wiſſenſchaftliche Anſchauung anzupacken, zu zertrümmern und auf den Schutthaufen zu werfen!
Jedenfalls kann ich für das, was hier als telluriſche Kultur zuſammengefaßt iſt, nichts finden, was in alter, heiliger oder jüngerer, profanerer Schrift von der Stufenfolge der Kulturen geſagt wurde. Die telluriſche Kultur tritt mir als geſchloſſene Weſenheit, als vollendeter Organismus auf ihrem Boden, der Zega, entgegen, ſo wie die chthoniſche auf dem ihrigen. Und überall, wo ich ſie treffe und unterſuche, ſind dieſe beiden in ihren Äußerungen gegenſätzlich.
Der äußere Eindruck aller rein telluriſchen Kultur iſt das architektoniſche Herauswachſen aus dem Boden. Der Menſch ſchläft auf einem Pfahlbett, der Menſch lebt in einem Pfahlhaus, das aus dem Pfahlbett hervorgegangen iſt. Das Eſſen wird auf einem Pfahlroſt geſotten (Kärtchen S. 81). Dies das Äußere. Dem entſpricht das Innere: die Seele der Neugeborenen ſteigt wie die Pflanze aus dem Boden empor. Die Seele wandert durch die Alters-

ſtufen des Menſchen bis zum Greiſe, kehrt zur Erde und von da in den Menſchen zurück — in ewigem, vertikalem Kreislauf. Im Sozialen ordnet der Älteſte. Der Jüngere rückt nach. Auch hier im Lebenslauf der Rhythmus der Pflanze. Und dabei iſt die ganze Kultur der Pflanze gewidmet; von der ſchweren Ackerarbeit bis zum dionyſiſchen Frohſinn. Heiliger Jubel umtoſt die Leiche des Greiſes, der nun bald wiederkehrt, den wieder zunehmenden Mond, die Reife des Kornes und die Weihe reifer Jünglinge. Unbegrenzt wie das Ackerland, das das Sippengehöft umgebende Ackerland, iſt die Erde. — Großes, ach übermäßiges Weitengefühl (vgl. „Paideuma“) iſt allen Menſchen der telluriſchen Kultur eigen.

Die chthoniſche Kultur geht aus von der Hauſung im Boden, ſie gräbt ſich im Boden die Wohnung, das Bett, den Speicher. Weite Räume im Innern, verzweigt wie die Wurzelfaſern einer Pflanze, kennzeichnen häufig ihr Weſen. Das Backen der Speiſe erfolgt zunächſt in der Grube, dann im Erdofen. (Kärtchen S. 79.) Langſam, ganz langſam löſt die chthoniſche Kultur ſich aus ihrer urſprünglichen Wurzelhaftigkeit los zu einem — ſagen wir Luftwurzeldaſein. Weiter bringt ſie es urſprünglich nicht. Denn immer wieder neigt die Seele ſich der Tiefe als dem Ausgangs- und dem abſchließenden Endzuſtande in der Erde, im Schoße der Mutter Erde zu. Immer wieder kehrt die chthoniſche Kultur bei aller Feinheit, Differenziertheit, Zierlichkeit zu dem Gedanken des Lebens im Mutterlande am Anfang und Ende der Dinge zurück. Nur Hades, nur Schatten- und Geſpenſterreich winken dem ſterbenden Chthoniker. Es iſt, als wiederhole ſich in dieſer Kultur das Weſen des Objektes, dem ſie urſprünglich alle produktive Fähigkeit widmet: die des Tieres! Die chthoniſche Kultur ſetzt ein mit dem Haustier, mit Fleiſch, Blut, Zucht, mit Bindung an den Raum. Denn Viehzucht bringt Grenzen. Dieſer Stamm hütet bis zu jenem Bach, und drüben liegt das Gelände des nächſten Stammes. Nicht die Vertikale, ſondern die Horizontale iſt Richtlinie. Aufſteigen der Menſchen zum Alter, Nachrücken von unten nenne ich vertikal. Das kennt die Chthonik nicht. Sie iſt gebunden an den geographiſchen Flächenraum und erkieſt den Tüchtigſten unter ſich (die Frau zum Gatten, der Stamm zum Führer, in der Zucht den beſten Stier) und ſchichtet damit Kaſten übereinander, wie die Tellurik Stände nebeneinander ſtellt. Horizontal der Raum, begrenzt durch das Recht des Nachbarn; als der der Lebenden geſchichtet über dem der Toten, der Gefürchteten, Gehaßten, der verfluchten Geſpenſter — ſo erwächſt dem Höhlengefühl der Menſchen die chthoniſche Kultur. — (Vgl. Paideuma S. 40 ff. und 90 ff.)

Die telluriſche Kultur iſt heute die Grundlage aller Völker der Zega, die chthoniſche die aller älteren Völker der Sahara und Kleinafrikas. Beide liegen alſo geographiſch nebeneinander. Beide ſind einſeitig pflanzenhaft, die eine nach der Richtung des Wurzelpols, die andere nach der des Keimpols. Aber in ihren Urformen fließen ſie nicht zuſammen zu der Einheit der Pflanze. Damit öffnet ſich eines der herrlichen, der tiefen Geheimniſſe des Daſeins. Und dieſe myſtiſche Tiefe gewinnt an Ausdehnung dadurch,

daß die tellurische Kultur stets patriarchalisch war, bleibt und sich auswirkt. Das, was in der Polarität der Pflanze in vertikaler Ergänzung und Einheit zur Bildung der Blüte an der Spitze führt (also zur Sexualität), das liegt als Kultur a priori in sexualer Auswirkung nebeneinander. Aber was bedeutet die Richtung, in der die zwei Einander-ergänzenden liegen gegenüber den Rollen, daß sie einander überhaupt ergänzen — daß tellurisch-äthiopisch-patriarchalische Kultur einerseits und chthonisch-hamitisch-matriarchalische andererseits in dieser Lage nachweisbar sind — als Früh- (um nicht zu sagen „Ur"-) formen, und daß die erythräisch-syrtische und atlantische Kultur demgegenüber als Epigonen aller Alten und doch auch wieder als Erstlinge neuer Wesen, d. h. historischer Gesundheit, in Afrika auftreten!
Wer von allen denen, die heute so leichthin vom Schönen, Edlen und Tiefen primitiver Kultur und primitiver Kunst sprechen, macht sich je klar, welche gewaltigen Klüfte unser kleines, intellektualistisch gewordenes Vermögen zu verstehen von der wurzelhaft gewaltigen Großartigkeit jener Vorgänge trennt, nämlich die Summe alles dessen, was unserem Auge erreichbar ist: das aber ist alles, alles aus der historischen Zeit. Und gerade die historische Zeit, die „Zeit der Weltgeschichte", aus der die vielleicht noch faßbaren Dokumente stammen, bedeutet die weiteste und tiefste gähnende der trennenden Klüfte.
Möglicherweise liegt aber gerade das erste ganz, ganz schwache Zeichen einer Annäherungsahnung in dem sich uns aufdrängenden Gefühl der Bescheidung, in dem aufdämmernden Bewußtsein unserer epigonenhaften Bedeutungslosigkeit.

DAS METAPHYSISCHE WESEN DER TELLURISCHEN KULTUR

Vielleicht sind wir hier am wesentlichsten Punkte unseres Buches angekommen; möglich, daß die hier behandelte, aus den Karten sich uns erschließende Wirklichkeit Sinn und Wesen des Stoffes so weit zu eröffnen vermag, daß sie als Tatsache unser Auffassungsvermögen erreicht.
Deshalb halte ich es für notwendig, hier noch etwas ausführlicher zu werden, wenn eingehende Darlegung auch anderer Stelle vorbehalten bleibt.
Zunächst ein Lebensbild vom Wesen tellurischer Kultur.
Ein Gehöft! Mitten in der Zega. Weit ausgedehnt das Land. Hier und da Farmen. Büsche und Bäume dazwischen; auch offenkundige Brachen. Das nächste Gehöft vielleicht 200, vielleicht nur 100, vielleicht aber auch 500 Schritte entfernt. Das Gehöft selbst: eine Reihe von Hütten, Kindern, Burschen und Mädels, Jungverheirateten, wür-

digen Ehepaaren, Greiſen dienend. Die ganze Bewohnerſchaft eine Einheit, eine wirkliche Einheit, nicht ein zuſammengepferchter Haufe von Menſchen, ſondern eine Sippe, getragen von der Sippenidee, aus der heraus keiner von den 30, 100 oder 200 oder mehr Menſchen es ſich anders vorſtellen könnte, als wie es iſt. Alle Männer ſind eines Blutes, ein Weſen, ein Stamm. Der erfahrene und einſichtsvolle Älteſte leitet — nicht herriſch, nicht tyranniſch, aber ſtreng, ſachlich, nach altem Herkommen — wie man es ſich aber gar nicht anders denken kann. Die andern Männer ſind nach Altersklaſſen gegliedert: Alte und Weiſe, Männer und ſtreitbar würdige Jungverheiratete und Jünglinge, Reife vor oder nach der Inition.

Ganz klar ſpielt ſich der Lebenslauf ab: Morgens früh zur Farmarbeit, denn Feldbau iſt die Grundlage alles Lebens. Abends lockt bei Vollmond der Tanz. Saat und Ernte bedingen heilige Rituale. Die heilige Erde, das heilige Korn, die Sorge um den Regen, — alles vereinigt ſich zu Bitten an die, die im Jenſeits ſind, an die Seelen Abgeſchiedener. Die Abgeſchiedenen ſind nicht fremd abgetrennt, unerreichbar, unwiderruflich entſchwunden. Im Gegenteil. Der ſterbende Greis wird gebenedeit und beglückwünſcht, weil er die Sorgen und Laſten des alten Körpers nicht mehr zu ertragen braucht und weil er nun bald wiedergeboren werden kann, — natürlich in der eigenen Sippe. Jubelnd begrüßt die Sippe auch den in ihrem Kreiſe geborenen Erdenbürger und ſieht in ihm den wiedergeborenen Ahnen zurückkehren. Und in dieſen naiven und doch ſo tiefen Glauben miſchen ſich unendlich feine Fäden von ahnungsvoller Fürſorge für die Felder, dazu Bitten um das himmliſche Naß, alles das zuſammenfließend, verflochten, verwebt in eine einheitliche Weltanſchauung, die der ganzen Kultur einen ſcharf geprägten Stempel aufdrückt. (Vgl. was von mir in „Und Afrika ſprach" Bd. III über die telluriſche Weltanſchauung geſagt iſt.)

Dieſe Einheit der Sippe iſt dem Äußeren nach nur eine Männergeſellſchaft. Und doch ſpielt die Frau darin eine ganz außerordentliche Rolle. Wenn der Grundgedanke auch alle dieſe männlichen Glieder nur aus dem Samen ableitet, ſo wird der Frau doch dabei ihr ausgeſprochenes Recht. Nur gehört ſie nicht zum „gewachſenen" Baum (man möchte ſagen zum gleichen „Blut". Aber Blut ſpielt nur in der chthoniſch-magiſchen, nicht in der telluriſch-myſtiſchen Kultur eine Rolle. Siehe unten.). Die Frau, die ein Jüngling der Sippe möglichſt bald nach ſeiner Reife ehelicht, nach dem Sippenſinn auch möglichſt bald heiraten ſoll, um den Seelen der Verſchiedenen Rückkehrmöglichkeit zu verſchaffen, — dieſe Frau muß aus einer anderen Sippe genommen werden. Nun beſteht eine Gefahr. In einer anderen Sippe pilgert eine andere Seelenreihe durch Lebendige und Totenerde. Soll ſie Mutter in der Sippe des Brautwerbers werden, muß ſie aus der „Idee", aus dem myſtiſchen Verband jener anderen Sippe, in die ſie geboren wurde, „gelöſt" werden. Dieſe Sippenlöſung erfolgt durch eine ſymboliſche Handlung, gewiſſermaßen „gewalt-

Zucht



TELLURISCH-ÄTHIOPISCHE KULTURSYMPTOME (PATRIARCHAT)
25. Der patriarchalische Brautraub — 26. Nichtachtung der Jungfernschaft — 27. Die Witwe als Sippenbesitz (Leviratsehe usw.)

ſam", durch den „Brautraub". Und wenn die beiden jungen Liebesleute ſich auch noch ſo einig ſind, wenn die Eltern von beiden auch noch ſo einverſtanden ſind: die Zeremonie des Brautraubes muß ausgeführt werden.

Gelangt die junge Braut nun in das Gehöft ihres Zukünftigen, ſo iſt es ganz gleich, ob ſie unberührt iſt oder in ſtimmungsvollen und ſehnſuchtsſchwangeren Mondſcheinnächten ſchon das verlor, deſſen Erhaltung ſtrengere ſpätere Sitte im zuſammenſchließenden Myrtenkranz ſymboliſiert. Gleichgültig: dem Sippenverband wird ſie ſicher eine treue Gattin, eine hervorragende Mutter und ſicherlich als Glied der Sippe wie als Mutter ihrer Kinder, d. h. der aus dem Manneſtamme durch ſie wieder ins irdiſche Daſein zurückgekehrten Großväter, ein Vollweib, ein Vollmenſch.

Nunmehr die andere Frage, wie dieſe Kulturzellen zueinander und in ihrer Entwicklung ſich wandeln, welche Umbildungen ſie erfahren, wie ſie zum Raume ſtehen. Denn in der Zeit ſind dieſe Sippen ja durch das Wiederkehren der Verſtorbenen unbegrenzt; in der Zeit kennt dieſe Kultur noch keine Grenze. Es iſt eine Zeitloſigkeit der Seelen, die kommen und gehen in ununterbrochenem Wechſel.

Den Raum der Sippe bietet Mutter Erde. Die Sippe kann das Land rund um ihr Gehöft bebauen, wo ſie es frei findet. Nur bebautes Land iſt Beſitz und gehört dem Bebauer. Das unbebaute Land iſt Teil der heiligen Mutter Erde. Wenn die Bauern der einen Sippe einen Acker verloren und ein Jahr brach liegen laſſen, mögen die der benachbarten Sippe ihn im folgenden beſtellen. Dann iſt er ihr Eigentum. Alſo hat der Raum um ein Sippengehöft keine Grenze. Nur ſoweit die Arbeitskraft reicht, und auch nur ſolange ſie ſich auswirkt, wird ein Beſitzrecht gewonnen. Das aber heißt, daß wohl der Mittelpunkt, das Gehöft der Sippe feſtliegt, daß aber eine Gebietsbegrenzung nicht beſteht.

Geregelte Beziehungen zwiſchen den Sippen der telluriſchen Kultur erſtrecken ſich nur auf — Tänze und etwaige Verehelichungen, dann vielleicht noch auf Jagdgemeinſamkeiten. Märkte beſtehen zunächſt nicht. Denn dieſe Menſchen ſind in allem Selbſt-

verfertiger. Daher zerfallen die Träger dieſer Kultur auch ſo ſchnell in Dialektverſchiedenheit. Im Norden unſeres deutſchen Togo fand ich eine große Siedelung, an deren einem Ende eine andere Sprache geſprochen wurde als am andern. Die meiſten Leute verſtanden ſich nicht.

Noch einmal ſei betont, daß von Anfang an jede Form nicht nur einer äußerlichen räumlichen Begrenzung fehlt. Machtbereich heißt Arbeitskraft. Und das bedingt ein ſtändiges Schwanken einer Begrenzungsmöglichkeit. Da nun dieſen Menſchen auch Arbeit eine verehrungswürdige Tätigkeit iſt, die ſie durch den Körper als Funktion der Sippen-Idee ausüben, da der ganze Erdraum ihnen Ausdruck ihrer myſtiſchen Seele iſt, ſo kann man ſehr wohl ſagen, daß auch in höherer Entwicklung dem Raum nach eine Begrenzung ausgeſchloſſen iſt. — Sehr trocken und im Geiſte des 19. Jahrhunderts ausgedrückt lautet dies: in der Vorſtellungswelt, der telluriſchen Kultur gibt es keine feſtſtehenden geographiſchen Beſitzgrenzen. Der aus ihr entwickelte Staat iſt ein Menſchen- und Gemeindeſtaat mit der pſychologiſchen Grundlage des Heimatgefühls, und die Entwicklung zu Nationen im Sinne des europäiſchen Rationalismus iſt ihnen nicht beſchieden.

Aber noch mehr! Im nächſten Teile werde ich zeigen, daß dieſe Kultur nur das formſchwache Symbol kennt — nur die Seele und ſeeliſches, körperunbewußtes Ausſtrahlen, Sehnen, Streben, — ohne Grenze. — Weitengefühl iſt der Ausdruck der telluriſchen Weltanſchauung und Kultur.

DIE GESTALTUNG DER MATERIE IN DER CHTHONISCHEN KULTUR

Dagegen nun: In der Steppe ein Kreis von Hütten. Nach außen geſchützt durch einen Verhau von Dorngeſtrüpp. Im Kern des Lagers Blöken von Schafen und Brüllen von Rindern. Frauen von einem zum andern wandernd und melkend. Männer liegen faul am Boden, andere kehren heim von der Jagd oder vom Kriegszug. In irgendeinem Winkel ſind zwei Männer in Streit geraten und ſchlagen mit Stöcken aufeinander. Die Frauen treten im Kreiſe herzu und warten geſpannt auf den Ausgang des Kampfes. — Dann Nachtruhe. Am Morgen zieht alles aus dem Kraale. Nur alte Weiber bleiben zurück. Die Frauen treiben mit den Burſchen das Vieh irgendwohin auf die Weide, die Männer gehen an ihr Geſchäft, zum Kampf, zur Jagd. Oder aber der ganze Kraal wird abgebrochen. Die Weiber laden ihr Gezelt auf die Packtiere. Unter dem Schutz der Krieger zieht das Völkchen zur friſchen Weide.



CHTHONISCH-HAMITISCHE KULTURSYMPTOME (MATRIARCHAT)

28. Zweikampf für Weib und Ehre — 29. Forderung der Jungfernschaft — 30. Geschlechtsfreiheit der verheirateten Frauen (altlybische Frauenfreiheit)

Welch gewaltiger Gegenſatz: das erſte, was bei Betrachtung chthoniſcher Kulturen auffällt, iſt Bewegung und zwar im begrenzten Raum, während die telluriſche Kultur ſynonym iſt mit Ruhe im unbegrenzten Raum. Im „begrenzten" Raum! Die Chthoniker ſind Viehzüchter, und es war ein großer Irrtum, wenn alte Geographen meinten, die Nomaden könnten regellos wandern und weiden, wo es ihnen beliebe. Im Gegenteil: jede Horde (im Gegenſatz zu Sippe) hat ihre Weidegrenzen. Jenſeits beginnt das Weidegelände einer andern Horde. Gerade die durch die Bewegung auf das Weideland bedingte Ausnutzung hat im Gegenſatz zum Feldbau Begrenzung zur Folge. Das aber heißt: daß die chthoniſche Kultur im Gegenſatz zur telluriſchen auf den Tatſachen räumlicher Begrenzung und zwar auf geographiſcher, d. h. Bodenbegrenzung, beruht.
Bodenbegrenzung! Denn Möglichkeiten der Hordenbildung ſind in der chthoniſchen Kultur in keiner Weiſe erſchöpfbar, weil dieſe vorzüglich mit Viehzucht verbundene alte chthoniſche Kultur matriarchaliſch von Grund auf war. Das heißt, die Frau beſtimmte alles: Erbſchaft, Name, Beſitz, Gattenwahl. Sie hat die Laſten der Rechte auf ſich genommen. Sie molk und bereitete das Leder. Sie flocht und wob ſpäter. Sie errichtete das Zelt, brach es ab und belud damit die Tragtiere. Und anderes mehr. Mit alledem übertrumpfte ſie an Leiſtungsfähigkeit die Frau der telluriſchen Kultur um ein Unendliches, da ſie mit dieſer auch noch alle Mutter- und Haushaltspflichten teilte.
Die chthoniſche Kultur kannte nur die matriarchaliſche Horde, ſo wie die telluriſche nur die patriarchaliſche Sippe kannte. Und wie dieſe iſt jene belebt durch eine Idee. Die Idee des Matriarchats bedingt, daß das Kind ein Teil der Mutter (und nicht, wie im Patriarchat, ein Samenſproß des Vaters) ſei. Im Matriarchat ſpaltet ſich das Kind von der Mutter ab. Die Mutter mag ſterben. Solange das Kind lebt, iſt ein Teil von ihr lebendig. Das heißt, die chthoniſche Weltanſchauung iſt aufgebaut auf der ſpirituellen „Vergeiſtigung der Materie". Im ſtändigen Abſpalten der Nachkommenſchaft auf

dem Wege von der Großmutter und rückwärts bis zur Enkelin und vorwärts wird der weibliche Körper unſterblich, — genau so wie der der niederſten Lebeweſen, die immer nur den unbrauchbar gewordenen Teil der ſie bildenden Materie abſtoßen. Dieſer uneingeſchränkten Beachtung der Phyſis und der Idee der Ewigkeit der Materie entſpricht aber naturgemäß eine urſprüngliche Unfähigkeit, der Seele irgendeinen poſitiven und aktiven Wert beizulegen. Denn wenn der von der Mutter abgeſpaltete Leib, das Kind, das Fortleben und den Lebensinhalt der Mutter verkörperte, erfüllte, — was wollte dann noch die Mutter? Ich habe von Berbern und Tuareg über dieſe Dinge Anſichten von ſo eminenter Klarheit und erſchütternder Einfachheit vernommen, daß ich tief ergriffen war.

In der Tat: die Verherrlichung der irdiſchen Materie kann keinerlei Raum geben für das Exiſtenzrecht der unkörperlichen Seele. Die entkörperte Seele gehört a priori der telluriſchen Weltanſchauung und ihr ganz allein an.

Demgegenüber erfährt die Durchbildung der Phyſis alle nur erdenkliche Differenzierung. Ganz klar tritt das hervor bei der Betrachtung der Paarungs- und Eheſitten. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Frau den Ehemann wählt. Sie wählt ihn. Es iſt auch klar, daß, wenn ihre Wahl getroffen iſt, er in ihr Heim zieht, aus ſeiner Horde ausſcheidet und in ihre Horde eintritt. Noch weiter aber iſt klar, daß er, der Erwählte, der Frau geiſtig und bindungsgemäß um nichts näher ſteht als etwa ihr Bruder. Im Gegenteil. Von den weſtlichen wie von den öſtlichen Hamiten haben wir oft genug gehört und wiſſen wir, daß die Frauen ihren Männern überall weniger zugetan ſind als den eigenen Brüdern. Der Unterſchied in der Behandlung von Bruder und Gatte iſt durchgreifend. Von Biſcharin wie von Tuareg hörte ich hierüber viele Klagen.

Ferner ergibt ſich hieraus aber auch eine recht wenig genaue Eheführung, ſagen wir Treue der Ehefrau. Die Frau wählt ſich den Gatten nach ihrem Geſchmack, d. h. den für ſie erreichbar Tüchtigſten. Nicht ſeeliſche Eigenart, nur phyſiſche Tüchtigkeit iſt entſcheidend. Dem entſpricht ganz natürlich, daß ſehr leicht eines Tages ein Mann in den Geſichtskreis der Frau tritt, der für ſie viel ſchätzenswerter, viel begehrenswerter iſt, und da ſie ja von der Jugend an in dem Grundſatz groß geworden iſt, daß die Wahl in ihrer Hand liegt, ſo ergibt ſich daraus ganz einfach, daß ſie Extravaganzen durchaus geneigt iſt und der Geiſt der Horde dies nur zuſtimmend mit anſieht. Ein Gegensatz der telluriſchen zur chthoniſchen Kultur beruht darin, daß das Eheweib in erſterer bedingungslos treu, in letzterer unter dem Schutze der „Geſellſchaft" zur Untreue berechtigt iſt.

Aber noch ein anderer tiefgreifender Unterſchied, der ja nicht nur für das Geſellschafts- und Familienleben beſtimmend iſt, tritt kartographiſch fixierbar hervor, nämlich in dem bei der Gattenvereinigung entſcheidenden Wertmaßſtab. Der Mann der telluriſchen

Kultur bestimmt seine Frau oder die Sippe bestimmt sie ihm, und zwar durchaus im Hinblick auf ihre Pflicht, heiliges Gefäß der Seelen der Sippe zu werden. Die Frau der chthonischen Kultur wählt ihren Gatten. Das heißt: in der einen Kultur entscheidet die Bestimmung entsprechend einer „Ordnung" (ich bitte den Sinn dieses Wortes recht tief und in seiner ganzen Eigenart zu erfassen), in der andern entscheidet eine „Wahl". — Die Wahl der Frau setzt die Schöpfung eines Wertmaßstabes voraus, der als ein chthonisches Kultursympton zu bezeichnen ist, das der reinen tellurischen Kultur fehlt. Die Frau wählt nämlich nach ihrem Geschmack, d. h. den „Tüchtigsten", d. h. den, der die meisten Köpfe der Feinde erlegt, der die höchste Leistung der Jagd vollbrachte, den, der eben die schätzenswertesten Fähigkeiten zeigt. Dazu gehört auch der von der edelsten Abstammung. Der Mann ist in der chthonischen Kultur der Frau unbedingt der, der ihr „am besten steht".

Was setzt nun die Frau dem gegenüber? Es ist ganz klar, daß alle die Eigenschaften, die hier auftreten, allein schon dadurch, daß sie nur durch den Superlativ charakterisiert werden können, physischer Natur sind. Dem kann die Frau auch nur physische „Werte" gegenübersetzen. Der vornehmste, die Phantasie des Mannes reizende (ebenfalls superlative) Begriff ist der der „Erstschaft". Die Frau der chthonischen Kultur stellt der Tüchtigkeit des Gatten also die Jungfrauenschaft gegenüber. Dadurch wird sie wünschenswert. Eine Frage der Physis! Nur eine solche! Oft geht dieses recht merkwürdig zu. Von den Hamiten des Nilgebietes hörte ich mehrere Erzählungen, die mir dadurch interessant sind, daß ein Königssohn monatelang bei einer Prinzessin schläft; jede Nacht „umschlingen sie sich mit den Beinen" und „saugen sie sich fest an den Lippen". Nach Monaten erfolgt die Entdeckung. Der Prinz wird um ein Haar geopfert. Da wird sein Prinzenrang entdeckt. Die Hochzeit wird gefeiert. Nach den üblichen Zeremonien erfolgt das Beilager. Und in der Hochzeitsnacht „fand er eine undurchbohrte Muschel, und das Blut netzte die Leinewand". Charakteristisch ist, daß in solchen Erzählungen die Fürsten dann später mit verschiedenen anderen Prinzessinnen Abenteuer erleben, die das Eheglück nicht stören. — Summa summarum Motive, die aus Tausend und einer Nacht genugsam bekannt sind. Demi-vierges! Nur Physis — nur Begriff!

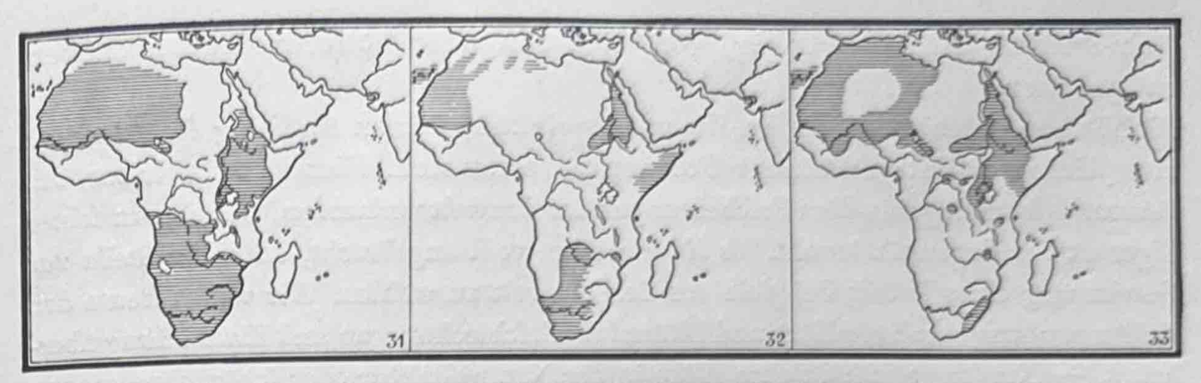
Mir ist es wichtig, diesen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen chthonischer und tellurischer Kultur scharf zu präzisieren. Die nach seelischem Aufbau strebende tellurische Kultur kennt keine körperliche Unberührtheit, sondern nur die Ordnung, und beständig ist ihr nur der Rhythmus der durchseelten Körperlichkeit. Körperlichkeit ist ihr nur der Ausdruck der Seele, der Idee. Die chthonische Kultur geht aus von Physis und Maß, von Wertung und Körperlichkeit, von entsprechender Wahl, und führt zum Begriff. Die tellurische Kultur gipfelt in der Sippe, im Heimatgefühl, in der Idee der heiligen spendenden und nehmenden Erde. Ihr Wesen ist keimhaft. Die chthonische Horde findet

ihren äußeren Ausdruck in der Zuchtwahl, in der Bildung der Horde auf abgegrenztem Raum, in dem ſie wahlmäßig das Bedeutſamſte oben anſtellt und damit Kaſten ſchafft, ebenſo wie jene den Menſchen ſelbſt dem Werk unterordnet, das zunftmäßig und geordnet iſt und Stände hervorbringt.

Das aber heißt — um jetzt mit beſſerer Überſicht der Tatſachen zu dem Axiom des Anfanges zurückzukehren, daß die chthoniſche Kultur dem Wurzelpol, die telluriſche aber dem Keimpol der Pflanze entſpricht und dementſprechend mit der Erde — man vergeſſe nicht, daß dieſer III. Teil der Beziehung der Kultur zur Erde gewidmet iſt — verbunden iſt. Eine ernſte Überlegung muß ſchon ſagen, daß beide zuſammengehören und nur in ihrer Gemeinſamkeit die Kultureinheit zu verkörpern vermögen. Chthoniſch-hamitiſche und telluriſch-äthiopiſche Kultur ſind ohne einander nicht denkbar. — Wie aber dies?

FRUCHTBARKEIT, BLÜTEN UND RHIZOME

Es bedarf keiner beſonderen Darlegung für die Selbſtverſtändlichkeit, daß chthoniſch-matriarchaliſch-materialiſtiſche und telluriſch-patriarchaliſch-ſeeliſche Kultur, jede für ſich allein, ebenſowenig auf die Dauer lebensmöglich ſind, wie etwa Begriff und Idee, Phyſik und Metaphyſik, Wurzel und Keime. Die oben gegebene Beſchreibung und Umſchreibung erfolgt im Sinne der Entelechie. Das heißt: die beiden Formen haben ſtets die Tendenz, der gegebenen Richtung anheimzufallen. Chthoniſch und telluriſch ſind Bezeichnung von zwei Weſenheiten der Kultur, von denen jede ſtets ein wenig von der andern beſitzt oder aus ſich heraus harmoniſch mitſchwingen läßt, wie es ja auch keine Frau und keinen Mann im abſoluten Sinne gibt. Jedem Mann lebt Weibliches, jeder Frau Männliches inne. — Aber hiervon abgeſehen ſind beide Kulturen, als feſt mit dem Boden verbundene, uns doch nur in ihrer elementaren Gegenſätzlichkeit verſtändlich. Damit iſt eine klar ausgeſprochene Charakteriſtik der beiden großen Früh- und Urkulturen Afrikas gewonnen: der telluriſch-patriarchaliſch-äthiopiſchen und der chthoniſch-matriarchaliſch-hamitiſchen. Die Grundcharaktere ſind für beide nicht an die Zeit gebunden — wenigſtens nicht an die Zeit in unſerem Sinne. Sie können bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, können bis zur Schattenhaftigkeit vereinfacht werden. Sie leben aber unbeirrbar und unmodifizierbar. Nur daß ihr Leben in ſpäterem Sein nicht mehr im Zurſchautragen exakt beibehaltener Formen beſteht, ſondern darin, wie ſie anderes Kulturgut, d. h. die Implementa und Impedimenta anderer Kulturen, die wir uns gewöhnt haben als höhere zu bezeichnen, aufnehmen und ſich zu eigen machen. (Siehe S. 51 und 64.)



CHTHONISCH-HAMITISCHE KULTURSYMPTOME IN DER ARCHITEKTUR
31. Das Erdbett — 32. Backen im Erdofen — 33. Erdgrubenspeicher

Damit ſind wir an dem Punkt angelangt, einmal klarzuſtellen, was in dieſem Zuſammenhang „höhere Kultur“ bedeutet. Oder ſei dies noch ſchärfer gegenübergeſetzt: was von unſerem Standpunkt einer höheren Kultur (als ſolche bezeichnet man doch wohl die derzeit europäiſche) denn dieſe „niederen Kulturen“ bedeuten?
Mir ſoll dieſe Gegenüberſtellung zunächſt nur dazu dienen, nochmals hervorzuheben, daß die beiden vorhergehenden Abſchnitte einmal die Entelechie eines Kräfteſpiels (um mit Üxküll zu ſprechen, das Planmäßige im ganzen Weſen der Kultur, das Paideuma), dann aber auch die Auswirkung ihrer Weſenheit in der für unſer Verſtandesvermögen faßbaren ſchlichteſten, einfachſten Form zu umſchreiben. Im Sinne der Entelechie iſt es nicht angängig, von niederen oder höheren Kulturkräften zu ſprechen, wohl aber iſt es möglich, in deren Auswirkung einen Aufſtieg ſich immer komplizierter entwickelnder Formen zu erkennen. Im Kräfteplan entſpricht es den urſprünglichen hamitiſchen (Kultur-)Formen Afrikas, wenn heute noch in der typiſch hamitiſch-chthoniſchen Kulturform Europas (z. B. Frankreich) die Maid, wenn auch geiſtig noch ſo korrumpiert (demi-vierge), ein unverletztes Hymen mit in die Ehe bringt, und die Geſellſchaft die gelegentlichen Seitenſprünge der verheirateten Frau natürlich findet; wenn der Mann mit der Markttaſche morgens zum Einkauf geht; wenn das Gericht die ſchöne Mörderin freiſpricht; — oder umgekehrt, wenn in der telluriſch-metaphyſiſch ſich auswirkenden deutſchen Kultur das Fenſterln nicht abzuſchaffen iſt und Frauentreue weſentlich nur in größeren Städten leidet; wenn keine bleibende Parteibildung gelingt; wenn immer wieder aus dem mühſam nach weſtlich fremdem Schema konſtruierten Staat die Tatſache großartigen und naturgemäß vertieften Heimatgefühls durchbricht und als negative Seite ſtaatliche Uneinigkeit zeigt. — Denn das Planmäßige der Grundlage wirkt ſich durch alle Schichtungen, Differenzierungen und Höhen der Kultur, wenn auch, infolge des ſich mehrenden Gemeinguts an materiellen Hilfsmitteln, dem Laien immer ſchwerer erkennbar. — Alſo im Sinne der Ente-

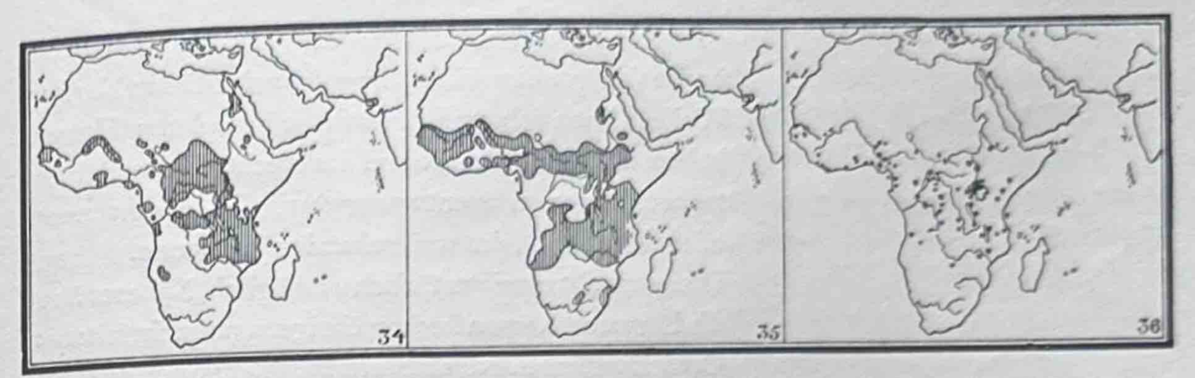
lechie iſt es nicht angängig, von niederen oder höheren Kulturkräften zu ſprechen.

Wohl aber iſt es möglich, in ihrer Auswirkung einen Aufſtieg ſich immer komplizierter entwickelnder Formen zu erkennen. Hierin iſt die Kultur, das Paideuma, homolog mit allen Erſcheinungen der Umwelt verbunden, was aber in ſeiner Eigenart der Organität beruht. Es iſt alſo ſehr wohl angebracht, an dieſer Stelle zur Gewinnung eines Urteils Beiſpiele aus der Umwelt zu wählen. Wir wiſſen heute den Zuſammenhang von Keimblatt und Blütenſtil, Geſchlechtsorgan und Blattbildung überhaupt. — Nun frage ich: iſt eine Blüte in der Natur denkbar oder ſchön ohne die zugehörigen Blatt-, Stengel- oder Wurzelteile? Wer will es wagen, von niederen und höheren Organen in dieſem Sinne zu ſprechen? Ich überlaſſe es jedem Einzelnen, dieſen Gedankengang weiter fortzuſetzen.

Aus der Vereinigung telluriſcher und chthoniſcher Kulturen ſind ſogenannte höhere Formen hervorgegangen. Es hat eine Zeit gegeben, in der die Pflanze Paideuma, uns heute unendlich koſtbar und herrlich erſcheinende Knoſpen gezeitigt hat. Es iſt die Periode, die ich ſeinerzeit als „Zeitalter des Sonnengottes“ bezeichnet habe. Oswald Spengler nennt acht dieſer Blüten und bezeichnet ſie mit Namen (Untergang des Abendlandes Bd. II S. 42—54). Das war die Periode einer herrlichen, wundervollen — nämlich wirklich von Wundern angefüllten erſten Blütezeit des Paideumas. Es iſt hier nicht unſere Aufgabe, feſtzuſtellen, wann und wo die Herrlichkeit herſtrahlte, auch nicht die, zu erklären, weshalb dies nur dort und nicht anderswo, nur in dieſem Zeitpunkt und in keinem andern vor ſich gehen konnte. — Wir werden im III. Teil nur an einem Beiſpiel das eine oder andere hierzu zu ſagen haben, — an ſich muß ich mich hier mit dieſen Hinweiſen begnügen, um das zu betonen, was für die hier in Frage ſtehenden Vorgänge im Kulturleben Afrikas von Bedeutung, ja von Entſcheidung iſt.

Von dem letzten Verblühen dieſer uns heute ſo unendlich großartig erſcheinenden Kultur wiſſen wir nichts. Wohl aber läßt ſich — um bei unſerem Bild der Pflanze zu bleiben — die Erſcheinung nachweiſen, daß die Wunderpflanze Hochkultur, als ſie in breitem Gürtel über die Erde ſich ausbreitete, auf dieſem Boden in mehreren Blüten prangte, im übrigen aber die Gebiete ſeitwärts ihres Weges mit einem Netz von kriechenden Rhizomen überzog und ſo eine ganz beſtimmt begrenzte Pflanzendecke ſchuf, die reich an Blattwerk war, aber unfähig zu fruchtſchwangerer Blüte.

Dieſes ſind die Kulturſchichten, die ich im I. Teil ſchon nannte (zwei erythräiſche, die ſyrtiſche und die atlantiſche, wozu noch die im letzten Teil zu erörternde alt-erythräiſche kommt). Die Frage, die ſich hier vor allem aufdrängt und deren Beantwortung ganz allein nur einen Einblick in die myſtiſchen Vorgänge afrikaniſcher Kulturbildung (wie, um Kleines mit Großem zu vergleichen, aller jüngeren Kulturbildungen überhaupt)



TELLURISCH-ÄTHIOPISCHE KULTURSYMPTOME IN DER ARCHITEKTUR
34. Das Pfahlbett — 35. Pfahlrostspeicher — 36. Pfahlbauten für Wohnung

gewährt, iſt, welche Weſenszüge dieſe rhizomartig ſich über Afrika ausdehnende Kulturdecke vor allem in den telluriſch-patriarchaliſchen Kulturgebieten zeigt. Um dieſe Angelegenheit in ihrer ganzen Tiefe zu erfaſſen, werden beſtimmte, klar umſchriebene Beiſpiele anzuführen ſein. Der Stoff fordert deren drei.

1. BEISPIEL

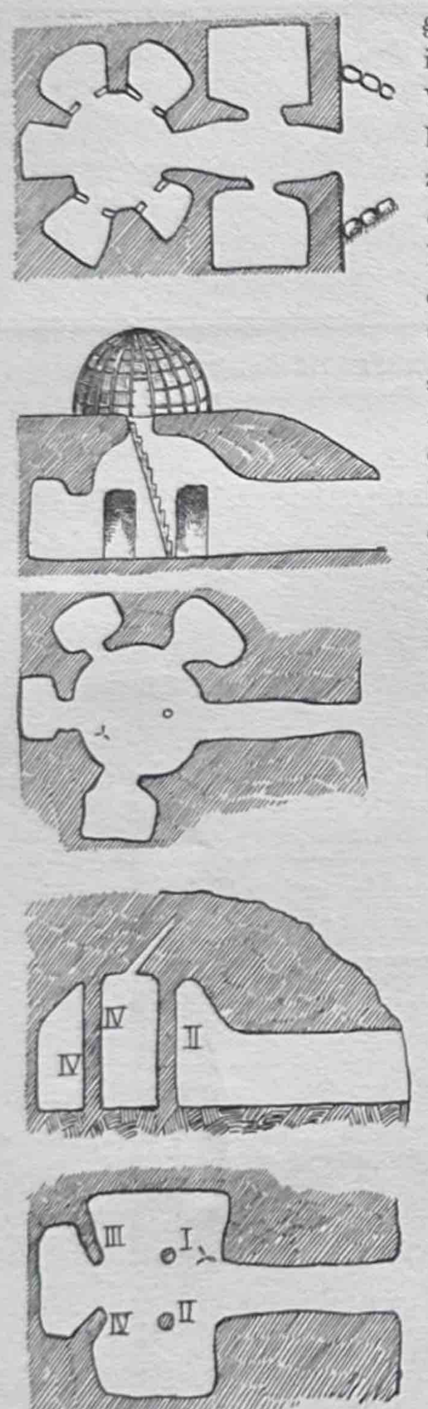
DIE HAMITISCH-CHTHONISCHE ARCHITEKTUR

(Hierzu besonders Tafeln 37 ff.)

Oben wurde ſchon darauf hingewieſen, daß der hamitiſche Wohnbau aus der Erde herauswächſt. Die hamitiſche Kultur hat als älteſtes nachweisbares Nachtlager die einfache Mulde, die dem Körper im Erdboden angepaßt wird. Die Kochſitten führen zurück auf den Erdofen, d. h. in einer Höhlung des Erdbodens werden erſt heiße Steine erhitzt, in die Steinglut kommt der Braten, das Ganze wird mit Erde geſchloſſen, bis das Gericht gar iſt. Der hamitiſche Speicher iſt die Erdgrube. Die Verbreitung der Silos zeigt das. Endlich iſt aber auch die menſchliche Behauſung troglodytenhaftem Weſen durchaus nicht ſo ſehr fern. Hierfür einige Beiſpiele.

Daß die Kanarier, die gemiſchten Nachkommen der alten Guanchen, heute noch in künſtlichen Höhlen wohnen, weiß jeder Beſucher von Las Palmas. Viel weniger bekannt iſt die Tatſache, daß auch die meiſten Berber- und Kabylenſtämme Marokkos, Algeriens und Tuneſiens ſolche Höhlenwohnungen beſitzen. Für die Verbreitung habe ich aber glücklicherweiſe noch Belege und architektoniſche Nachweiſe gewonnen, die das Verbreitungsgebiet dieſes Bauſtils bis nach Barka (alſo an den Syrten entlang) im Oſten und (allerdings nur mit prähiſtoriſchen Belegen) bis in die Gegend der alten Garamantenhauptſtadt im Süden erweiſen.

Die meiſten Stadtbewohner dieſer Länder und die heutigen Machthaber wiſſen von dieſen Bauten nichts. Das liegt in der Natur und im Sinne der Einrichtung. Beſonders der Kreuz-

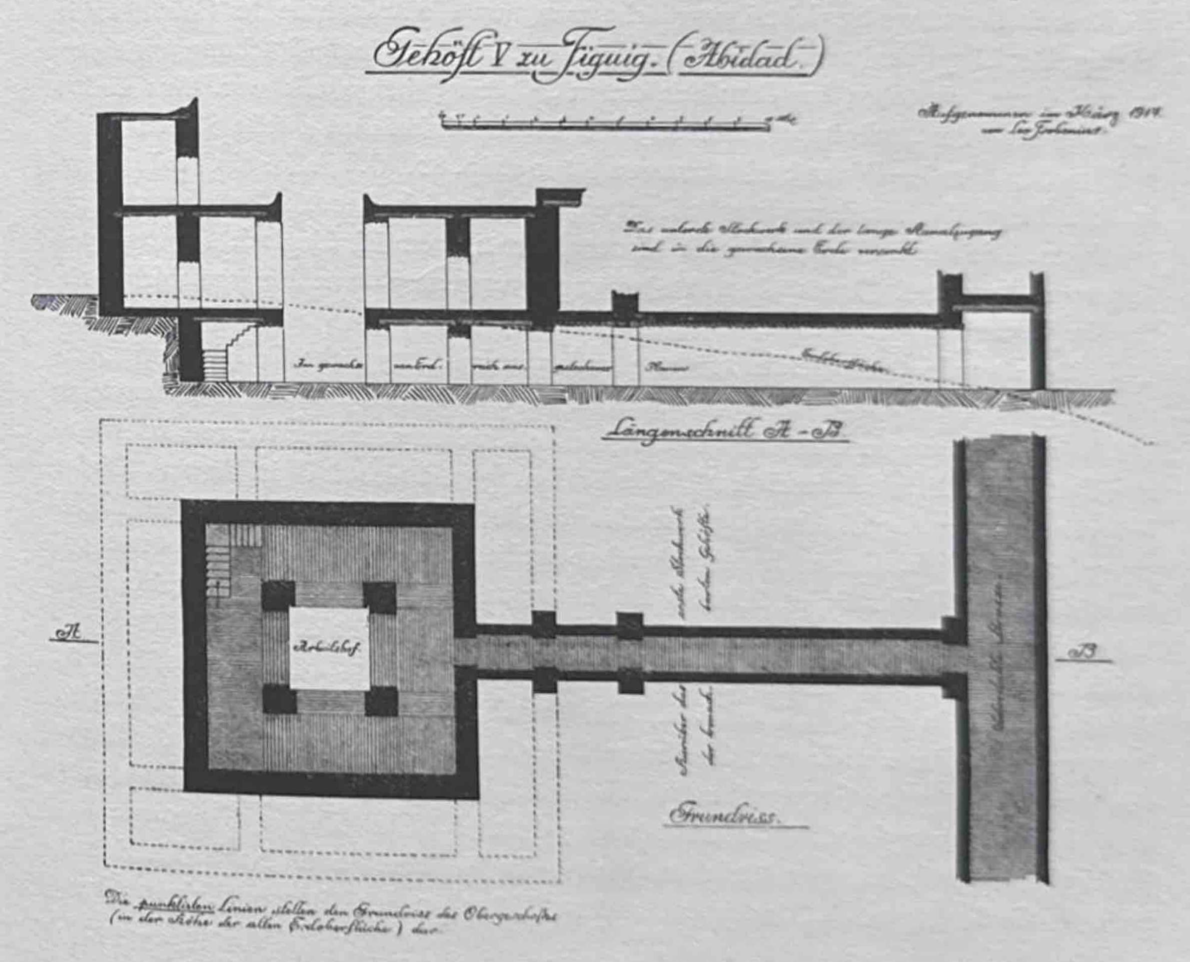


HAMITISCHE KREUZKELLERANLAGEN

gewölbebau, deſſen Anfangs- und Endform ich mich im Nachfolgenden widmen werde, zeigt dies in klarſter Weiſe. Auch ich und die mir befreundeten Herren haben nähere Auskunft und das Recht, ſolche Bauten zu beſichtigen, nur entweder durch Zufall gewonnen oder durch ein ſehr weitgehendes Vertrauen.
Dieſes macht es mir natürlich unmöglich, Näheres über die Lage und Namen ſolcher, übrigens gar nicht ſeltenen Örtlichkeiten mitzuteilen, zumal, ſolange noch gewiſſe geſpannte Verhältniſſe herrſchen. Die nebenſtehenden Abbildungen geben Grundriſſe und Querſchnitte von drei ſolchen Bauten der Berberländer wieder. Die Reihe beginnt mit dem Grundriß einer Höhlenwohnung, die offenbar uralt iſt. In die Wand eines lehmigen Berges führt ein Gang, der durch Buſchwerk und eine ſehr, harmloſe, durch Steinſetzung als Fench für das Vieh gewonnene Umrahmung in eine ca. $6^1/_2$ m tiefe und ca. 2 m breite Ganghöhle mündet, in deren Mitte eine Feuerſtelle (ohne Rauchabzug) ſtändig unterhalten wird. Nach drei Seiten iſt die Ganghöhle geöffnet, nach rechts (auf dem Plan oben) mündet ſie in einen ca. $2^1/_2$ m tiefen, 4 (!) m hohen und $3^3/_4$ m breiten Erdſtall, nach links (auf dem Plan unten) in den ca. $2^3/_4$ m tiefen und etwas unter 4 m hohen und über 3 m breiten Lämmerſtall, nach hinten (auf dem Plan nach links) mündet ſie aber in einen ca. $3^1/_2$ m im Durchmeſſer faſſenden und ca. 3 m hohen Wohnraum, von dem fünf Niſchen ausgehen. Von dieſen etwa $1^3/_4$ m tiefen Niſchen dienen drei als Schlafniſchen, eine als Speicher, während die in der Verlängerung des Höhlenganges durch den Wohnraum hindurchgehende einen Frauenwebſtuhl barg.—Ein Luftabzug nach oben war in dieſem Höhlenbau nicht vorhanden. Trotzdem war die Luft durchaus angenehm, oder ſagen wir, für einen Europäer noch recht gut erträglich.
Die zwei folgenden Pläne wurden in einem weit abgelegenen Gebiete aufgenommen; der Bau zeichnet

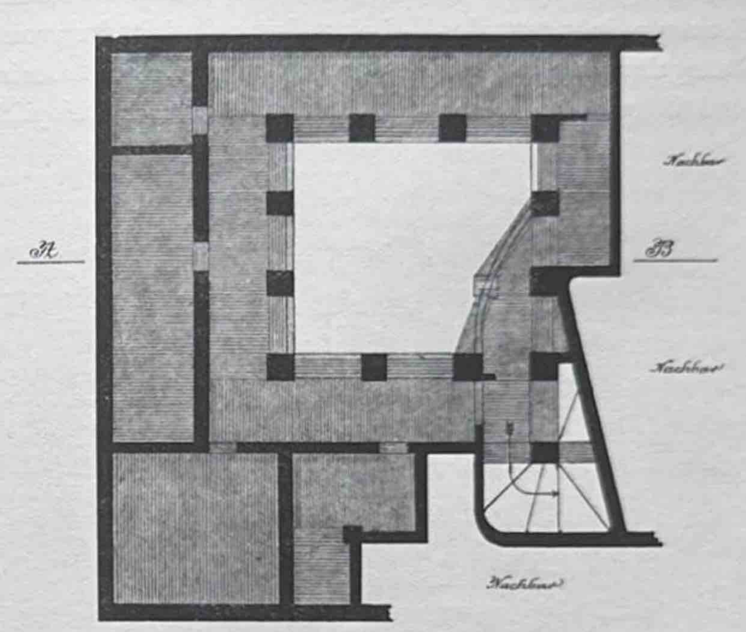
fich durch unendlich viel einfachere und deutlichere Charakterzüge aus. Die einem Tal zu fich fenkende Erdmaffe wurde an zwei Stellen erbrochen: vom Tal her in das auffteigende Gelände durch einen horizontalen Gang, von oben her in das wagrecht liegende Erdreich durch ein fenkrecht geführtes Einfteigeloch. Beide bieten Zugänge zu einer ca. 3 m hohen und 4½ m im Durchmeffer faffenden Wohnkuppel, von der vier Nifchen ausgehen, nämlich (im Sinne der Kaffeemühle betrachtet) für Ziegen und Schafe, für die Frauen fpeziell, für Speicher und wieder für Frauen. In der Halle fteht erftens der Kletterbaum auf, dann findet fich die Feuerftelle, dann eine Gruppe von Hunden und endlich eine erkleckliche Anzahl von Wafferkrügen. Das fozial Intereffantefte ift, daß in dem Kuppelbau über dem Einfteigeloch nur die Männer, im Höhlenbau aber nur Frauen und Kleinvieh (im Gang) fchliefen.

Wieder ein anderer Typus, und nicht der unintereffantefte, ift in den zwei letzten Plänen (S. 82) wiedergegeben. Auch er ftammt wieder aus anderer Gegend und ift abgeftorbener

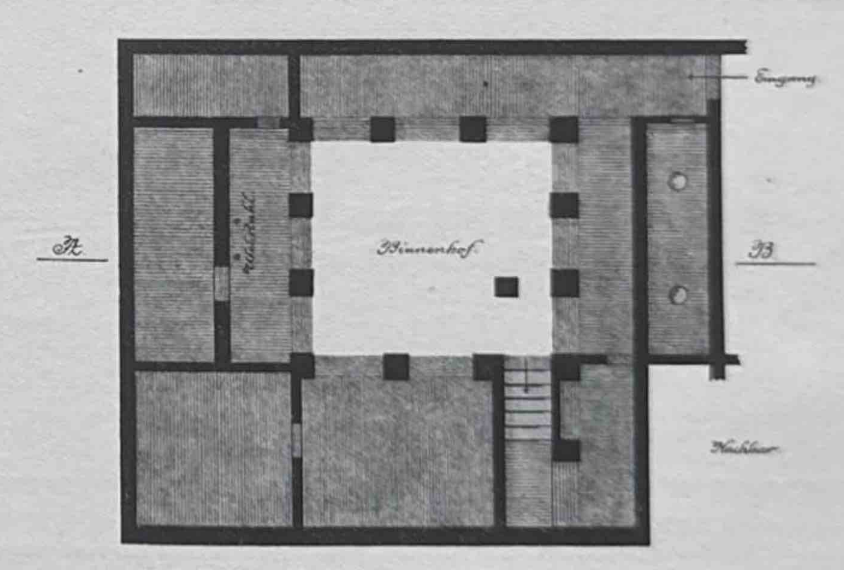


Natur. Ich fand diesen Bau in arg zerfallenem Zustande vor. Er diente nur noch den Versammlungen einer der berühmten berberischen Parteien. An sich stellte er lediglich eine Vereinfachung des vorigen Typus dar. An Stelle zweier die Kammern trennenden Wände waren nur noch Säulen übrig geblieben (a. d. Darstellung I u. II). Zwei der trennenden Wände waren noch vorhanden (III u. IV). Ein Einstieg bestand wohl früher, war aber zu einem toten Rauchabzug degeneriert.
Ich habe zwischen den Syrten und den Kanarien eine ganz erkleckliche Anzahl solcher Bauten kennen gelernt und bin (auch nach den Traditionen der Eingeborenen) zu der Überzeugung gekommen, daß wir es in ihnen mit einem älteren Typus der Hausungsform und zwar einer besonders der Frau zukommenden Siedelungsform zu tun haben, aus deren Wesen wir ein gut Teil nordafrikanischer und besonders mediterraner Architektur abzuleiten wohl imstande sind.
Denn mit den oben charakterisierten Höhlenwohnungen, die ich ihrer Planlage gemäß als Kreuzkelleranlage bezeichne, vergleiche man nun die Aufnahme des Gehöftes V in Figuig. Der Längsschnitt zeigt, daß das Gebäude ursprünglich in die Böschung mit einem langen Gang, von oben her dazu mit einem „Einstieg" hergestellt war. Aus diesem Einstieg ging der „Arbeitshof" hervor. Um den Arbeitshof sind 4 feste Säulen. Diese entsprechen dem I—IV der beiden unteren Pläne auf S. 82. D. h. also: diese halb unterirdische Bauweise ist in ihrem Innenteil auf eine ursprüngliche Kreuzkelleranlage zurückzuführen. Die Säulen sind Reste der Mauern, die die vom Einstiegloch abgezweigten Kammern trennten. Damit aber ist eine ungezwungene Entwicklungsgeschichte für den Impluvialbau gegeben.
Daß die alternde Oasenarchitektur nur noch wenige so typische Beispiele wie Aufnahme V aus Figuig aufweist, ist ganz natürlich und findet im Zusammenfließen der vielen Gebäude, im ständigen Über- und Durcheinanderschieben einzelner Räume, im Über- und Untereinanderschichten die natürliche Erklärung (z.B. Gehöft IV in Figuig). Dieser Ursprung aus den Kreuzkelleranlagen macht vor allem aber die dunklen Gänge (Tafeln 37, 39) verständlich. Aber noch viel packendere Architekturbilder werden nun lebendig.
Im südöstlichen Tunis findet sich die als Matamata bekannt gewordene Architektur. Dieselbe verwendet im allgemeinen das Tonnengewölbe, das aus dem Osten her Nordafrika eroberte. (Tonnengewölbe aus Luftziegeln sind in Ägypten rückwärts bekannt bis mindestens in die Zeit Ramses II.) Die Textabbildungen S. 86 zeigen derartige Tonnengewölbe in einfacher und reihenmäßiger Lagerung. Dagegen zeigt die Textabbildung S. 87 ganze Gruppenformen, Hof- und Hochbauten. Der Grundriß macht nach allem Vorhergehenden die Erscheinung deutlich. Hier ist die Grundidee des Einstiegloches (resp. einer natürlichen Spalte) das Entscheidende. Nach den Seiten zweigen die Kammern ab. Der so entstandene Wabenbau der Tiefe mit seinen Über-

Gehöft IV zu Figuig. (Hammam.)



Grundriss des I. Stockes



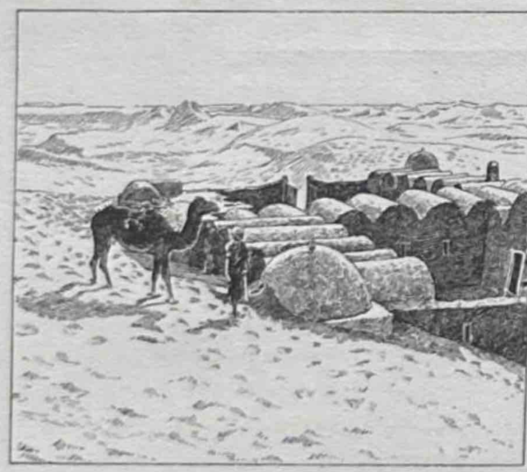
Grundriss des Erdgeschoßes.

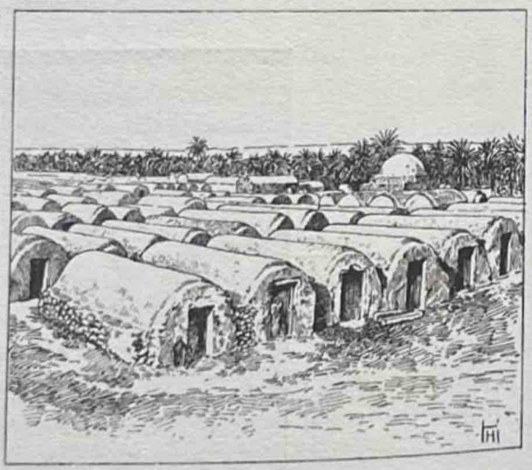
ſchichtungen geht aus von dem chthoniſch-hamitiſchen Höhlenleben, der Bildung der Horde, der Vergeſellſchaftung auf phyſiſcher Baſis.

Und dieſes die Geſchlechtsformen bedingende Moment wirkt auch dann, wenn der Gedanke der Burg in die hamitiſche Kulturwelt geſchleudert wird. Ich verweiſe hier vor allem auf Tafel 40. Auch hier wieder entſteht eine Wabe. Die Zellen ſchließen ſich alſo nicht von der Tiefe aus um einen zentralen Hof, einen Innenhof, ſondern von der Höhe aus einen Hügel herabzüngelnd aneinander an. Dieſer Innenhof entſpricht aber in jedem Falle dem Paideuma und iſt entgegengeſetzt der Natur der telluriſch-äthiopiſchen Räume.



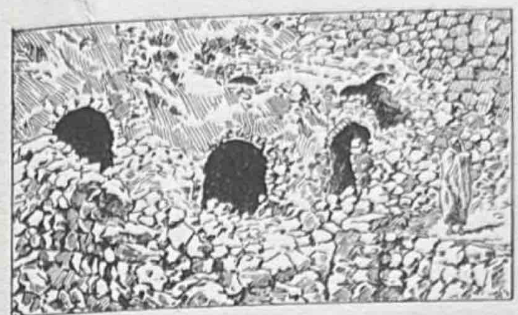


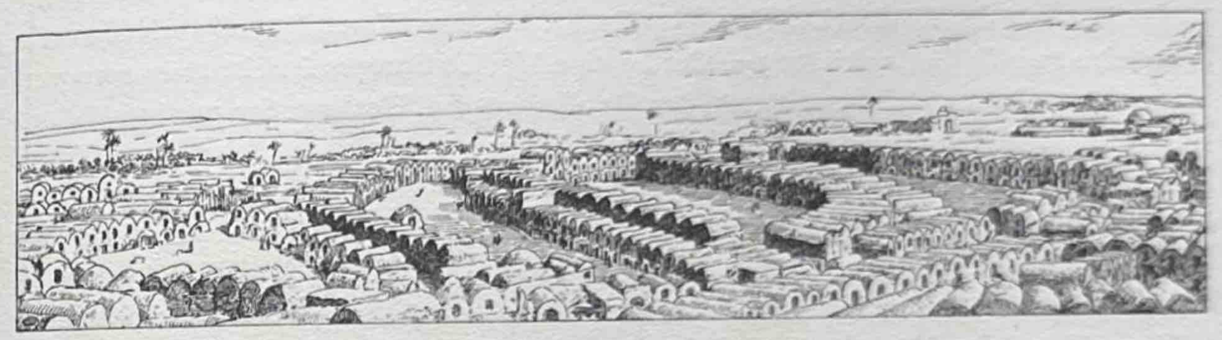


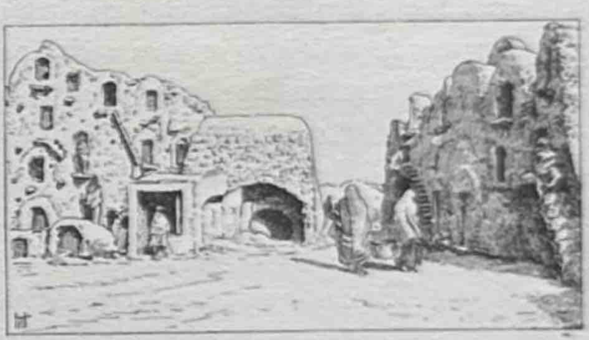
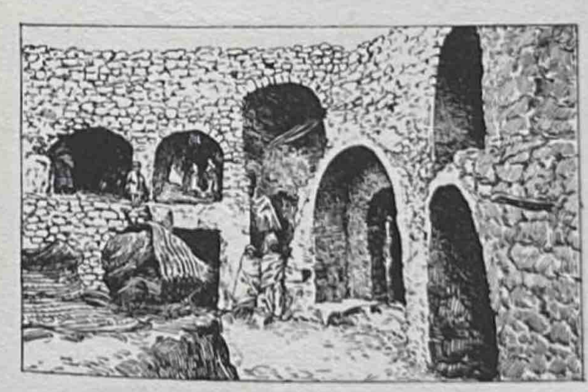


WABENBAU DER MATAMATA (SÜDTUNIS) I

Oben ein einzelnes Tonnengewölbe von außen und innen. Unten Typen einfacher Aneinanderreihung.
Nach verschiedenen 1910 und 1914 erworbenen Photos gez. v. H. Hagler. Vgl. II S. 87






WABENBAU DER MATAMATA (SÜDTUNIS) II

Oben in die Felsen geschlagene Tonnengewölbe. Darunter Blick über ganz Medenine. Dann einzelne Waben. Unten Innenhof und Wabenfront. Nach verschiedenen 1910 und 1914 erworbenen Photos gez. v. H. Hagler. Vgl. I S. 86

2. BEISPIEL

DIE ÄTHIOPISCH-TELLURISCHE ARCHITEKTUR

(Vgl. auch Tafeln 124—127)

Ein erſter Blick über die reichhaltige Architektur Afrikas läßt jedenfalls nicht erkennen, welche Eigenarten dieſer unendlichen Fülle etwa der äthiopiſchen Kulturquelle entſpringen. Es muß dem Laien überhaupt zunächſt ſo gut wie ausgeſchloſſen ſcheinen, in die bunte Mannigfaltigkeit dieſer Formen irgendeine Ordnung zu bringen — und zwar dies um ſo mehr, als alle dieſe kleinen und größeren Gebäulichkeiten zunächſt unbedingt nur den Ausdruck „Hütte" verdienen. Mit dem Wort „Hütte" verbinden wir aber eine gewiſſe Geringſchätzung. Der heutige Menſch Europas ſpricht zwar gern von dem „Raum in der kleinſten Hütte", der für alles möglich Hochwertige genügen ſoll, er iſt aber durchaus abgeneigt, dieſer Hütte einen tieferen als nur einen „ſehr" platoniſchen Wert beizumeſſen. — Sehr mit Unrecht!

Die afrikaniſche Hütte iſt eine Angelegenheit, die durchaus wert iſt, eine vertiefte Betrachtung in Anſpruch zu nehmen. Ich dürfte wohl dazu berufen ſein, hierüber zu urteilen. Denn ehe ich meine erſte Fahrt nach Afrika antrat, hatte ich ſchon die meiſten afrikaniſchen „Bauſtile" durchgearbeitet und den größten Teil der in Frage kommenden Formen ſorgfältig zu ordnen nach Konſtruktion und Verbreitung, ſie nach Syſtemen und Gegenſätzen zu ſcheiden verſucht, um dann nachher in Afrika ſelbſt ſehr häufig über dieſe mehr oder weniger gelungenen Verſuche zu — lächeln. Denn der Form nach war an dieſen Schematen wohl wenig auszuſetzen, um ſo mehr aber dem Weſen nach. Vor allem (dieſes habe ich erſt, dann aber gründlich, eindringlich und häufig in Afrika erfahren): eine Hütte in Afrika iſt etwas ganz anderes als eine Hütte in Europa, ebenſo wie ſich das ja mit dem Haus verhält. Dem Neger wie dem Europäer möchte ich heute für Afrika ſagen: zeige mir, worin deine Wohnung beſteht, und ich will dir ſagen, wer du biſt, — ein Satz, der für Europäer in Europa ſicherlich nur ganz außerordentlich bedingt anzuwenden iſt.

Für den Bewohner des zentralen Afrika iſt die Behauſung nicht wie für den Europäer der natürliche und entſcheidende Aufenthaltsort. Der Europäer bringt den größten Teil des Tages und meiſt die ganze Nacht im Innern des künſtlich geſchaffenen Raumes zu. Es gibt Millionen von Europäern unſerer Breiten, die das Haus nur verlaſſen, um den Weg zu einem andern einzuſchlagen, in dem ſie ihre Arbeit verrichten, — andere Millionen, die nur des Marktes, eines Beſuches, eines Abendſpazierganges oder zur Mahlzeiteinnahme das Haus verlaſſen. Ja, ſogar der Bauer ſitzt ſoviel wie möglich in ſeinem recht ſchwach ventilierten Hauſe, und ſicherlich kennt eine unendliche Menge von Europäern den direkten Verkehr mit der Natur eigentlich nur aus einem jährlichen mehrwöchentlichen Ferienausflug, — wogegen der größte Teil der Zentralafrikaner



RESTE DES ÄTHIOPISCHEN PFAHLBAUES

1. Aus Sierra Leona (mit Grundriss. DIAFE 1905). 2. Von Falemeleuten in Kayes (DIAFE 1907). 3. In Bakel (DIAFE 1907). 4. Als Galla (Versammlungskammer) der Bamana in Beledugu (DIAFE 1907). 5. Von Sokotoleuten in Baro (DIAFE 1911). 6. Der Banzirisoldaten am Kongo (DIAFE 1905). 7. Als Männerplatz der Acholi am Nil (n. Kmunke). 8. Der Lufudibakete im südlichen Kassaigebiet (vgl. Tafel 124 ff. DIAFE 1906). 9. Der Babunda von Biembe im Kuilu-Kassaigebiet (Querschnitt DIAFE 1905). 10. Der Balori von Eiolo am Kassai (DIAFE 1905)

im Freien lebt und webt, kocht und haushält, tanzt und pokuliert. Von einem klimatischen Unterschied mag dies ausgehen, aber es endet in der verschiedenen Bedeutung des Wohnbaues. Ein großer Teil der Zentralafrikaner bewegt sich nicht aus der Wohnung in die Natur, sondern zieht sich gelegentlich aus der Natur in seine Wohnung zurück. Der Europäer unterwirft sich von diesem seinem Hause wie von einem Herrscherpalast aus die Naturgewalten, der Zentralafrikaner baut sein Häuschen direkt hinein in die majestätische Übermacht der natürlichen Umwelt.

Nun ahnen wir Europäer aber von der majestätischen Übermacht dieser natürlichen Umwelt Zentralafrikas meistenteils sehr wenig. Wir haben Sommer und Winter, und mit letzterer Zeit eine Periode, die der Mensch eben nur mit äußerster Anspannung seiner Kräfte zu überleben vermag, — der Europäer ebenso wie der Eskimo. — Der Zentralafrikaner hat keine äußerlich so schroffe Gegensätzlichkeit. Was ihn bedrängt, sind zähe Widerstände bei äußerlich anscheinend verblüffender Regelmäßigkeit um so gefährlichere kleine Schwankungen. Das Ausbleiben einiger Regengüsse in der kleinen Regenzeit kann den Hungertod von Tausenden nach sich ziehen. Kein Bauernfleiß kommt dagegen auf. Im oberen Kassaigebiet erlebte ich eine Hungersnot infolge Einbruchs eines Elefantenrudels. Krankheitsepidemien verheeren ganze Völker. Ein Tornado kann Haus und Feld dem Erdboden gleich machen. Je sicherer und zuverlässiger diese Natur dem Menschen erscheint und damit sein Mißtrauen einschläfert — und wie gern gibt der Zentralafrikaner sich dem hin! — desto gefährlicher ist sie.

Der Zentralafrikaner kommt gar nicht in Versuchung, den Kampf mit den Möglichkeiten der ausnahmsweisen und doch so häufigen herrischen Launen der Natur aufzunehmen, sich vor ihnen zu schützen! — Er schmiegt sich in die Regelmäßigkeit hinein, und somit bleibt seine Behausung wie seine Wirtschaft stets im engsten Anschluß an die Umwelt — gewachsen, stilrein, pflanzenhaft. Letzteres, weil ja Zentralafrika einen Länderblock darstellt, in welchem die Wesenheit der Pflanze, sei es nun in der Steppe oder sei es im Walde, vorherrscht.

Nicht nur als Material bedingt die Pflanzenwelt die Wohnbauweise der Zentralafrikaner (in der Zega Holz und Halm, in der Hyläa Palmblattrippe, Blattscheide, Liane), sondern auch dem ganzen Wesen nach. Alle diese Bauweisen zentralafrikanischer Kultur steigen aus dem Boden gleich dem Keim der Pflanze. Pflanzenhaft wachsen die Stilvarianten auf. Verfolgen wir nun aber diesen Zug, dieses typische Emporsteigen, Aufwachsen, Sichaufrecken über die Erde, so enthüllen sich uns die Grundzüge der tellurisch-äthiopischen Architektur.

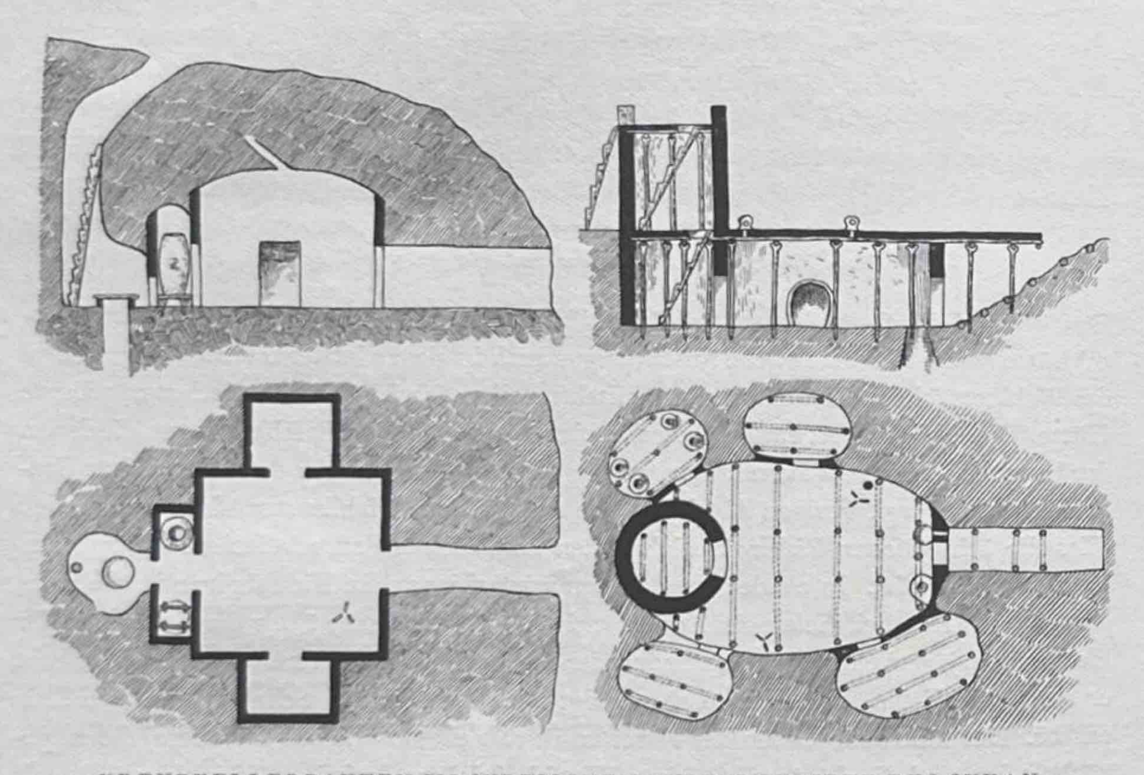
Einige Beispiele sind S. 89 zu einer Abbildung vereinigt. Das Charakteristische an den hier skizzierten Bauten ist das Pfahlgerüst. Bald als Bett (1 und 2), bald als Nachtwächterhütte (5 und 6), bald als Wohnhütte (3, 7, 8 und 9), bald als Versammlungsplatz (4, 10, vgl. auch Taf. 69).



SCHILLUKWEILER
Nach Photographie unbekannter Herkunft gez. von C. Ariens.

Das Prinzip des Aufwachſens aus dem Boden iſt hier nicht gebunden an die Rund- oder Rechteckhütte, wenn ſeine natürliche Ausbildung es auch fraglos zu letzterer Form drängt. Denn das Pfahlbett ſcheint in alledem als Architekturteil entſcheidender, als die darum gebaute Hütte. Dieſem Pfahlbett entſprechen aber eine ganze Reihe von Erſcheinungen, die denen der hamitiſchen Kultur diametral entgegengeſetzt ſind, und zwar: den hamitiſchen Erdgrubenbauten (vgl. vorigen Abſchnitt) die äthiopiſchen Pfahlbauten, den hamitiſchen Silos die äthiopiſchen Pfahlroſtſpeicher, den hamitiſchen Erdbacköfen die äthiopiſchen Bratpfahlroſte uſw. In alledem beobachten wir bei jenen ein Hinabſteigen in die Erde, unter die Erde, bei dieſen ein Emporwachſen aus der Erde, über die Erde. Hat der Hamite ſein jägeriſches, viehzüchtendes oder kriegeriſches Tagewerk vollendet, ſo kriecht er unter die Erde. Der Äthiope aber ſteigt nach bauerlichem Schaffen über die Erde empor. Das kulturelle Leben der Hamiten iſt alſo ebenſo wie das der Tiere, die er gezüchtet hat und die das A und O ſeines Wirtſchaftslebens darſtellen, ſchickſalsmäßig mit der Erdbodenfläche verbunden, von der aus für ihn nur ein Weg in die Tiefe führen kann, wogegen der Äthiope wie die ſein Leben bedingende Pflanzenwelt im Keimſproß von der Erde aus aufſteigt.

Dieſes diene als Grundlage, wenn es gilt, dem tieferen Weſen des religiöſen Lebens der beiden Urkulturen näher zu kommen und zu zeigen, daß hier zwei große Linien in urnotwendiger Ergänzung und demnach Gegenſätzlichkeit urweſentliche Bedeutung gewinnen. Der ſo zutage tretende tiefere Sinn muß aber dazu führen, den „Hütten" jener Äthiopen auch anderen Maßſtab beizulegen, als nur den nach Umfang und Haltbarkeit, den wir unwillkürlich mit dem Worte verbinden. Dieſer tiefere Sinn lehrt uns, die Hütte der Äthiopen als ein ſeiner Bauart entſprechend im einzelnen zwar wirklich oft ſehr vergängliches Werkchen, in ſeiner Immerwiederkehr und (demnach) Unverwüſtlichkeit als Typus dagegen als ehrwürdiges Dokument in der Geſchichte der Kulturen anzuſehen. Was nun ſeine Ausmaße anbelangt, ſo ſoll die Kleinheit ſicherlich nicht beſtritten werden, ihre Tatſache aber findet aus dem oben geſchilderten Weſen der äthiopiſchen Kultur heraus ihre Erklärung. Und je kleiner dieſe Bauwerkchen, deſto



KREUZKELLERBAUTEN IM SYRTISCHEN KULTURGEBIETE DES SUDAN

Links oben: Querschnitt eines Grottenbaues bei Mopti am Niger. Höhe vom Einstieg bis zum Boden ca. 6 m. Die schwarz gehaltenen Teile sind Luftziegel-Wandverkleidungen. Leo Frobenius (DIAFE 1908). — Links unten: Grundriß zu obigem Grottenbau bei Mopti. Der Innenraum mißt 4.20 m im Quadrat. Leo Frobenius (DIAFE 1908). — Rechts oben: Querschnitt einer Erdwohnung der Gurunsisklaven im Bussangsigebiet 8.25 m tief in den Boden versenkt. Leo Frobenius (DIAFE 1908). — Rechts unten: Grundriß zu obigem Querschnitt einer Erdwohnung im Bussangsigebiet. Größte Breite des ovalen Wohnraumes in der Mitte 4.60 m. Leo Frobenius (DIAFE 1908)



DER LEHM IN DER SYRTISCHEN KULTUR
37. Burgbau — 38. Speicherurnen — 39. Bestattung in Urnen (1. geschichtlich — 2. vorgeschichtlich)

erſtaunlicher einerſeits die Stilfeſtigkeit der einzelnen Typen, der Variantenreichtum der Formen andererſeits. — Sie ſind eben wie jene Pflanzen, denen der Äthiope ſeine Lebensarbeit widmet.

5. BEISPIEL

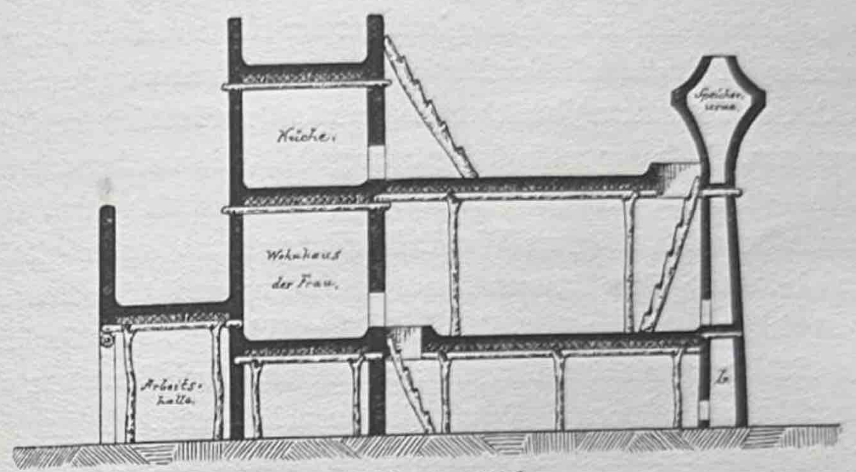
DIE SYRTISCHE ARCHITEKTUR

(Hierzu Tafeln 62 ff.)

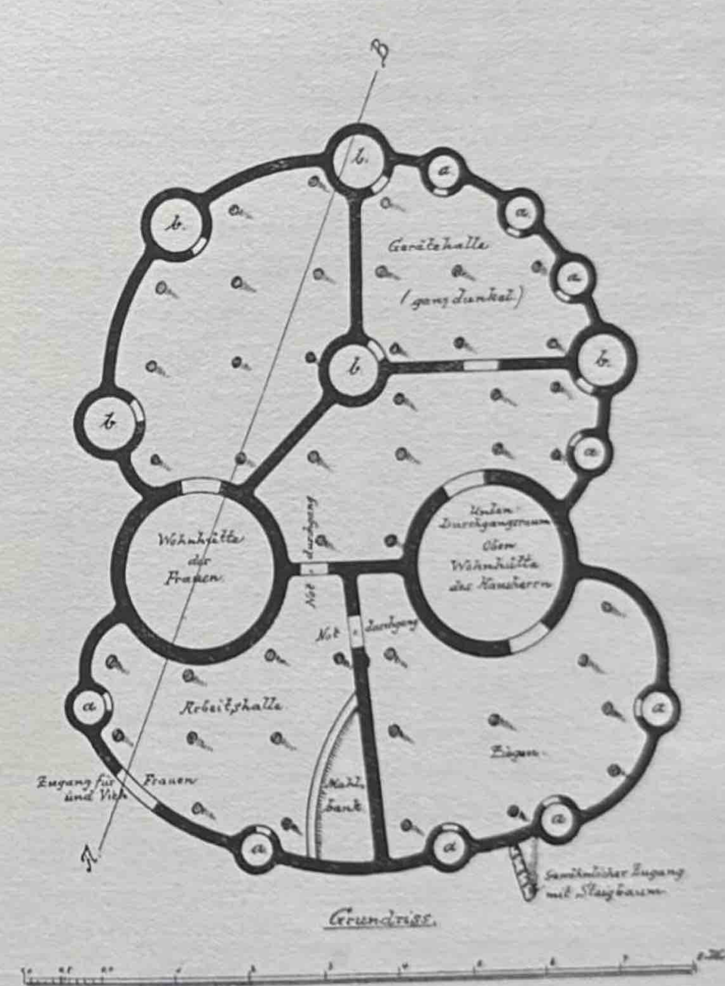
Eine Unzahl jüngerer Architekturgedanken hat ſich im äthiopiſchen Kulturgebiet eingeſiedelt. Der verbreitetſte iſt heute fraglos der ſogenannte Kegeldachſtil. Man könnte in Verſuchung kommen, ihn als einen altäthiopiſchen in Anſpruch zu nehmen, — ſo weit hat er ſich ausgedehnt und ſo innig ſcheint er heute mit der äthiopiſchen Kultur auch verwachſen zu ſein. Aber die Karte der Verbreitung iſt genau die der mittel- und jungerythräiſchen Kulturen, deckt ſich alſo genau mit der des in Afrika noch nicht ſo ſehr alten Sorghum, der des Haſen als Fabelhelden, der hierher gehörigen Staats- und Wirtſchaftsformen. (Vgl. Tafeln 62—68, dazu Textabbildung S. 91.) Aber auch ohne dieſe Analogie und Zugehörigkeiten muß das Weſen dieſer Bauart ſkeptiſch ſtimmen: denn das Urmotiv der altäthiopiſchen Architektur iſt fraglos das Pfahlgerüſt, das Pfahlbett, und das Pfahlbett muß urſprünglich zu einem rechteckigen Bau gehört haben. Der Rundbau iſt angepaßt. Wenn dieſer in der Zega ungemein geeignete Kegeldachbau ſich auch weit und breit einniſtete, dieſes Rudiment des Pfahlbettes blieb unbeirrt und hat ſogar den Rundbau in ſeinen Bann gezogen. (Vgl. Textfigur S. 91 Nr. 1—3 ff.) Hochintereſſant iſt es, feſtſtellen zu können, in welchen Gegenden und unter welchen Umſtänden der äthiopiſche Pfahlbau ſich am wirkungsvollſten erhielt, reſp. in welchen Verbindungen er am ſtilreinſten blieb. Da ſind vor allem die eigentümlichen Barlabauten des Sudan, jene eigentümlichen Plattformen, auf denen die Mannſchaft der Sippe oder der Altersgenoſſenſchaft am Abend zuſammenkommt. (Textabbildung S. 89 Nr. 4, am Niger Nr. 7, am Nil, Tafel 69 bei den Bamana.) Dann die eigentümlichen Pfahlbauten

der Kaſſaiden. (Textabbildung S. 89 Nr. 8—10 und Tafel 124 ff.) Im erſteren iſt es das uräthiopiſche Sippen- und Altersklaſſendaſein, das die Stilerhaltung verbürgt, im letzteren mehr eine formale Konſiſtenz und Unberührtheit, — wenn nicht dazu ein noch verwandter Bauſtil (der alterythräiſche) ſtilſtärkend herzutrat.
Ein drittes Gebiet, in dem der altäthiopiſche Pfahlbau neues Leben und neue Kraft gewann, muß ganz beſonders feſſeln, weil hier nicht von einer direkten Vererbung der Formen, ſondern im Gegenteil von einer Anpaſſung der Formen im Sinne der Entelechie geſprochen werden muß. Dieſes iſt das Gebiet des weſtſudaniſchen Burgbaues. Weshalb gerade bei der Betrachtung dieſer wohl eigenartigſten unter den afrikaniſchen Architekturen das erwähnte Symptom ſo verblüffend klar zum Durchbruch kommt? — Weil dieſer Bauſtil in dem Weſtſudan einſt als ein Lehmbauſtil, als ein Ausdruck jubelhafter Verwendung eines neu entdeckten Materials Einzug hielt, — weil dieſer Bauſtil den Gedanken des äthiopiſchen Pfahlbaues zunächſt gar nicht mitbrachte, — weil dieſer Stil alſo unter faſt diametral entgegengeſetzten Bedingungen zuletzt doch der ſieghaften Kraft des äthiopiſchen Bauſinnes anheimfiel und hierdurch in eine neue kleine Formwelt mündete. Dieſen Wandel möchte ich hier vorführen. Nicht nur der Lehmwandbau war der äthiopiſchen Bauweiſe neu, ſondern auch der Ausgang.
Wenn ich meine Architekturaufnahmen durchblättere, um die älteſten Formen des Burgbaues herauszufinden, ſtoße ich auf die beiden S. 92 abgebildeten Bauten aus Mopti am Niger und aus dem Buſſangſigebiet. Vergleichen wir dieſe miteinander.
Die erſte der beiden Anlagen war eine Grottenanlage. Sie galt als die letzte ihrer Art (urſprünglich wollen — der Sage nach — alle Ahnen dieſer Leute in ſolchen unterirdiſchen Kunſtkellern gewohnt haben), und es war den Eingeborenen unangenehm, daß ich sie bei Gelegenheit meiner Gräberſtudien entdeckte. Dieſer Grottenbau hatte zwei Eingänge und zwar entſprechend ſeiner Einführung in die Böſchung einen Einſtieg von oben und einen Eingang von der Seite. Durch einen 5,05 m langen Raum von 1,10 m Breite gelangte man in ein viereckiges Gemach von 4,35 m im Quadrat. Der Eingangsraum hatte 1,50 m, der quadratiſche Mittelraum 3,40 m Höhe. Von dieſem Mittelraum führten Türöffnungen in je eine Schlafkammer von 1,65 bis 1,80 m Tiefe und 2,15 bzw. 1,80 m Breite. Den quadratiſchen Mittelraum vom Eingang her durchmeſſend gelangte man in ein bandförmiges Quer- und Durchgangsgemach, das auf jeder Seite je eine Speicherurne von ca. 1,60 m Höhe barg. Den Querraum durchmeſſend betrat man eine unregelmäßige nach oben geöffnete Höhle, den eigentlichen Einſtieg, von dem aus ein Kletterbaum nach oben führte, während nach unten eine ca. 5 m tiefe Ziſterne einerſeits das von oben einlaufende Waſſer auffing und andererſeits Grundwaſſer zeigte. Das Einſchlüpfen und Herausklettern vom Kletterbaum auf die böſchige Erd-

Burg der Ssola

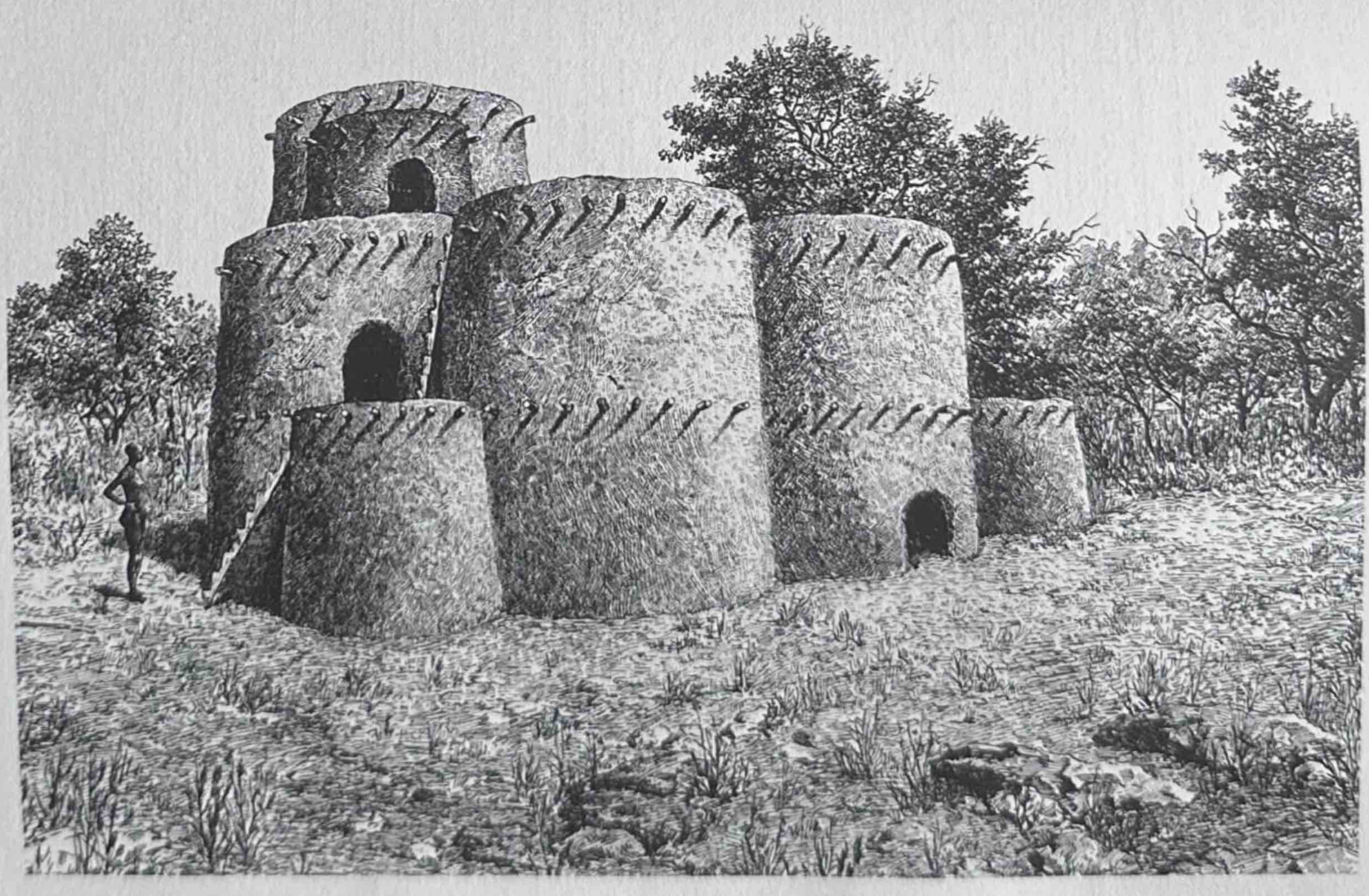


Vertikalschnitt A-B



Grundriss.

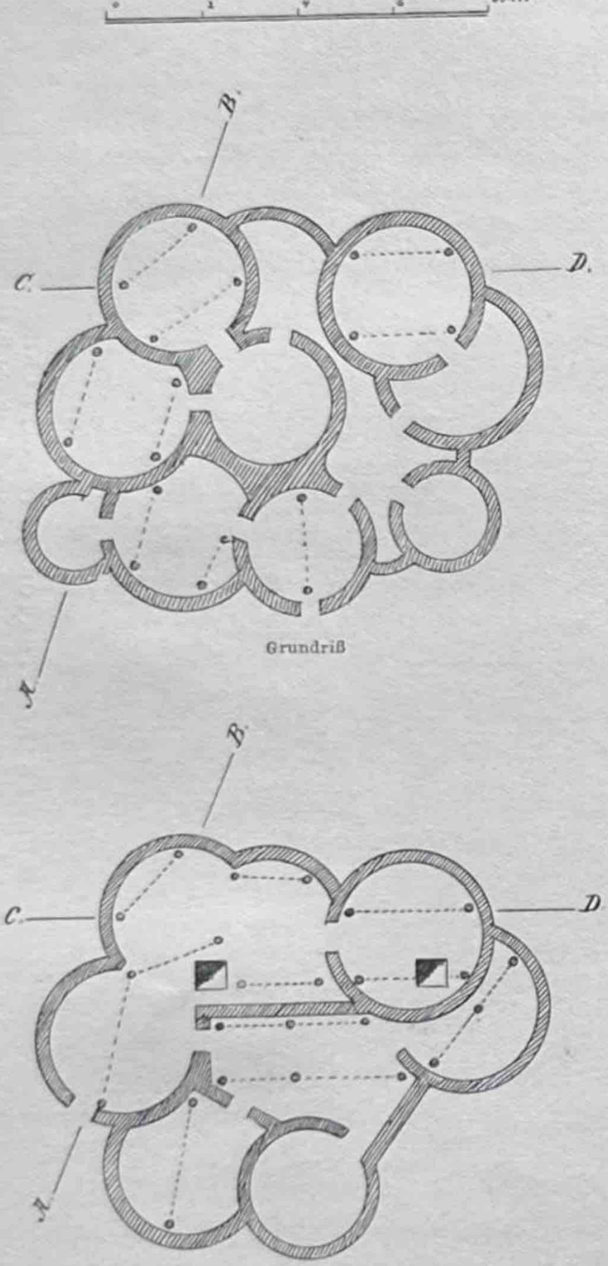
oberfläche war ein Kunſtſtück, das mir perſönlich nicht gelang, den Bewohnern aber nicht die geringſte Schwierigkeit bereitete.
Bemerkenswert iſt nun, daß dieſes Einſtiegloch mit der Höhle und auch der 5 m lange Eingang durchaus einfach ohne alle Kunſtfertigkeit in den Lehmboden gegrabene Räume darſtellen, während die anderen Gemächer eine ganz außerordentlich ſorgfältige Wandverkleidung zeigten. Dieſe war aus Luftziegeln hergeſtellt, die nachher mit von Ochſenblut durchtränktem Lehm verſtrichen, „beſchlagen“ und bemalt waren. Hier traf ich im Sudan zum erſtenmal jene elegante Wandbehandlung, die im Gurunſi-Buſſangſigebiet einerſeits und bei den Splitterſtämmen des oberen Benue und Adamauas andererſeits ihre Höchſtentwicklung erfahren hat. Durch die Vermiſchung mit Ochſenblut und darauf folgendes „Schlagen“ mit einem angefeuchteten Holz, durch Bemalung und endlich ſehr mühſames Polieren nehmen die Wände eine unendlich delikate Tönung und Glätte an, die zur Folge hat, daß jedes im Raume angezündete Feuer ſich ganz eigenartig ſpiegelt. — Im übrigen brannte in dem Raume ein Feuer, deſſen Rauch durch einen in der gewölbt ausgeſchabten Decke abmündenden, ſchrägen Kanal abzog und deſſen Ausgang ins Freie ich nicht feſtzuſtellen vermochte.
Es iſt ganz klar, daß dieſes Bauwerk den oben beſchriebenen und auf S. 82 wiedergegebenen Kreuzkelleranlagen alter afrikaniſcher Bauweiſe entſpricht und ſeiner ganzen Natur nach mit dieſer in Verbindung zu bringen iſt. Da die Wandbemalung ihm zudem das Gepräge einer Entwicklung in höhere Formen verleiht, ſo iſt es der Gruppe der ſyrtiſchen Kulturgüter zuzuſchreiben, wozu, wie nachher zu zeigen ſein wird, eine ganze Reihe von Momenten Berechtigung gibt. — Den Bau bei Mopti wollen wir nunmehr mit einer Anlage vergleichen, die ich im Buſſangſigebiet nahe der Nordgrenze Togos in einem verſteckten Winkel entdeckte und die von Gurunſileuten, von einigen den Moſſi entflohenen Sklaven, angeblich nach der Weiſe ihrer Väter errichtet worden war.
Dieſes ebenfalls S. 92 im Grundriß und Querſchnitt abgebildete Bauwerk iſt nicht wie die Kreuzkelleranlagen Kleinafrikas und wie das Bauwerk von Mopti in eine Böſchung hineingegraben, ſondern in einen aus dem Erdboden herausgehobenen Grubenkomplex verſenkt. Man geht alſo nicht zu ebener Erde hinein, ſondern ſteigt auf einer durch Schwellhölzer befeſtigten Treppe hinab. Charakteriſtiſcherweiſe iſt denn auch die das Regenwaſſer auffangende Ziſterne gleich rechts vom Eingang. Auf der entgegengeſetzten Seite iſt nun nicht ein gewöhnliches Einſtiegloch vorhanden, ſondern ein über dem Erdboden aufragender Turm, auf deſſen flaches Dach die Männer (nur für ſolche iſt dieſer Aufgang) mit Hilfe eines Kletterbaumes gelangen. Dieſer Turm, der einzige über die Erdoberfläche emporragende Teil des Bauwerkes, iſt das eigentliche Männerhaus, oben die Männerſchlafkammer, unten das Hauptgemach des Haus- oder Sippenherrn bergend. Die Frauenkammern liegen ſeitlich der großen Mittelhalle. Die Anlage iſt alſo in der



BURGENARCHITEKTUR IM VOLTABECKEN

Burg der Somolo im Gebiet der schwarzen Volta. Risse S. 98. Schnitte S. 99. Nach Skizze von R. Hugershoff (DIAFE 1908) gez. von H. Hagler

BURG DER SOMOLO IM GEBIET DER SCHWARZEN VOLTA
Vgl. die Ansicht S. 97 und die Schnitte S. 99.



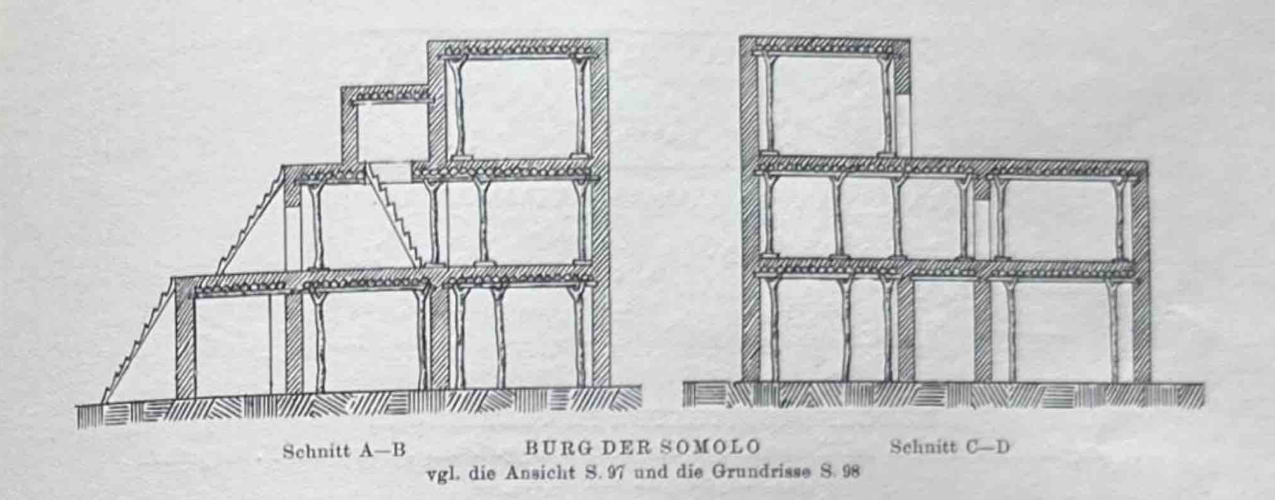
Grundriß

Horizontalschnitt durch den Fußboden der ersten Etage

Verteilung der Männer- und Frauenwohnung genau, wie im Randgebiet der Syrten (Abbildung S. 82, Zeichnung Nr. 2).

Kehren wir aber zurück und betreten wir das große Mittelgemach, über die 3,95 m lange Treppe hinabſteigend. Vor uns eröffnet ſich ein großer ovaler Raum von (inkluſive dem eingebauten Turm) 7,25 m größter Tiefe und 4,70 m größter Breite. Rechts vom Eingang ,iſt, wie ſchon geſagt, die Ziſterne, hinter ihr ein Winkel mit heiligem Holz und durch Federn uſw. als Gebetswinkel charakteriſiert, links dagegen der hochgelegene Reibſtein. Eine zweite Feuerſtelle befindet ſich weiter weg auf der linken Seite an der Stelle der größten Breite des Raumes. Der Rauchabzug erfolgt durch Öffnungen in der Decke, die mit ſeitlich durchlöcherten Töpfen bedeckt ſind. — Von dieſer zentralen Mittelhalle zweigen ſich (abgeſehen von dem hineingebauten Männerturm) vier ebenfalls ovale Seitenkammern ab. Rechts die erſte und links die zweite ſind Frauenkammern. Links die erſte und größte, die 3,45 m größte Länge und 2,90 m größte Breite mißt, dient dem Kleinvieh, rechts die zweite iſt mit vier hohen Urnen ausgeſtattet und dient als Kornkammer.

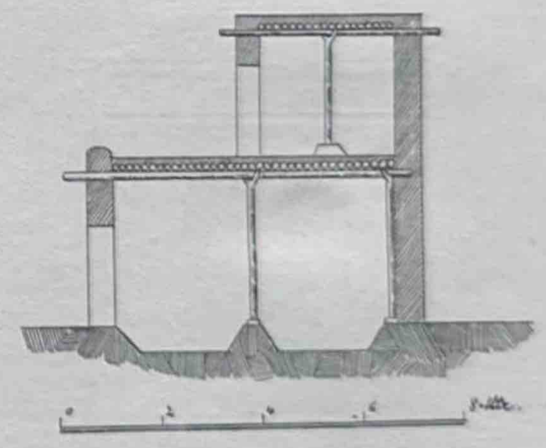
Nun aber vor allem dasjenige Moment, was dieſen Gurunſi-Buſſangi-von dem Moptibau unterſcheidet: es iſt nicht nur die Tatſache, daß dieſe Anlage



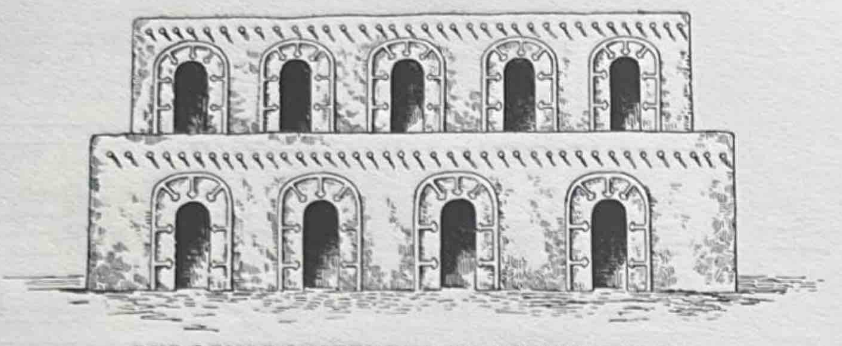
Schnitt A—B BURG DER SOMOLO Schnitt C—D
vgl. die Ansicht S. 97 und die Grundrisse S. 98

nicht horizontal in eine Böſchung hineingegraben, ſondern die Grundform vertikal in eine ebene Fläche hineinverſenkt iſt, ſondern vor allem die andere (allerdings mit der erſten in einer Verbindung ſtehende), daß der ganze Bau vor allem durch ſtehende und liegende Balken, alſo durch ein Holzgerüſt charakteriſiert iſt. Mit den kleinafrikaniſchen Kreuzkelleranlagen und dem Moptibau hat dieſe Bauweiſe den Plan gemeinſam, mit dem Moptibau zudem die Verwendung von Luftziegeln zum Wandbau. Für ſich ganz allein aber hat er die künſtliche Herſtellung der Decke durch ein tragendes Stangengerüſt und die Ausbildung eines Turmes an Stelle des Einſtiegloches. Damit bin ich in der Darlegung ſo weit gekommen, daß ich den entſcheidenden Unterſchied, der den Bau von Mopti in Gegenſatz ſetzt zu dem des Buſſangigebietes, verſtändlich machen kann: der Bau von Mopti ſteht mit ſeiner eleganten Verwendung von Lehmluftziegelwänden am Ende der Entwicklung der kleinafrikaniſchen Kreuzkelleranlagen nach Süden zu, der entſprechende Bau der Guruuſi Buſſangi aber am Anfang einer neuen Entwicklung dieſer Formwelt, ja, im Wurzelreich einer neuen Formwelt des weſtlichen Sudan, die eben der äthiopiſchen Pfahlbauweiſe ihre Neubefruchtung verdankt.

Mit ſolchem Verfolgen zuſammenfließender hamitiſcher und äthiopiſcher Kultureigenſchaften kommen wir alſo in das Gebiet der überraſchend ſelbſtändigen Formwelt des Weſtſudan.



SIPPENGEBÄUDE DER BOBO BEI DIULASSU
Schnitt nach Hugershoff, vgl. die Ansicht S. 100

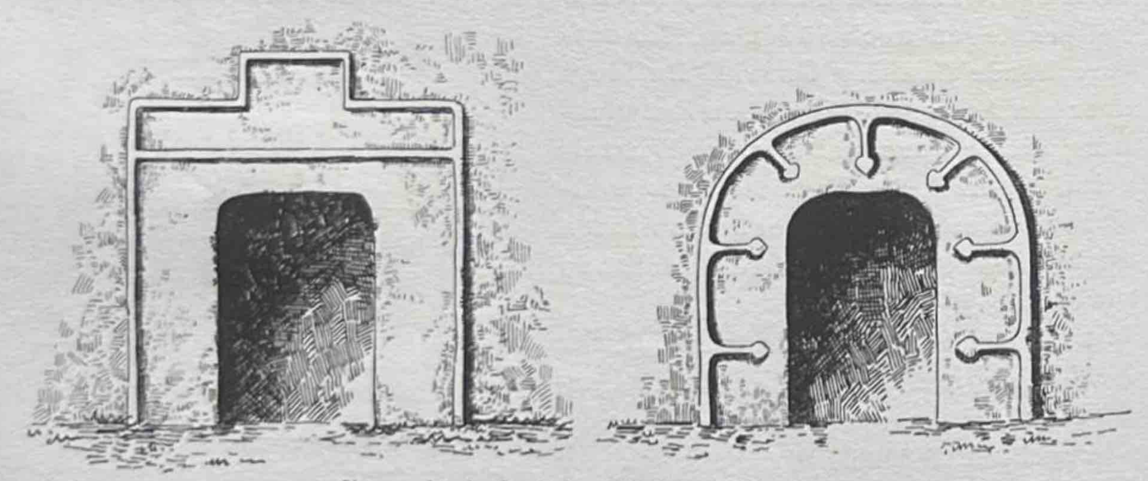


BURGENARCHITEKTUR IM VOLTABECKEN
Sippengebäude der Bobo bei Diulassu. Vgl. den Schnitt S. 99. Nach Skizzen von H. Hugershoff (DIAFE 1908) gez. von H. Hagler

DER REICHTUM DER SYRTISCHEN BURGARCHITEKTUR

(Hierzu Tafel 77—95)

Diefe neue Formenwelt des Weftfudan! Ich habe mich bemüht, in der Zufammenftellung der Tafeln von 77—95 dem Lefer eine Vorftellung von dem Reichtum zu erwecken, der hier zum Ausdruck gekommen ift; — diefe unglaubliche Fülle von Verfchiedenartigkeit in der Gefamtanlage wie in der Einzeldurchführung. Und ich bin mir fehr wohl bewußt, daß ich der ganzen Großartigkeit des Formenfpieles nicht auch nur annähernd habe gerecht werden können. Denn das wolle man nicht vergeffen: be-



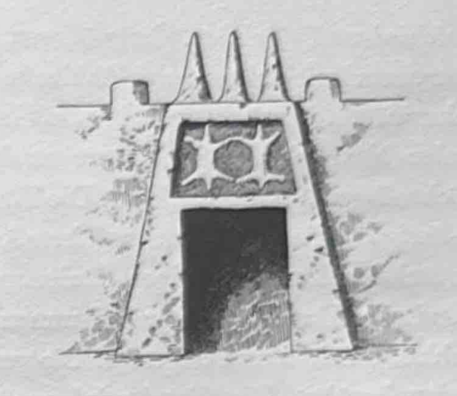
Sippengebäude der Bobo bei Diulassu. Portale

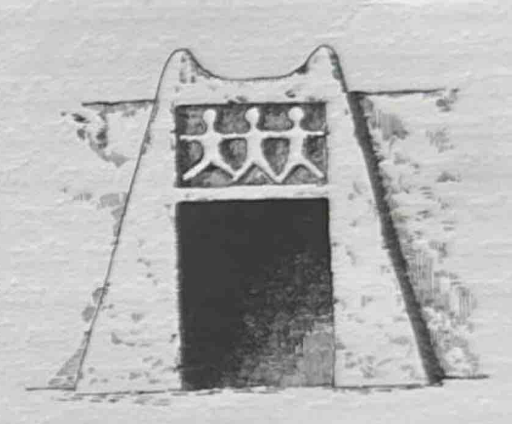
ſonders im Voltabecken kann man auf einem Tagesmarſche ſehr wohl durch das Gebiet dreier Stämme mit verſchiedenem Dialekt kommen. Jeder Stamm hat aber ſeine eigene Bauweiſe, ſeinen eigenen Stil. Noch unglaublicher aber iſt es im Gurunſigebiet, in dem wohl jede Sippengruppe ihre eigene Art zu bauen hat und wo es an manchen Stellen überhaupt nicht zwei gleiche Bauten gibt. In dieſem Gebiet der ſyrtiſchen Kultur iſt die letzte Möglichkeit architektoniſchen Formenreichtums erreicht.

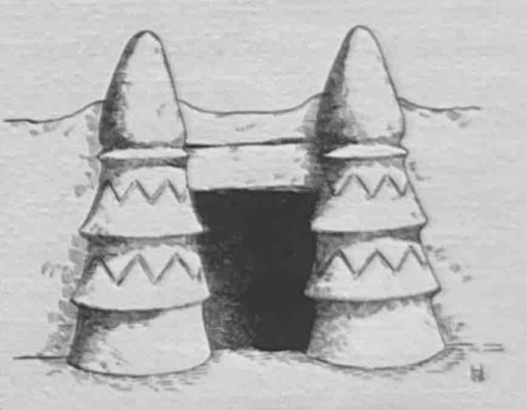
Aber wehe! wehe! Dieſes Zauberreich iſt heute ſchon ſo gut wie untergegangen. Die ſozialen Umbildungen, nicht zum wenigſten der Eingriff europäiſcher Kulturwirtſchaft, laſſen alles Alte zerfallen. Das Einfache und Bequeme, das Schematiſche, das Modellhafte tritt ſeine Herrſchaft an. Die Sippenverbände löſen ſich; der Einzelne fließt als perſönliche Arbeitskraft aus dem geſchloſſenen Gemeinweſen heraus. Ein gewaltiges Stück Vergangenheit ſchmilzt vor unſern Augen hinweg!

In wie verſchiedener Weiſe ſich hier Sonderteile entwickeln und abzweigen, mag an einigen beſonders prägnanten Beiſpielen mit Ausgang vom Grundriß und Querſchnitt gezeigt werden.

Als erſtes iſt da eine Burg der Sſola im nördlichen Deutſch-Togo (vgl. Tafeln 80—83 und Textfigur S. 95). Das Bauwerk iſt dreigeſchoſſig. Das Leben ſpielt ſich zum größten Teil auf dem Dach ab. Küche und Speicher thronen zuoberſt. Der Eingang der Männer erfolgt auf dem Kletterbaum, über das Dach des unterſten ausladenden Stockwerkes. Frauen und Vieh erreichen das Innere durch einen Zugang zu ebener Erde. Alſo haben ſich Einſtieg und Eintritt geſondert erhalten wie in der kleinafrikaniſchen Kreuzkelleranlage. Tektoniſch zeigt dieſe Bauweiſe zwei



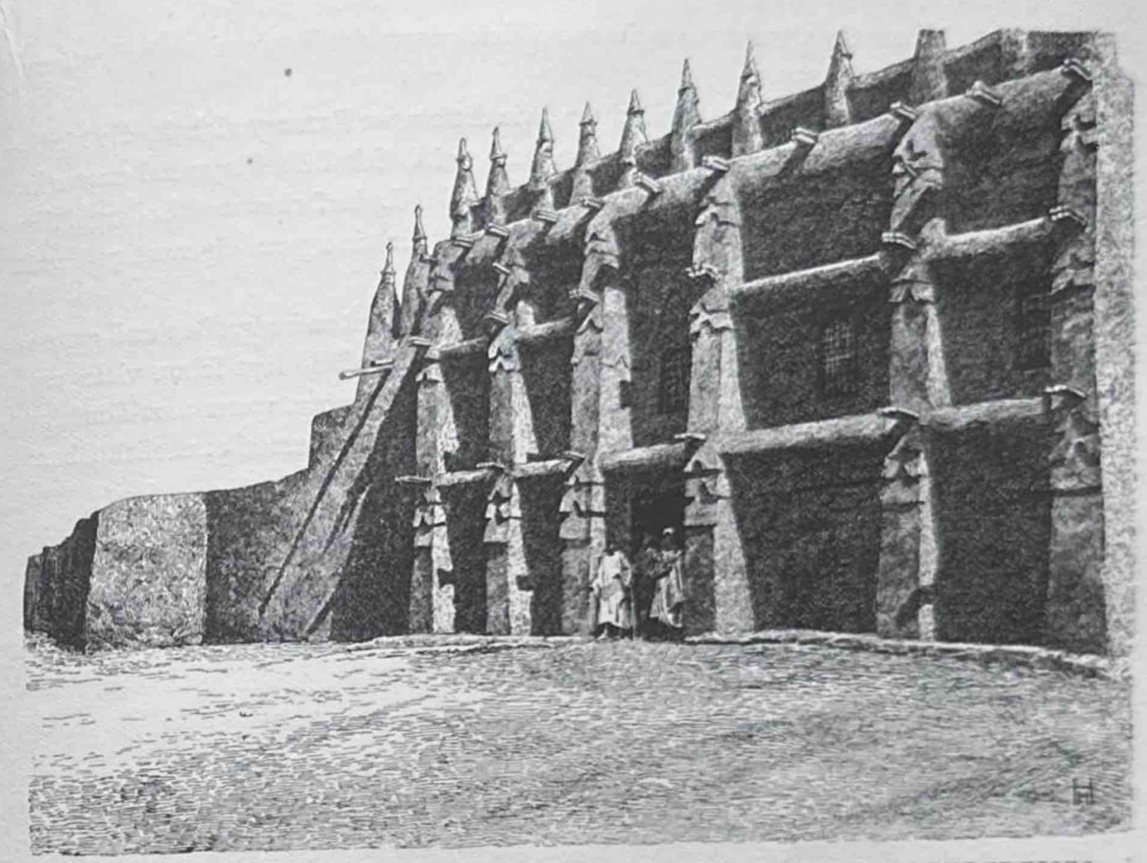




LEHMPLASTIK ALS FASSADENSCHMUCK DES SYRTISCHEN KULTURKREISES

Portale von Burgbauten im Gurunsigebiet. Nach Originalskizzen von Fr. Nansen und R. Hugershoff (DIAFE 1908) gez. v. H. Hagler

verſchiedene Prinzipien. Die größeren Räume haben das äthiopiſche Pfahlgerüſt. Mit der Übereinanderſchichtung der Pfahlroſte ſteigt die Burg empor. Nur im Kreisbau tragen die Lehmwände, nämlich einmal in der Geſtalt der hineingebauten Türme und dann als hohle Säulen (b), welche den Speicherurnen als Unterbau dienen. Alles übrige Wandwerk iſt, man möchte ſagen „darumgeklebt". Die Türmchen a, die als Schränke benutzt werden, haben die Aufgabe, die rundherum geführte Außenwand zuſammenzuhalten. Es kommt vor, daß ein tüchtiger Tornado einige a-Säulen umwirft und damit die rechts und links angehafteten Wandteile. Damit wird der Zuſammenhang des Ganzen aber gar nicht gefährdet. Die Pfahlroſte halten und tragen ja. Die guten Eingeborenen werden dadurch auch nicht beſonders berührt. Die Wand wird neu zuſammengeklebt und der Schaden iſt geheilt.
Gerade aus letzterem charakteriſtiſchen Merkmal erſieht man ſo recht die Wucht des äthiopiſchen Kultureinfluſſes, d. h. des Pfahlroſtes, der nicht nur das Bauwerk in die Höhe getrieben hat, ſondern ihm auch Feſtigkeit und Halt gewährt, wogegen das andere Element, die Lehmwand, nur als Säule oder Turm formerhaltend wirkt.
Faſt entgegengeſetzt iſt die Ausgeſtaltung der S. 97 bis S. 99 wiedergegebenen Burg der Somolo. Auch hier ſind allerdings noch zwei Eingangsarten erhalten, der Eintritt zu ebener Erde und der Einſtieg über Kerbbäume. Das Bezeichnende des Bauwerkes beruht aber einerſeits ſchon in dem rein äußerlich gebotenen Anblick einer Reihe aneinander gruppierter Rundtürme, aus denen in der Höhe der Stockwerkdecken Kränze von Tragbalkenenden herausragen, und zweitens in der Tatſache, daß zwar noch einige Gabelſtützen im Innern vorhanden ſind, daß die Enden der Balken aber zum großen Teil und mit wuchtiger Laſt auf den Lehmmaſſen ruhen. Wenn alſo auch noch mehrere Pfahlroſte übereinander ſtehen und damit die Idee des Emporſtrebens beſtätigen, ſo iſt doch als tektoniſches Prinzip die Kreismauer des Rundturmes entſcheidender. Und ebenſo verhält es ſich bei dem nur zweiſtöckigen Bau der Tuſia (Abbildung S. 67).
Wieder eine andere Gruppe von Erſcheinungen wird repräſentiert durch die Häuſer der Bobo-fing (Abbildung S. 99/100). Ein neuer Architekturgedanke iſt hinzugekommen. Den Volta hinauf hat ſich bis hierher das Prinzip des urſprünglich mit Satteldach verſehenen rechteckigen Hauſes mit Korridorwohnungen eingeſtellt. In dieſen Bauten teilt ſich Wand und Holzſtütze in das Geſchäft des Tragens der Deckenbalken und der darüber geſchichteten Holzlager und Lehmverſtreichungen.
Außerordentlich originell iſt hier ſchon die Behandlung des Türrahmens im Lehmrelief. Monumentale Formen nehmen dieſe Bildungen der Torbetonung im Gurunſilande an (Textfigur S. 101). Hier wird der Beſchauer an ägyptiſche Formen erinnert. Hier äußert ſich eine Geſchicklichkeit in der Verwendung des Lehms und der ihm entſprechenden Formen, die es nahelegen, die Verwendung des Lehms zu künſtlicher Ausſchmückung überhaupt ins Auge zu faſſen.



LEHMPLASTIK ALS FASSADENSCHMUCK DES SYRTISCHEN KULTURKREISES
Fassade des Schlosses der Massinafürsten in Badiangara. Nach Photographie von L. Frobenius (DIAFE 1908) gez. von H. Hagler

DIE FORMWELT DES TONES UND LEHMES

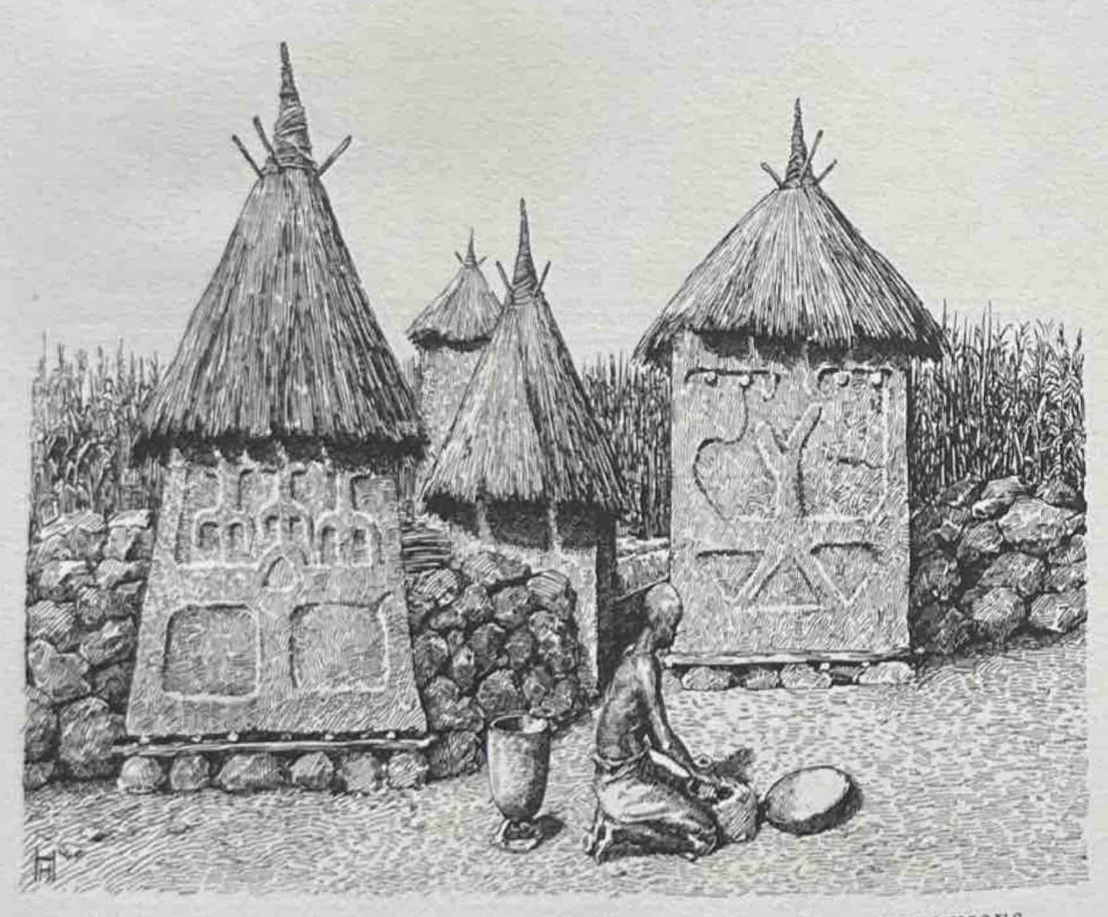
(Vgl. Tafeln 69—95)

Im zweiten Teile dieſes Buches gingen wir aus von der Frage, welche Bedeutung der Stein als ſolcher im Kulturaufwachſen gehabt habe und wir zeichneten in großen Zügen die Linie, die mit dem erſten kaum merklich umgebildeten Steinwerkzeug einſetzt und im gewaltigen Steinbau endet. Wir verfolgten den Werdegang durch zwei Gruppen einer älteren Steinzeit (Alt- und Jung-Paläolithikum). Jetzt, wo Lehm und Ton im Bereich unſerer Studien Beachtung heiſchen, gelangen wir unmerklich in die jüngere Steinzeit, in das Neolithikum. Die beiden gröbſten Merkmale, die das Neolithikum vom Paläolithikum als klar ſich abhebende Neuzeit charakteriſieren, ſind erſtens das Auftreten des

geſchliffenen Steinwerkzeuges und zweitens das Erſcheinen der Töpferei als bedeutſame Vermehrung des Kulturgutes.

Und nun iſt es ſehr intereſſant, zu beobachten, wie dieſe neue Errungenſchaft, die künſtliche Ausgeſtaltung des Tones, aufblüht, um ſich greift, ſich ſtilbeſtimmend auswirkt. Von jenen erſten Formen, die noch Nachbildungen des Lederſackes und Ledergefäßes ſind, über die feinen Varianten Mitteleuropas wächſt hier eine ganz eigenartige Kunſt bis zu klaſſiſcher Bedeutung.

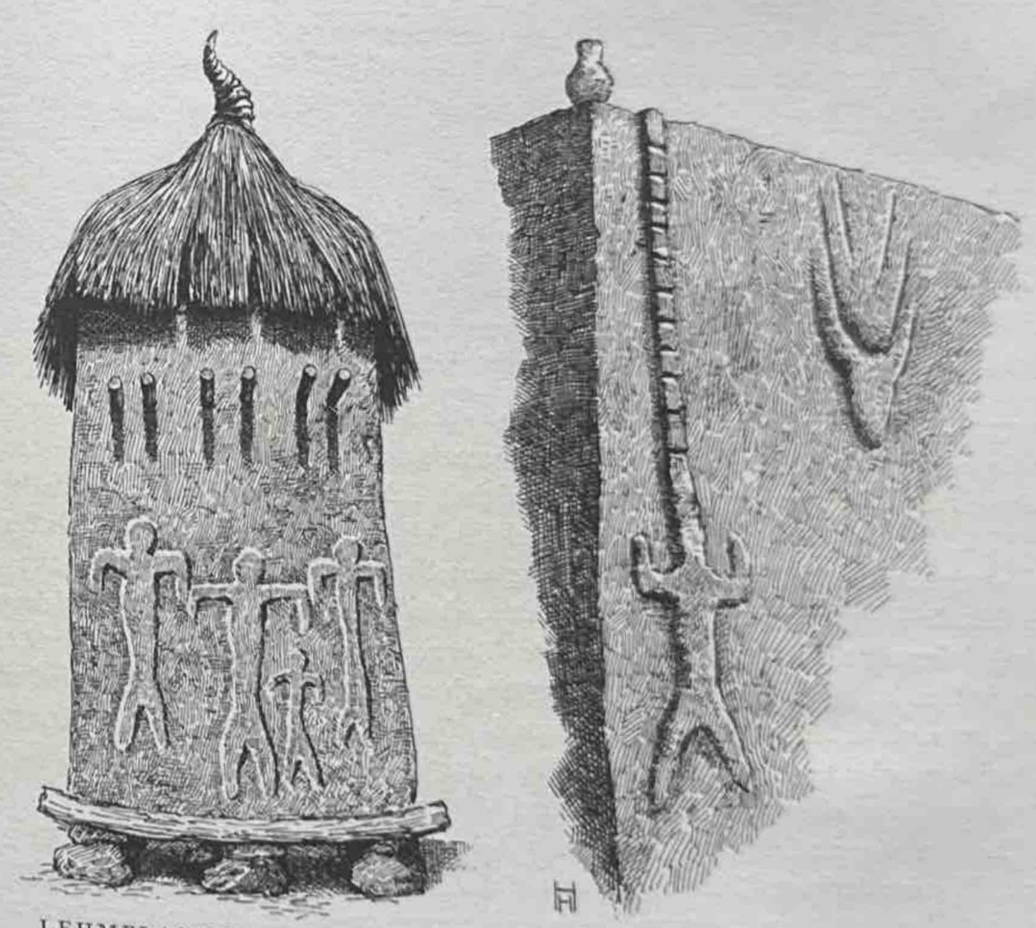
Es iſt ganz natürlich, daß ſich im Erdboden ſeit jenen alten Zeiten im großen und ganzen nur gebrannte Scherben erhielten. Aber auch dieſe Formenfülle ſagt ſchon vieles und läßt noch mehr ahnen. Dieſe Ahnungen aber finden Beſtätigung, wenn dort Umſchau gehalten wird, wo die alte Formwelt noch lebt, wo neben der Keramik „neolithiſchen“



LEHMPLASTIK ALS MAUERSCHMUCK DES SYRTISCHEN KULTURKREISES
Speicher der Tombo-Habe im Niger-Bogen. Nach Skizzen von Fr. Nansen (DIAFE 1908) gez. von H. Hagler

Typs noch die Lehmbildnerei ohne Brand weiterbesteht. Dort tritt eine wahre Schwelgerei in Lehmform zutage, die etwas unendlich Verblüffendes hat. Vor allem sind es zwei afrikanische Gebiete, die in diesem Zusammenhang Aufmerksamkeit verdienen, einmal das nordöstliche und dann das syrtische Gebiet.

Der norderythräische Kulturkreis hat eine großartige Geschichte der Lehm- und Tonverwendung hinter sich. Ich verweise auf Beispiele wie Tafeln 72 und 73. In Nubien ist ein Höhepunkt erhalten. Kleine Koffer aus Lehm, Speicher, Betten usw. Das syrtische Gebiet (Tafeln 74—76) zeigt schon in seinem Nabelgebiet alle möglichen Ansatzpunkte und Reste einer größeren Vergangenheit auf diesem Gebiete. Die großen Speicher des Südens sind hier durchgegangen. Die Ornamente in Hochrelief sind noch nachweisbar (Tafel 76). Hier umfaßt das weiche Material schon alle Architektur und umhüllt das



LEHMPLASTIK ALS MAUERSCHMUCK DES SYRTISCHEN KULTURKREISES
Speicher und Mauerecke der Tombo-Habe im Nigerbogen. Nach Skizzen von Fr. Nansen (DIAFE 1908) gez. v. H. Hagler



LEHMPLASTIK ALS STILBILDENDE VORBEDINGUNG DES KUPPELBAUES
Kuppelbau im Jukumgebiet (Benue) mit Strohkappe. Nach Phot. v. L. Frobenius (DIAFE 1911) gez. v. H. Haglor

Holzgerüſt mit modellierendem Schmeicheln. Mit letzterem Worte iſt das Stichwort für die Bedeutung des Lehms und des Tons gewonnen.

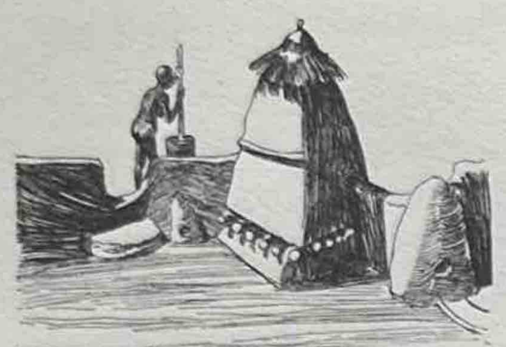
Mehr als irgendein anderes Material ſchmeichelt ſich der Lehm über und in alle nur zur Weichheit geeigneten Formen. Es iſt gleich, ob er als Außendecke oder als Innenſchale zunächſt den Kürbis oder den Lederbeutel oder den Korb dichtend hüllt; der Ton hält die Formen feſt in einer ſowohl tektoniſchen Formenſinn wie die Materialeigenart reflektierenden Ornamentik. Und wie der Ton zum kleinen Gefäß, ſo ſteht der Lehm zum großen, zum Hauſe, zur Architektur überhaupt. Einige Beiſpiele: In Timbuktu beſtanden noch zu Zeiten des Leo Afrikanus die Häuſer aus Holz mit Matten. Ich habe noch einige gefunden (Tafel 96 links). Das Haus iſt einfaches Pfahlgerüſt aus Gabelſtützen und Tragbalken. Darum herum ſind Matten aufgebunden und aufgenäht. Um die Decke nun regenſicher zu machen, iſt Lehm darauf gebracht. Aber nur auf das Dach. Dies der Anfang. Blickt man nun auf die Tafeln 69, 70, 71, 98, ſo ſieht man, wie der Lehm ſich über das ganze Gebäude hinweggezogen und es vollkommen umfaßt hat.



LEHMPLASTIK ALS STILBILDENDE VORBEDINGUNG DES KUPPELBAUES
Kuppelbau im Jukumgebiet (Benue) ohne Strohkappe. Nach Phot. v. L. Frobenius (DIAFE 1911) gez. v. H. Hagler

Oder aber eine Form geht aus von dem althamitifchen Bienenkorbhaus (Textabbildung S. 82 oberer Querfchnitt, dann Tafel 96 rechts, Tafel 122). Dazu nun die Textabbildung S. 106/7 ein Gebäude der Jukum. Das linke Bild zeigt dies Haus mit der Strohkappe, das rechte nach Entfernung derfelben. — So haben Lehmeinführung, Kuppelbau und Tonnengewölbe ihren Einmarfch in Afrika gehalten. Bis zu welchen eigenartigen Bildungen dies geführt hat, zeigt die Tafel 102. Diefe beiden Bauftile: Lehmkuppel und Lehmtonnengewölbe haben große Gebiete erobert. Ganze Ortfchaften im Süden von Tunis und Algier find mit Kuppeln gebaut. Tonnengewölbe aus Lehm reichen vom oberen Ägypten (Affuan) bis zur Matmata (Textabbildung S. 86 und 87). Beide Elemente find von entfcheidender Bedeutung in der Stilbildung geworden.

Aber wie gefagt, nicht nur neue Formen wurden gebracht, auch alte fanden neue Ausgeftaltung. Wo der fchmeichlerifche Lehm hinkam, modellierte er eine beftimmte Behaglichkeit hinein. Man beachte nur wie die fo formarme Welt der Kegeldachhütten neues Leben und Intimität gewinnt (Tafeln 63, 64). Befonders bezeichnend aber ift das Innere einer Hütte des Farotales (Textabbildung 111). Hier machen den Haupteindruck



Auf dem Dach einer Burg im Gurunsiland.







Tambermaburgen (nördl. Togo)
Originalskizzen von Fr. Nansen (DIAFE 1908)

der Topf, das bunte Gemäuer, die Fußbodenbehandlung, der heilige Saatgetreide »leuchter«. Und hier kommt auch eine zweite Erſcheinung der Lehmarchitektur zum beſonderen Ausdruck: die Farbe.

Zwei verſchiedene Arten des Schmuckes ſind in der Lehmarchitektur geboten. Relief und Farbe. Die Reliefornamentik erhellt aus Textabbildungen S. 104/5 aus der Plaſtik des Hogontempels (Tafel 77), auf die wir ſpäter zurückkommen werden, die ſchon erwähnte kleinafrikaniſche Schmuckgabe (Tafel 76) und zuletzt die Faſſadenbehandlung (Textabbildung S. 103, Tafeln 99, 100).

Als Belege der Farbgebung mögen vor allen Dingen Tafeln 94 und 95 aus dem Farotale, dann aber das Haus in Djenn (Tafel 93) dienen. Die Ornamentik des Farotales wird ſich eines Tages ohne Schwierigkeit mit anderen Kulturſymptomen in genetiſchen Zuſammenhang bringen laſſen und mag ſo lange auf ſich beruhen bleiben. Das Haus in Djenn iſt der vollendetſte Ausdruck ſchmeichleriſch-liebenswürdiger Ausgeſtaltung in Form wie in Farbe, die ich in Afrika überhaupt gefunden habe.

Schon oben wurde von der farbigen Lehmbehandlung geſprochen. In dieſem Zuſammenhang verweiſe ich nochmals beſonders auf die Tafel 89.

Faſſen wir alles das zuſammen, was als viele packende Einzelheiten doch wieder nur prachtvolle Formfülle, ſich ergießend aus einer Quelle, nämlich die Fähigkeit vieles Verſchiedene in ein Buntſchillerndes zu verarbeiten, dann haben wir das Weſen Weſtſudaniſcher Kultur. — Soweit das Formale.

ARCHITEKTUR
IN SCHICHTUNG UND WESEN DER KULTUR

Demgegenüber nun kurz das Sinngemäße. Da gilt es zunächst zu betonen, daß im Vorigen allerhand Ausflüsse einer starken Kulturbewegung betont wurden, der syrtischen Kultur, die mit einer älteren Schicht das Neue der Lehmverwendung gen Süden in den Westsudan trug, und daß sich diesem Novum mancherlei Altes zugesellte. Diese allerhand Ausflüsse machen sich im kleinen Gehöft und Landstädtchen ebenso bemerkbar wie in größeren Städten, im Kegeldachstil wie im Pfahlrostsystem. Dies ganz allgemein zu fassen und festzustellen, galt es zuförderst. Nunmehr aber heißt es, eine große wesentliche Unterscheidung aufzudecken. Hierbei wird es am einfachsten sein, von den eigentlichen Siedlungsverhältnissen der Lehmbau übenden Gebiete und von den mit ihnen verbundenen Eigenarten auszugehen.

Das bedeutsamste Gebiet der originellen und formenreichen Lehmbaustile ist der Sudan zwischen Schari und Senegal. Hier lagern zwei Kulturarten nebeneinander, eine „höhere", als deren Erfüllung die Städte zu bezeichnen sind, und eine „tiefere", die nur Siedlungen im kleinen Sinne des Bauernvolkes kennt. Die Städte sind heute groß bis zur Bevölkerung von etwa 200000 Einwohnern — heute! — vordem gab es deren noch weit volkreichere. Die Bauernvölker sind kleine Stämme, sippenweise gegliedert, ohne staatlichen Zusammenhang. Die „Hochkulturen" sind lärmend, prunkhaft, anspruchsvoll. Die „Tiefkulturen" sind äußerungsarm, verschwiegen, vereinsamt. Die „Hochkulturen" des Sudan tragen die Symptome kosmopolitischen „Geistes" orientalischen Typus, sind mächtig, herrschen. Die „Tiefkulturen" des Sudan sind lebendig in Sippen, isoliert, politisch machtlos.

Und dennoch bedingen diese Schwachen, Isolierten, Zersplitterten die Geschichte der Völker des Sudan. Ohne ihre Bauernschaft würde keine Stadt sich erhalten, würde kein Reich bestehen können. Dieses sippenhaft gegliederte, vaterlandslose, aber heimatstarke Bauerntum bedeutet die Kraft, bedeutet alle hinter orientalisierendem Prunken lebendige aufbauende Kraft, bedeutet das Rückgrat sudanischen Volkstums. — Dazu nun die entsprechenden architektonischen Äquivalente:

Nur die Städte kennen den ausgereiften Lehmkuppelbau, die Lehmpaläste, das schwere Wand- und Mauerwerk. Nur sie haben die großen Umfassungsmauern und Tore, die wuchtige Wirkung vorherrschender Lehmtektonik — und zwar gleichgültig, ob solche architektonischen Erscheinungen von Norden nach Süden oder von Osten nach Westen vordrangen. Genau ebenso verhält es sich mit der Verwendung des Lehms im Kegeldach. Hier ist die Verbreitung im norderythräischen Kulturkreis klar ersichtlich. Stadtkultur resp. „Hochkultur" scheidet sich hier scharf von Landkultur, resp. „Tiefkultur". Groß

und wuchtig, qualitativ bedeutſam und machtvoll erſcheint das eine, das „Großſtädtiſche“, das Staatliche.

Und im Gegenſatz dazu tritt das Intime, Formreiche, das Feingliedrige und Sinnvolle auf in der Kunſt der ſippenhaft lebenden Bauern, — das aber heißt der äthiopiſchen Kultur, die überall die ſtärkere, das Ganze bedingende, ſchickſalentſcheidende ſcheint, iſt, bleibt, wo das Pfahlgerüſt, das alte Pfahlbauſyſtem durch jüngere Formen hindurchlebt.

Hier nun iſt es am Platze, einen ſcharfen Gegenſatz aus dem Weſen der Architektur abzuleſen und zu betonen. Auch der Hamite hat Burgen. Vgl. Tafeln 43—45. Das ſind Hochburgen einer harten Ariſtokratie, der Ausdruck einer Kaſtengliederung, wie ſie in der Artung aller chthoniſchen Kultur liegt. Hier herrſcht eine in der Horizontalſchichtung ausgebildete Herrenkaſte. Die ſtarre Felsburg, die Steinarchitektur iſt ihr Ausdruck. Die Felsburgen der hamitiſchen Ariſtokraten erheben ſich über den Behauſungen der dienenden Bauern. Dieſe Anlagen mögen in irgendeinem hiſtoriſchen Zuſammenhange mit den Lehm- und Pfahlwerkburgen der Bauern des Sudan ſtehen. Trotzdem ſind ſie etwas anderes, etwas dieſem Weſen diametral Entgegengeſetztes. In den Burgen der äthiopiſchen Kultur leben Sippen. Dieſe Sippen leben in vertikaler Gliederung nebeneinander, — wie ihre Burgen. Die telluriſche Kultur kennt nicht die Kaſte; kommt die Kaſte zu ihr, nimmt ſie neue Formen an. Die beiden Bauſtile der Burg ſind alſo Ausdrücke verſchiedener Paideumata.

Wenn demnach einerſeits auch ein hiſtoriſcher Zuſammenhang beſteht, ſo iſt doch andererſeits ein Gegenſatz herausgewachſen. Und damit iſt wieder betont: es kommt nicht nur darauf an feſtzuſtellen, was eine Kultur hervorbringt; weſentlicher iſt es zu erfaſſen, was ſie aufnimmt und in welcher Weiſe ſie das Aufgenommene ihrem Geiſte entſprechend im Eigenleben ausdrückt.

TEMPEL ALS BAUWERKE

(Hierzu Tafeln 105—116)

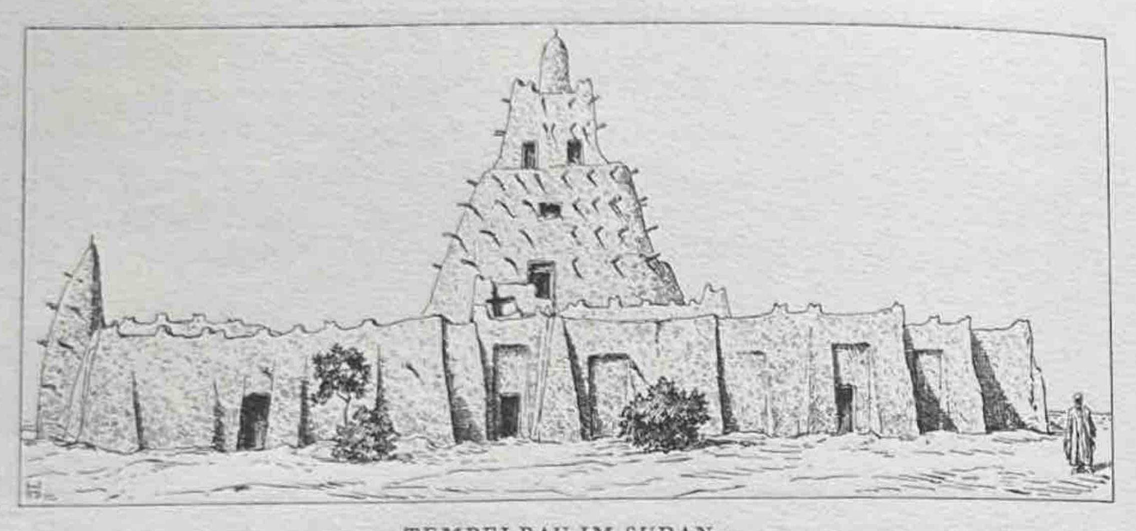
Im erſten Teil ſprach ich von der Natur als Tempel, im letzten habe ich von der Welt als Tempel zu handeln, und hier ſoll dem Tempel als Bauweſen ein Wort gewidmet werden. Es handelt ſich hier alſo um eine Formfrage und um die Vorbereitung deſſen, was ſich dann ſpäter über die Bedeutung und den Sinn dieſer Zeugniſſe ergeben muß.

Zwei unter den Weltreligionen gaben Afrika auch im Bauwerk ausgedrückte Umformungen: der Islam und das Chriſtentum. Beide rangen miteinander auch in Afrika, und bislang trug der erſtere den Sieg von dannen. Rein äußerlich kommt dies dadurch zum Ausdruck, daß außerhalb Ägyptens nur noch Abeſſynien einen eingeborenen, „chriſt-



LEHMPLASTIK IN DER ARCHITEKTUR DES SYRTISCHEN KULTURKREISES

Inneres einer Hütte im Farotal in Adamaua. Nach Ölstudie von C. Arriens (DIAFE 1911) gez. v. H. Hagler

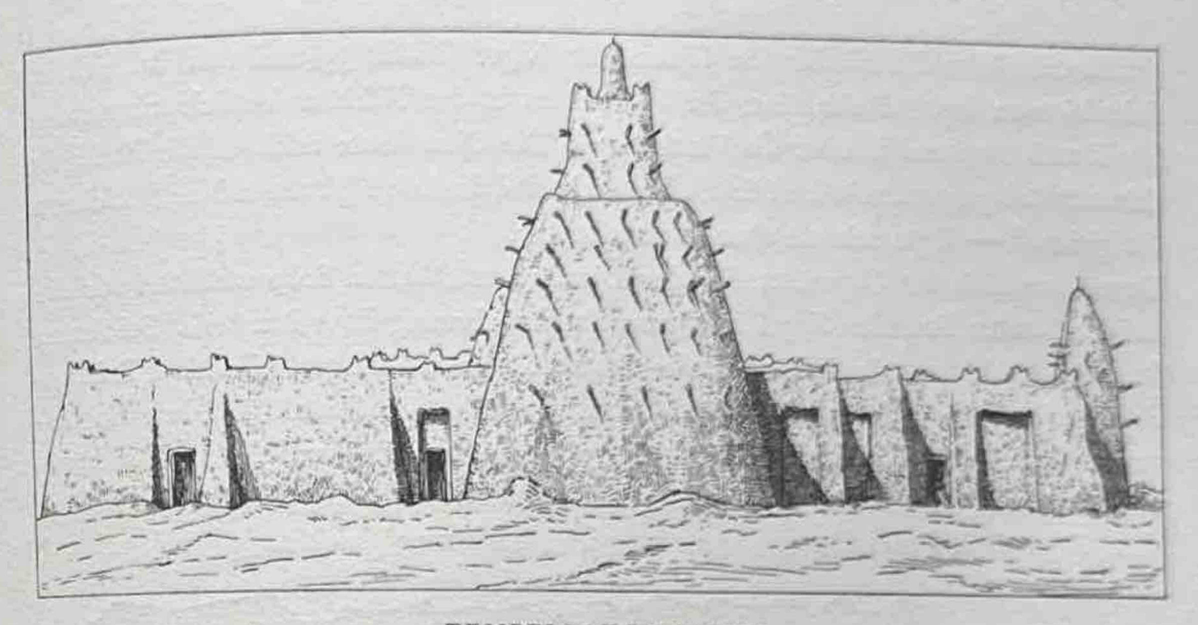


TEMPELBAU IM SUDAN
Die Moschee Sankore in Timbuktu von Süden (vgl. Abb. S. 114). Aufgenommen von L. Frobenius (DIAFE 1908)

lichen Bauſtil" hat, daß er auch in Ägypten ſo gut wie der Vergangenheit angehört und daß er in Kleinafrika, dem Heimatland ſo manchen Kirchenvaters, längſt verdrängt wurde.

Weit breitete ſich demgegenüber die islamiſche Macht aus. Von zwei Seiten drang ſie in den Sudan ein. (Im Südoſten vermochte ſie dagegen nicht breitere Bahn zu gewinnen.) Einmal von Oſten her in der Richtung Nil—Tſadſee und einmal von Norden her, aus Kleinafrika nach Süden vorſtoßend. Die eine Bewegung zog alſo auf der norderythräiſchen, die andere auf der ſyrtiſchen Straße. — Nun iſt es hochintereſſant, daß ſich (außerhalb Ägyptens) auf dem erſteren Gebiete ein eigentlicher Moſcheebauſtil nicht entwickelt hat. Zwiſchen dem Roten Meer und dem Tſadſee fehlt ein eigentlich islamiſches Gotteshaus eigenen Charakters.

Dagegen bietet das zweite Gebiet, die Zone der ſyrtiſchen Kultur eine außerordentliche Fülle von Bauwerken, die der Lehre des Propheten dienen, unter ihnen hochberühmte. Als Beiſpiele mögen dienen: die Dingiray Ber in Timbuktu (Tafeln 115/16), deren Bogenwölbungen aus ſahariſchem Steinſalz hergeſtellt ſind (ſchon Herodot kennt Steinſalzbau in der Wüſte) und die Sankore, von der ich Anſichten und Grundriß beifüge. Iſt in dieſen beiden die Hand der arabiſchen Architekten deutlich wahrnehmbar, ſo gibt es doch eine ganze Reihe von Formen, deren Urbilder die eigentlich „arabiſche Kultur" nicht mitgebracht hat. Auf Tafel 113 iſt eine kleine Ausleſe dieſer fremdartigen Gebilde vereinigt; Tafel 112 zeigt einen ganz typiſchen Bau. Man kann ſagen, daß der islamiſche Propagandiſt im Sudan bei der Wahl ſeines Betplatzes wie ſeines Gotteshauſes durchaus nicht an einen Stil gebunden iſt. Das Beiſpiel Tafel 111 mag hierfür ein Beleg



TEMPELBAU IM SUDAN
Die Moschee in Sankore in Timbuktu von Norden (vgl. Abb. S. 114). Aufgenommen von L. Frobenius (DIAFE 1908)

ſein. Eine ganz übliche Hausform iſt zum Tempel umgebildet. Eine Dachluke genügt dem Muezin zum Ruf an die Gläubigen. In ſolcher Weiſe ſind allerhand Bauformen dem islamiſchen Gottesdienſt dienſtbar gemacht worden. Vor allem eine ſolche, deren Herkunft aus dem vorislamiſchen „Palaſtbau" den Eingeborenen gut erinnerlich iſt. Vgl. z. B. Tafel 114.

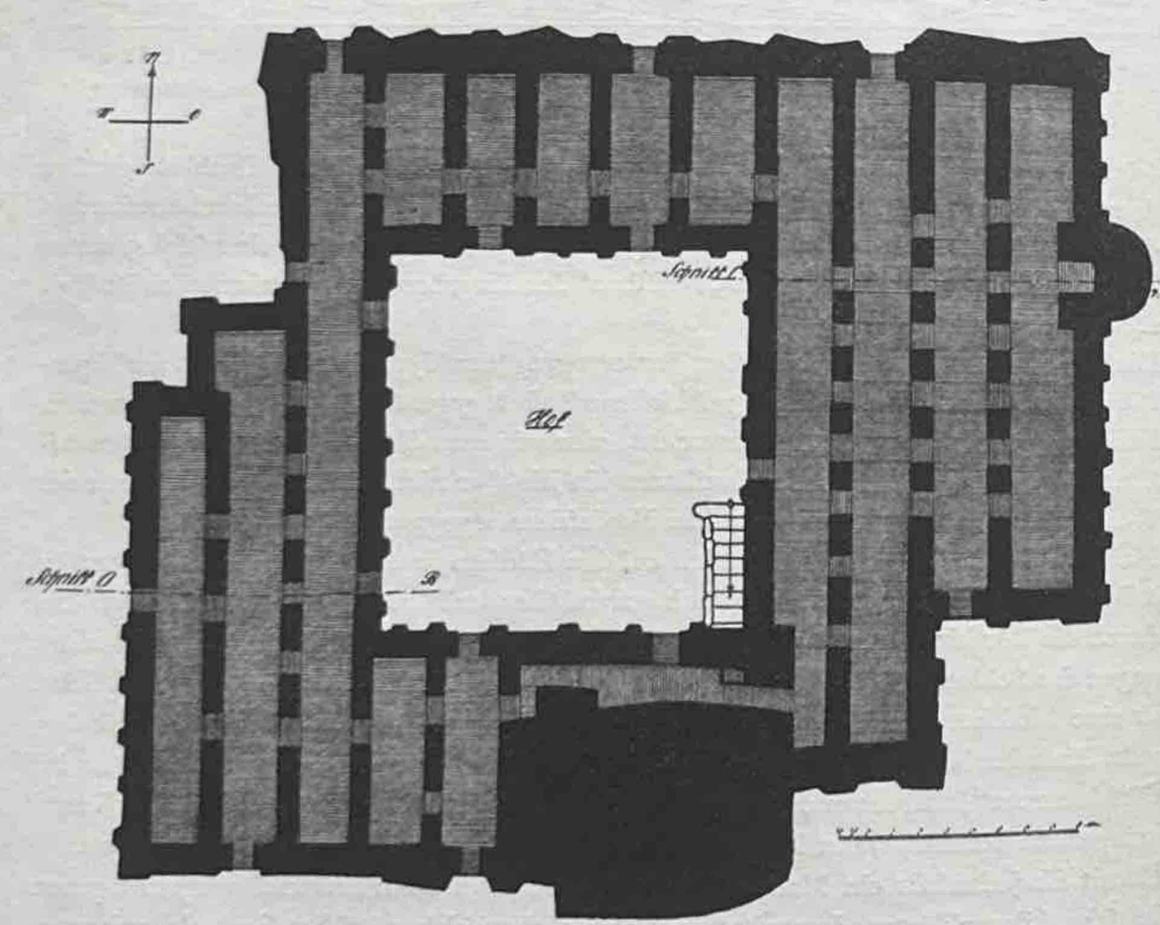
Dieſem aus verſchiedenſten Quellen hervorgegangenen Typenreichtum ſteht der Nigerſtil, auf Tafel 113 abgebildet, als geſchloſſene Einheit gegenüber. Das Markante an ihm ſind die Igeltürme und die Mauerzacken, oder wie man die kegelförmigen Kantenaufſätze nennen will. Dieſen Kegelaufſätzen bin ich aber nicht nur an den Moſcheen des Weſtſudan, ſondern auch im Hausbau Nordafrikas begegnet.

Mehrere ſolche Kantenkegel fand ich auf den Häuſern in Aſſuan, dann in Kairuan. In Aſſuan ſagten die Eingeborenen einfach: es wird über der Tür ſo gemacht, damit nicht Böſes durch die Tür hineinblicken kann. In Kairuan antwortete ein Mann, das ſei „Schlechtes gegen das Schlechte". Endlich ſagte mir 1914 ein Berber aus dem Süden: „In El Golea iſt eine Moſchee, die iſt geſichert gegen den böſen Blick. Als ſie erbaut wurde, ſchlug man fünfzehn Negern die männlichen Glieder ab, hüllte ſie in Lehm und brachte ſie auf der Mauer an." Ich freue mich, ein Bild der Moſchee von El Golea hier (Textabbildung S. 117) bringen zu können, wenn ich auch die fünfzehn Phalli ſelbſt nicht erkennen kann.

Damit iſt jedenfalls ein Moment dieſes von Nord- nach Innerafrika vorgedrungenen Moſcheeſtiles erklärt aus dem mittelländiſchen chthoniſch hamitiſchen Geiſtesleben heraus. Am Niger findet ſich entſprechende Ergänzung und das Entgegengeſetzte. Für das Ent-

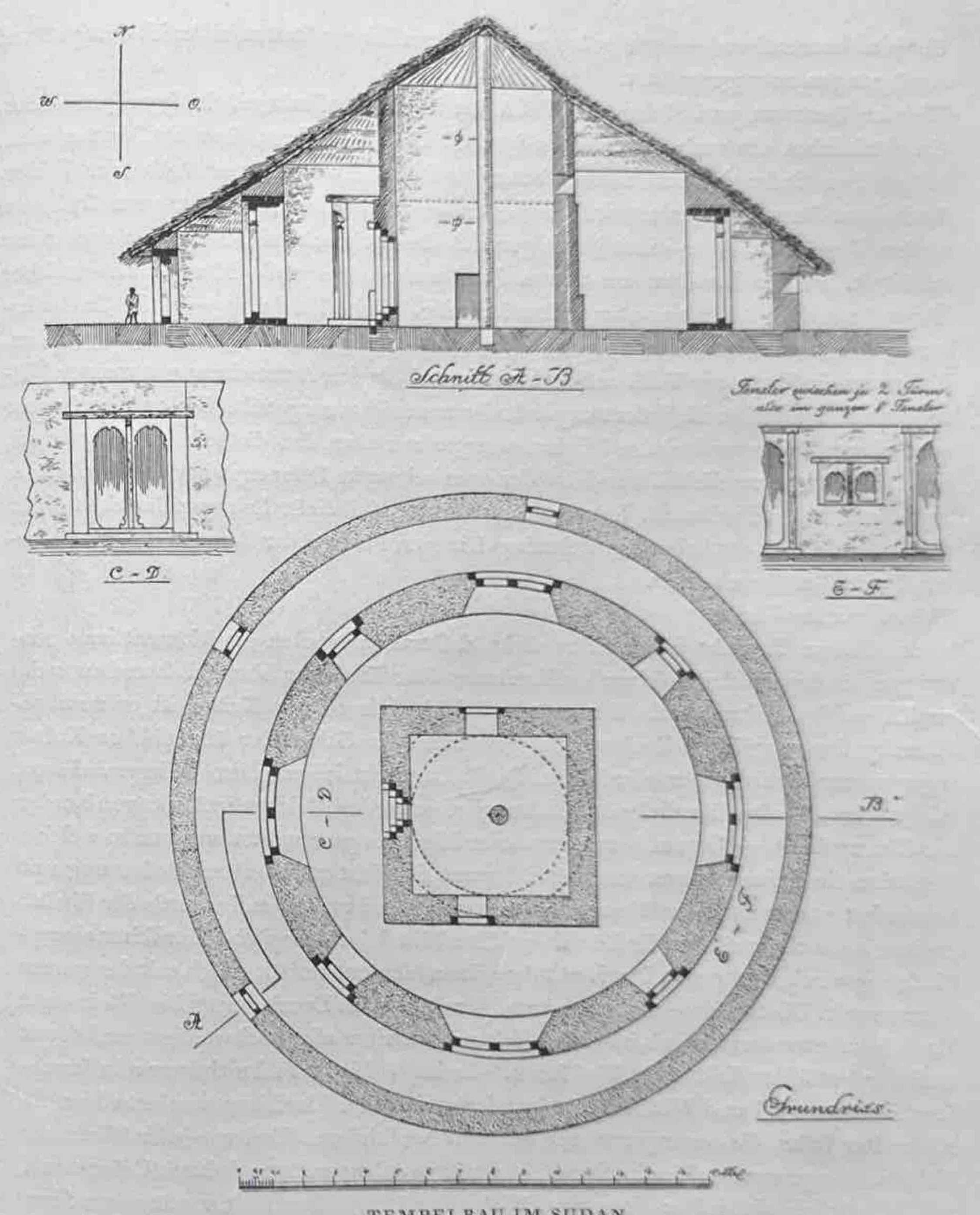
ſprechende: Wer die Häuſer von Djenne am Niger (Tafeln 99 und 100) betrachtet, ſieht hier an den Faſſaden über der Tür erſtens in den Niſchen deutlich erkennbare Phalli und zweitens darüber die Kantenkegel. Die Djennileute erklären die Phalli als Schutzmittel gegen den böſen Blick. „Vielleicht ſind die Lehmſpitzen auf den Moſcheen das gleiche" — ſagte mir ein alter Bamanadenker.

Dann aber auch der Gegenſatz: Die den Djenne benachbarten Bobo erklärten mir die auf den Kanten ſitzenden Kegel in Djenne als Nachahmung ihrer Bauweiſe. Bei ihnen ſei dies das Bild des männlichen Gliedes, das Fruchtbarkeit bringen ſolle. Auf Tafel 91 oben rechts ſind gleicherweiſe erklärte Lehmkegel über dem Portal. Auf dem Hogontempel Tafel 77 desgleichen. Die Lehmkegel finden ſich in den Feldern aller heidniſchen Mande und endlich vor den Burgen der Tamberma (Tafel 79) als großes Heiligtum. Hier überall ſind Form, Anwendung und Erklärung gleichſinnig, entſprechend



TEMPELBAU IM SUDAN

Grundriß der Sankore in Timbuktu. Vgl. Abb. S. 115. Aufgenommen von L. Frobenius (DIAFE 1908)



TEMPELBAU IM SUDAN

Die christliche Kirche von Zazega in Abessynien. Vgl. Tafel 107. Aufgenommen von A. Martius (DIAFE 1915)

übereinſtimmend und — wie geſagt — den hamitiſch mediterranen Anſchauungen und Auslegungen entgegengeſetzt.

Hier im Zentrum und Süden des Weſtſudan iſt der Phalluskegel ein ſegenſpendendes, ein glückliches, ein verheißungsvolles Symbol. Die junge Frau, die nicht Mutter wird, bringt ihm Opfer dar und nimmt betend auf ihm Platz. Körnerfrüchte der Felder, fruchtbare Regen, Mehrung des Viehbeſtandes erhofft der Burgbauer vom Opfer an dieſem Kegelaltar. Aber damit iſt die ganze Reihe entſprechender Analogien noch nicht erſchöpft. In den Ländern des oberen Bani waren eine große Menge altheidniſcher Tempel noch im Jahre 1909 im Kultus lebendig. (Siehe Tafeln 103—106.) In das Innere gelangte man durch einen eigenartigen, pylonenartigen Vorbau aus maſſivem Lehm. Beſonders die Form der Tafel 106 iſt bezeichnend. In den Aufzeichnungen meiner Mitarbeiter finde ich über die Bedeutung dieſer Formen nichts mitgeteilt. Einige Eingeborene vom oberen Niger und einige Minianka sagten mir aber, daß dieſe Bauweiſe uralt sei, (woran nicht zu zweifeln iſt) und daß der oben beknopfte Pylonenpfeiler das Symbol des ſegenſpendenden Phallus iſt. Letztere fügten hinzu, daß dieſer Lehmphallus dem einen weiblichen Buſen darſtellenden Lehmkegel in den Feldern der Bamana als Fruchtbarkeitsſymbol entſpreche uſw.

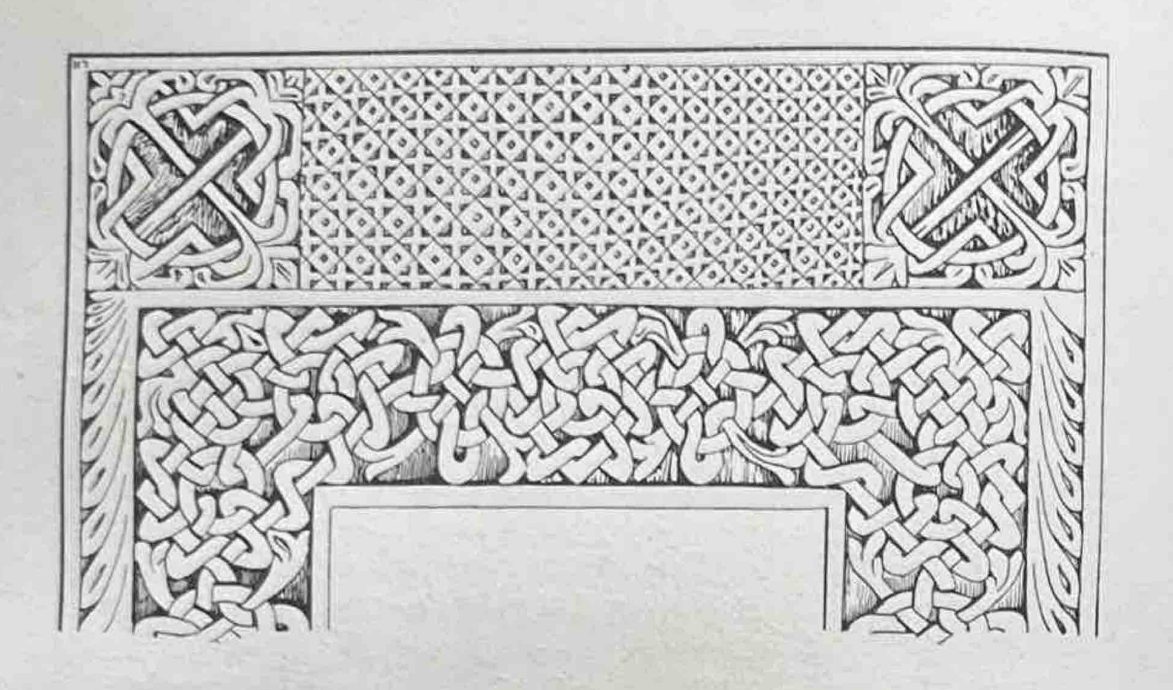
Ziehen wir das Fazit.

Nach alledem iſt nicht daran zu zweifeln, daß zum mindeſten ein Moment im eigenartigen Stil des weſtſudaniſchen Moſcheebaues älter iſt als der Islam ſelbſt und zwar das phalliſche. Im Kulturbezirke der matriarchaliſch-chthoniſchen Kultur iſt er zum abſchreckenden magiſchen Zaubermittel geworden. Im Gebiet der äthiopiſchen Kultur dagegen zum Symbol einer telluriſchen Myſtik. Da erhebt ſich nun die naheliegende Frage, mit welchem Weſensſinn dieſes Architekturglied gewordene Zeichen in Afrika von Norden her Einzug hielt. — Darauf kann nur wieder folgendes geantwortet werden: in welcher Funktion ein Kulturelement von außen kommt, iſt nicht entſcheidend; Bedeutung und Leben hat es nur als freier Wesensausdruck; bedeutend und lebendig wurde der Phallus im hamitiſch-chthoniſchen Kreiſe als magiſches Mittel, im äthiopiſch-telluriſchen als myſtiſches Symbol. Und genau ſo wie mit dem einen Moment verhält es ſich mit der ganzen Formenwelt. Die Moſchee und der ganze Islam bilden im Durchgangsgebiet Klein- und Nordafrikas etwas anderes als im afrikaniſchen Aeſtuarium aller hochwertigen und damit auch der ſyrtiſchen Kultur: im Weſtſudan. Hier im Weſtſudan ſind nicht nur rein formaliter Heidentempel und Moſchee miteinander verbunden. Der Islam wanderte hier ein auf uralter Bahn, die begangen wurde ſeit dem Neolithikum. Und wie jeder Wanderer dieſer Straße gewann er hier im Sudan, in der Zega anlangend, nur dadurch Lebenskraft und Stilmöglichkeit, daß er einen dem Weſen der äthiopiſchen Kultur adäquaten Sinn annahm, ſoweit er ihn nicht etwa ſchon mitbrachte.

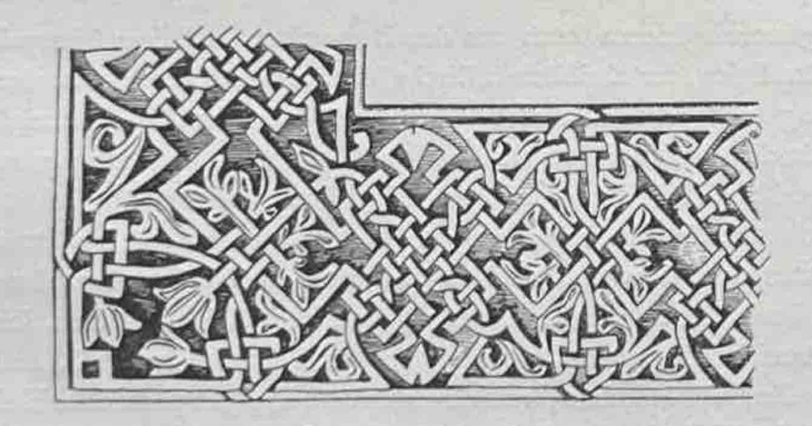


TEMPELBAU IM SYRTISCHEN KULTURKREIS
Moschee in El Golea (südl. Kleinafrika). Nach Phot. unbekannter Herkunft gez. v. H. Hagler

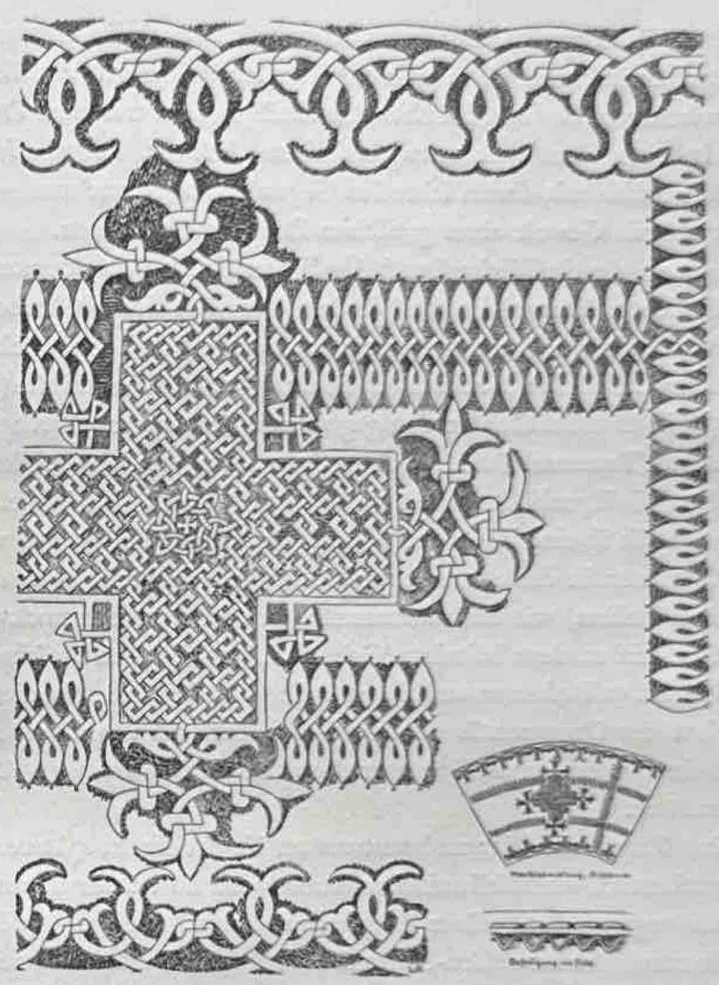
Und das Ergänzende hierzu kann aus den Bauwerken und dem Tempelbaustile der zweiten Weltreligion, der christlichen Kirche, die auf dem Wege der norderythräischen Kultur Einzug hielt, erkannt werden. Von außen betrachtet ist die christliche Kirche Abessyniens in den meisten Fällen ein Rundbau (Tafel 107). Ihrem Innern nach herrscht noch das historische Umbildungsmerkmal dieser Kirchen, die ursprünglich jüdisch waren und demnach erst ein Allerheiligstes, ein Heiliges und einen Volksplatz als äußersten Umgang hatten, vor. Als wesentliche Zutat soll, nach abessynischer Erzählung, die christliche Kirche ihren Einzug gehalten haben mit plastischen Heiligenbildern. Ich weiß nicht, was an dieser mir aus Tigremund zuteil gewordenen Legende Wahres ist. An sich schon ist sie aber interessant, allein deshalb, weil ich von keinem einzigen plastischen Heiligenbilde in Abessynien gehört habe, und weil die gleiche Erzählung entsprechend fortfuhr: „die gegossenen und geschnitzten Heiligenbilder wurden dann aber gemalt, und heute schnitzt und gießt die abessynische Kunst für die Kirche nicht mehr. Alle Heiligen werden gemalt."







BYZANTINISCHE KUNST IN AFRIKA
Die Ornamentik des auf Tafel 108 abgebildeten Tabot oder Allerheiligsten aus einer abessynischen Kirche. Im Stuttgarter Museum für Völkerkunde (vgl. Tafel 108)



BYZANTINISCHE KUNST IN AFRIKA
Abgewickelte Ornamente der christlichen Kirchentrommel aus Abessynien.
Im Stuttgarter Museum für Völkerkunde (vgl. Tafel 109)

Wie gesagt, es ist mir nicht möglich gewesen, die historische Wahrheit dieser Erzählung festzustellen. Nur das ist wahr: Diese Kunst scheint heute nur — Reliefschnitzerei und zwar zumeist ornamentale (dazwischen hier und da einen Engelkopf) und Malerei zu kennen. Die Malerei repräsentiert die Kulmination. Dazu beachte man, was im zweiten Teile über die Verbreitung der Zeichnung und Malerei in Fels usw. gesagt wurde, und stelle nun fest, daß hier auf der hamitischen Ostbahn der bodenständig gebundenen Kultur in der Tat nicht die Plastik, sondern die Flächenkunst adäquat und somit eingängig war.
Wenden wir uns von solcher Erkenntnis aus dem Innenwesen und Sinn der christ-

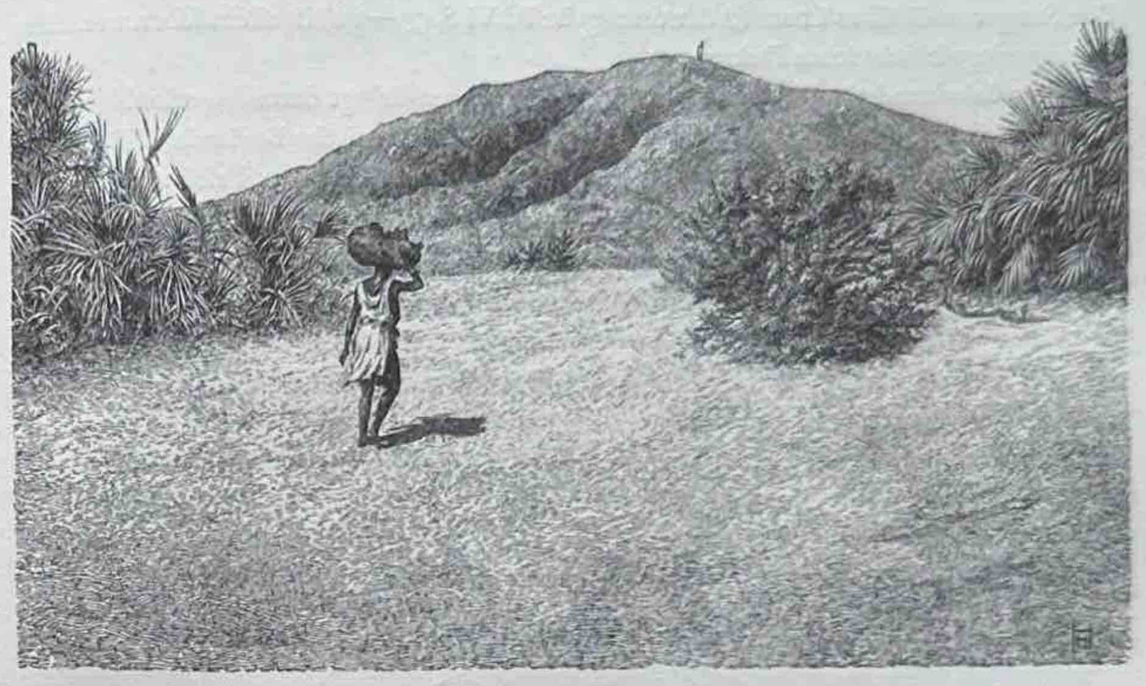
lichen Baukunſt Abeſſyniens zu, ſo nehmen wir wahr, daß auch die Architektur charakteriſtiſche Züge des hamitiſchen Paideuma hat. Vor allem: die chriſtliche Baukunſt wußte ſich hier nicht wieder von dem altjüdiſchen Allerheiligſten zu trennen. Das große Welträtſel verſinkt in einer dem Volk unzugänglichen „Höhle“. Die abeſſyniſche Kirche wäre — um dieſe Sache mit einem ſchroffen Gegenſatz zu beleuchten — nie fähig geweſen, die aufſtrebende Gewalt eines gotiſchen Domes zu verſtehen.

Dazu aber noch eines: die chriſtliche Kunſt Abeſſyniens beſitzt eine Ornamentik, die mit den ſonſtigen ſchlichten Zeugniſſen des Vordringens chriſtlicher Glaubensſymbolik in das Innere Afrikas (Tafel 110) nichts gemeinſam hat. Dieſe abeſſyniſche Ornamentik ſah ich geſchnitzt in die Pfeiler der Kirchen, ſie umfaßt das Allerheiligſte (Tafel 108 und Textfigur S. 115), ſie iſt erſichtlich an den gegoſſenen Kreuzen und Kirchenſymbolen, ſie tritt geſchmiedet auf (Trommel Tafel 109, Textfigur S. 119) und ſie umrahmt oder durchzieht die gemalten Heiligenbilder in bandförmiger Malerei. Das Weſen dieſer Ornamentik iſt ganz klar. Es iſt eine Bandornamentik, die aus feinem Riemengeflecht beſteht, genau wie die Ornamentik der atlantiſchen Kultur in Weſtafrika, wie die der Langobarden im ſpäteren Italien, wie das normanniſche und iriſche Schmuckwerk. Gleiches Riemenmuſter fand ich an dem Mimbar (Gebetſtuhl) der großen Moſchee von Kairuan (Tafel 53); es ſoll auch an Reſten mauriſcher Moſcheeſchnitzerei in Spanien vorkommen. Es liegt wohl ſchon der Ornamentik altetruskiſcher Keramik zugrunde. Alles das führt ja vielleicht auf ein gemeinſames Herausquellen aus dem weſtlichen Aſien, vielleicht aus Innerаſien, zurück.

Aber das iſt keine Frage, die hier zu beantworten iſt. In einem ſpäteren Teil und bei Behandlung der atlantiſch-weſtafrikaniſchen Kunſt wird ſie wieder an uns herantreten, dann aber wohl unſer ganzes Intereſſe in Anſpruch nehmen. Hier genügt dieſer Hinweis. Wichtig iſt, daß heute dieſer hamitiſch-chthoniſchen Kultur Nordafrikas eine ſolche Ornamentik näher liegt als figurale Plaſtik. — Und wie iſt es mit der arabiſchen Kunſt?

DAS HOHE LIED VOM HELDEN

Noch einmal und zum Abſchluß dieſes Teiles möchte ich zurückkehren zu jener ſyrtiſchen Kultur, die ſich von Norden her durch hamitiſches Land hindurch bis auf äthiopiſchen Kulturboden hindurchrang und hier dem Einheimiſchen adäquat aufſprießen konnte — und ſich herrlich entfaltete — und abblühte ohne eine merkliche Beziehung zur europäiſchen und weſtaſiatiſchen Welt. Erſt unſerer Zeit war es beſchieden, dieſes zu ſehen, dieſes nachzuleben, dieſes zu durchſchauen. Das gewonnene Bild einer ſchatten-



DIE MONUMENTALEN GRABBAUTEN DES SYRTISCHEN KULTURKREISES
Blick auf einen kleinen Tumulus am Niger; El Ualedji. Nach Photogr. von L. Frobenius (DIAFE 1908) gez. v. H. Hagler

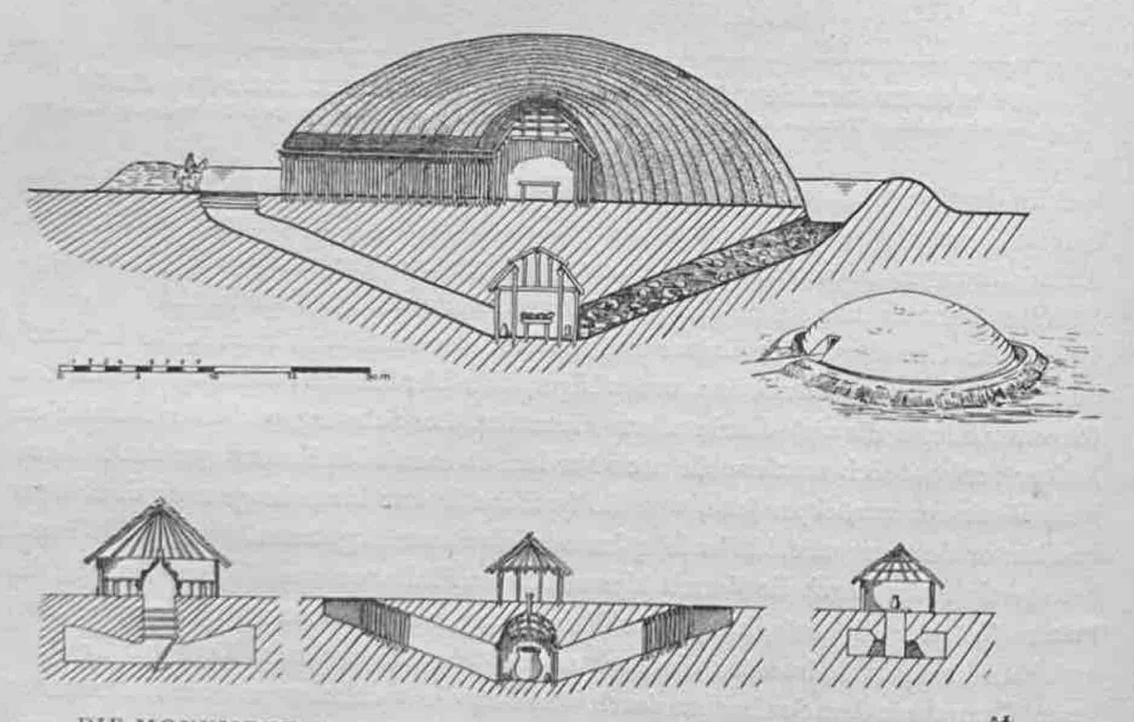
haft in den Nebel unhiſtoriſcher Vergangenheit zurückgetretenen Geſtalt iſt aber deshalb ſo eigenartig, weil hier nicht Zeugniſſe von Stein und Erz, nicht Inſchrift und Aufzeichnungen zeitgenöſſiſcher Kulturverwandter und gar nicht eine Chronologie ſprechen, ſondern nur eigene Erinnerung, Bardenſang und die Erde ſelbſt!

Das iſt das Gewaltige! Die Kultur rang ſich von der mittelländiſchen Küſte hindurch durch die Sahara bis in den Sudan, an den Niger, faßte hier Fuß, und dann lag die Sahara als ſchwerer Riegel für viele Jahrhunderte hinter ihr. Das Schwergewicht der hiſtoriſchen Kultur verſchob ſich mittlerweile nach Norden; als es mit den Kreuzzügen noch einmal nach Weſtaſien zurückpendelte, war die ſyrtiſche Kultur ſchon lange nach dem Niger und hinter die trennende, klaffende, gähnende Sahara zurückgetreten. Nur ganz leiſe und hauchartig raunt durch die Vorzeit hier und da ein Flüſterton von alledem. Perſeus, der ſpätere Gründer Mykenäs, kämpfte in Kleinafrika gegen die Amazonen (Gorgonen uſw.) und befreite dann Andromeda, die Tochter des äthiopiſchen Königs Kepheus. Er führt jenen Kampf mit dem Seedrachen durch, von dem die Nachkommen jener Kulturträger heute noch zu berichten wiſſen (Atlantisausgabe Bd. VI S. 64 ff., 237; bis Kordofan vordringend vgl. Bd. IV). So die griechiſche Sage. Herodot hörte nur dumpf von der Pracht

der Garamanten. Sie ſelbſt aber wiſſen von alledem heute noch zu ſingen und zu ſagen. Der Sang von Gaſſires Laute (Atlantisausgabe Bd. VI S. 53—60) iſt allein ſchon in dieſem Sinne weltgeſchichtliches Dokument.

Aus dem Jahrhunderte hindurch waltenden Schweigen dringt dann die erſte Nachricht aus arabiſchem Munde zu uns. Um 1050 erreichte der islamiſche Reiſende El Bekri den Niger, trifft auf allerhand Königreiche, merkwürdige Geſittung und rieſenhafte Grabdenkmäler, deren Bauart er ſchildert. Dieſe Grabmäler fanden dann die europäiſchen Forſchungsreiſenden in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wieder (Textabbildung S. 121). Und ſeitdem hat noch jeder Reiſende des Nigertales geſtaunt ob der gewaltigen rotbraunen Köpfe, die über dem gelben Sand des Stromufers auftauchen, deren jeder die Leichen eines oder mehrerer Helden oder Könige birgt.

Bis weit zum Tſadſee auf der einen, bis zum mittleren Senegal nach der zweiten und in den Nigerbogen hinein als nach der dritten Richtung reicht das Gebiet dieſer bald gewaltigen und monumentalen, bald kleinen und mehr intereſſanten Grabanlagen. Dem Weſen nach ſind ſie alle eng verwandt. Um die in die Tiefe gelegte eigentliche Leichengruft vier Gänge nach den vier Himmelsrichtungen. Über der Gruft eine Opferkapelle. Die



DIE MONUMENTALEN GRABBAUTEN DES SYRTISCHEN KULTURKREISES
Oben Rekonstruktionsschnitt der Bauten am Niger. — Unten links Grab eines Gurmafürsten, in der Mitte ein Binigrab, rechts Fürstengrab Bussa. (DIAFE 1908 und 1911)



DIE 4 IN DER SYRTISCHEN KULTUR

40. Gräber mit 4 Gängen — 41. Städte mit 4 Toren — 42. Die 4 als Ausdruck des Weiblichen (Die 3 als der des Männlichen)

am Rande der Sahel gelegenen ſind die Monumentalen, die Rieſenhaften. Ein von mir gemeſſener Bau dieſer Art hatte 221,50 m Durchmeſſer am Boden und eine Höhe von 23,25 m. Er war nicht der größte. Dabei hat der Regen ſchon große Maſſen der aus hellgebranntem Lehm beſtehenden Rieſen abgeſchwemmt. Man bedenke, daß die Seitenbreite der großen Pyramide von Gizeh ſeinerzeit auch nur 230,35 m betrug! Der Grabbau von El Ualedji, den ich hier abbilde, iſt einer der kleinſten (vgl. auch Und Afrika ſprach I. S. 23 ff., S. 377/78).

Dieſe Monumente mögen uns Sinnbild des Weſens alter ſyrtiſcher, einer hohen rhizomartig vom Mittelmeer in den Sudan vorgedrungenen Kultur ſein. In ihrer Eigenart vereinigen ſich viele Symptome. Die vier Gänge entſprechen den vier Toren der alten Burgſtädte, der myſtiſch mit allem weiblichen verbundenen Vier. (Siehe Karte 40—42.) Im Gang unter die Erde wiederholt ſich das Geſetz des Lebens. Und das Leben ſteigt telluriſch aus der Tiefe wieder in die Höhe, zur Oberfläche empor. Über dem Grab erhebt ſich die Kapelle.

Gewaltig und herrlich ſind die Geſänge, die um dieſe Totenhallen einſt erklangen und deren mancher noch in letzter Stunde vor ewiger Vergessenheit gerettet werden konnte. Nicht nur hiſtoriſcher Tiefe nach, nein, ganz anders noch wegen der Wucht dramatiſchen Stoffes gehören ſie unter die herrlichſten Schöpfungen der Weltdichtung. Hier brandet Weitengefühl am Leben und zerbricht die Schranken von allem engen Tierhaften. Wie Rieſen des Urwaldes ragen die Schickſale dieſer Helden empor und — vergehen nicht im hamitiſch-chthoniſchen Sinne, ſondern werfen den Körper ab und leben wie ein himmelhoch lodberndes Feuermeer über den Tod hinweg in die Herrlichkeit telluriſcher Seelenweite.

Als Samba Gannas Grabbau vollendet iſt und der Blick von den Spitzen des Rieſenbaues bis nach Wagana reicht (Paideuma S. 38, Atlantisausgabe VI, S. 72 ff.), da lacht

endlich Annalja Tu-Bari und ſagt: „Nun geht ihr alle, ihr Ritter und Fürſten auseinander, verbreitet euch über die ganze Erde und werdet zu Helden gleich Samba Ganna.
Annalja Tu-Bari lachte noch einmal und ſtarb. Sie ward neben Samba Ganna in der Leichenkammer des Grabberges beſtattet.
Die achtmal achthundert Fürſten und Horro zogen aber von dannen, jeder in eine Richtung, kämpften und wurden große Helden.“

Z E G A

TAFELN



TAFEL 59
Landschaftsbilder aus der Zega. Buschsteppe mit Lateritgeröll in Beledugu zwischen Senegal und Niger. L. Frobenius phot. DIAFE 1908



TAFEL 60
Landschaftsbilder aus der Zega. Freie Steppe bei Sansannu Mangu in Nordtogo.
L. Frobenius phot. DIAFE 1908

TAFEL 61

Landschaftsbilder aus der Zega. Der Nigerstrom, die Steppe nördlich Bamakos durchziehend. L. Frobenius phot. DIAFE 1908



TAFEL 62

Baustile der Zega. Die Tukul (eigentlich Toqul) bei den Mande im Gebiet des oberen Niger. L. Frobenius phot. DIAFE 1908







TAFEL 63
Baustile der Zega. Der Tukul und die durch ihn gebotenen Architekturbilder. Winkel in Dörfern der Losso, Nordtogo. Fr. Nansen des. DIAFE 1909



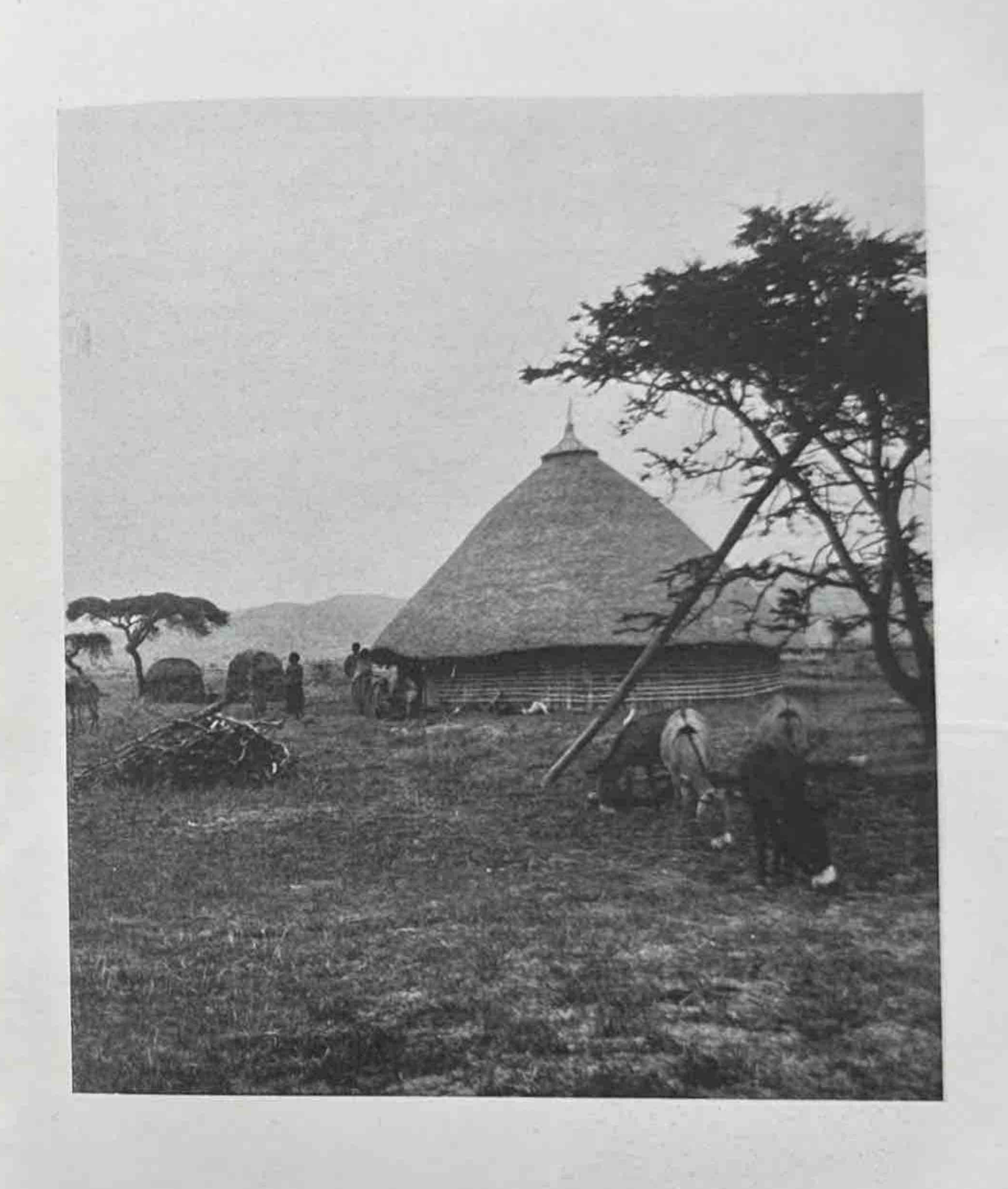


TAFEL 64

Baustile der Zega. Der Tukul und die durch ihn gebotenen Architekturbilder. Winkel in Dörfern der Losso, Nordtogo, Fr. Nansen des. DIAFE 1909

TAFEL 65

Baustile der Zega. Der Tukul bei den Galla im nordwestlichen Afrika. Nach Original-photo von Friedrich J. Bieber.





TAFEL 66

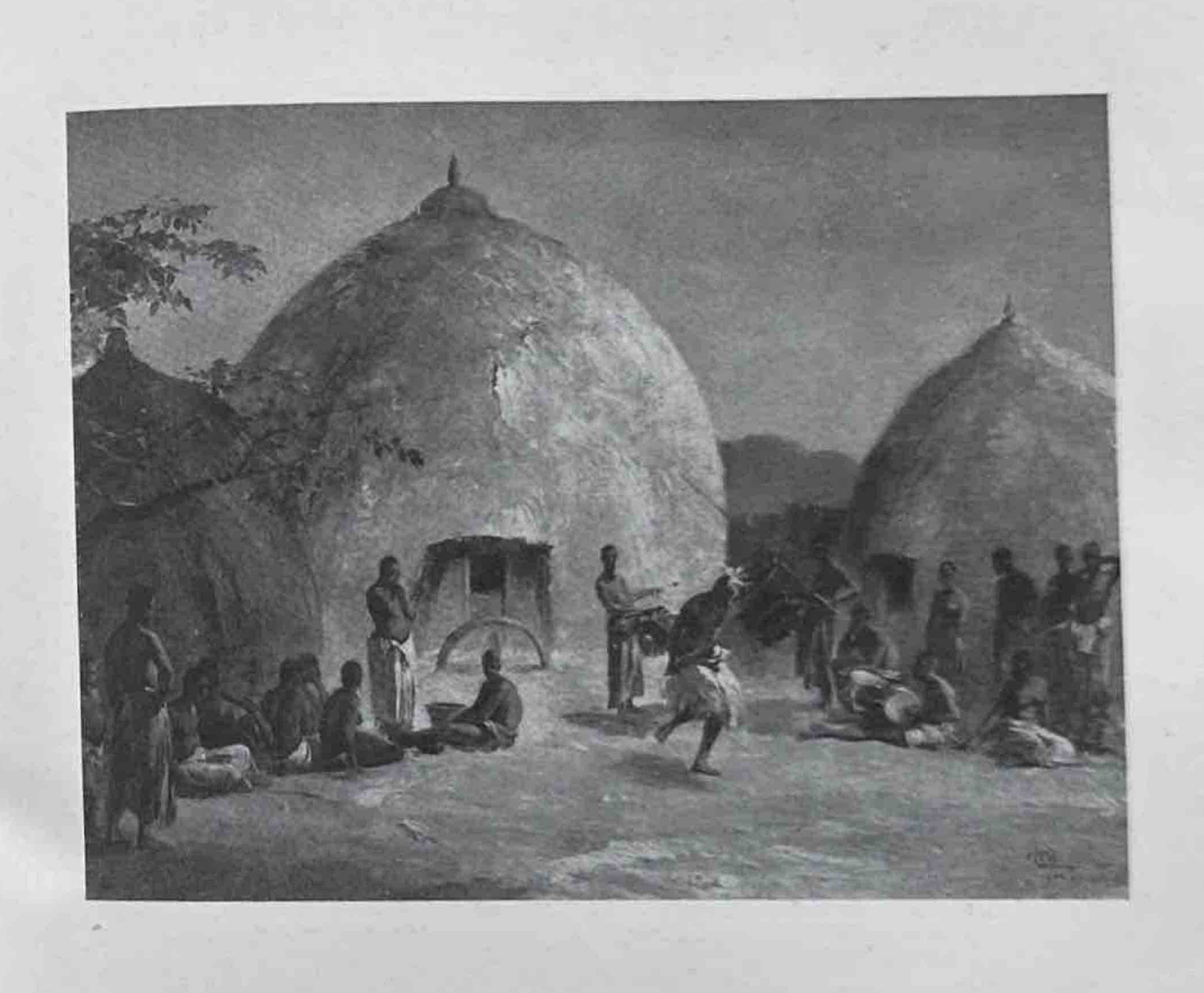
Baustile der Zega. Der Tukul im fürstlichen Gehöft der Bimbila in Nordtogo.



TAFEL 67
Baustile der Zega. Der Tukul als fürstlicher Bau in Kaffa, Nordostafrika. Innenhof zu Dschirren und Torhaus des Königs Abba Dschiffar. Friedrich J. Bieber phot.

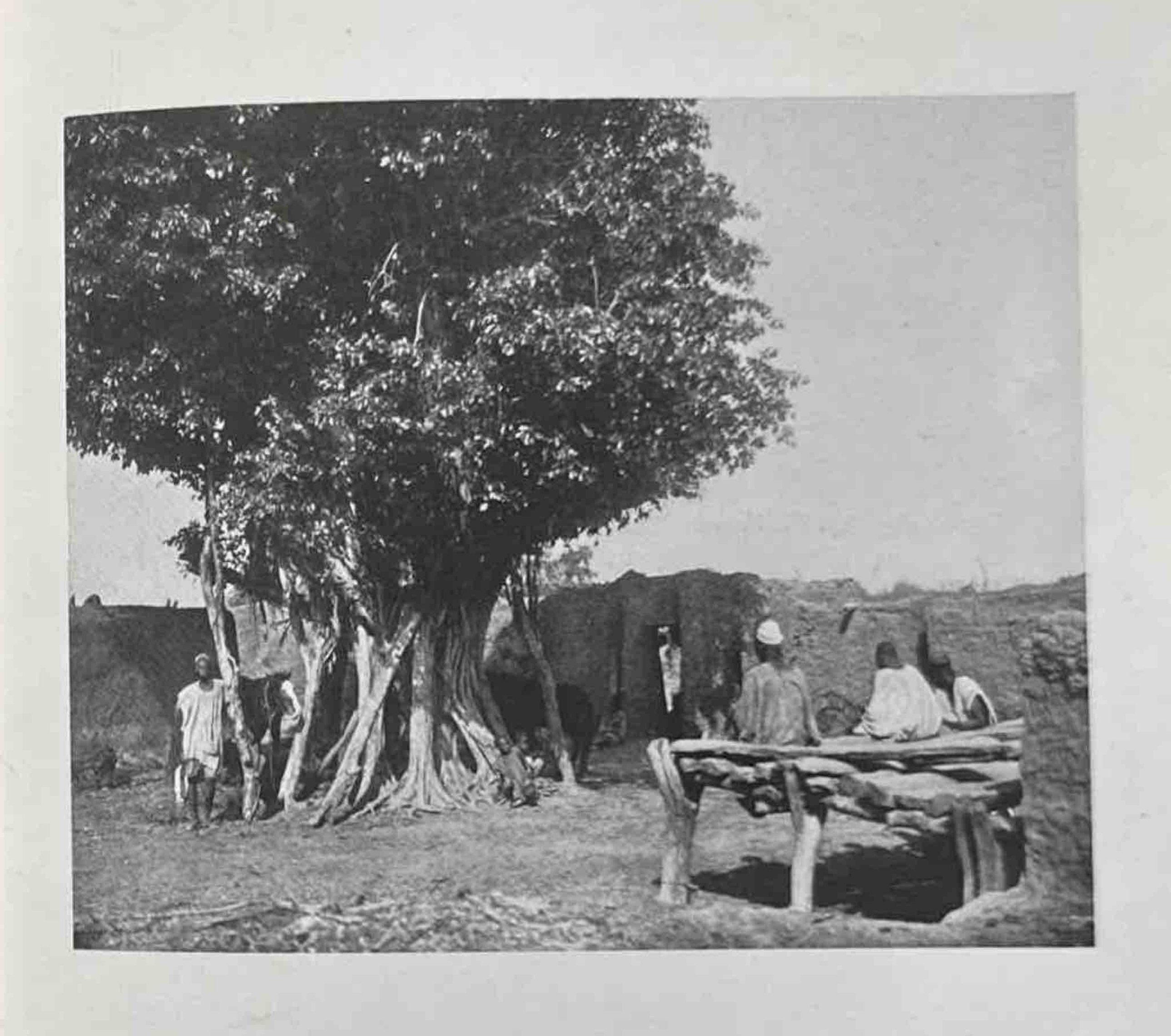
TAFEL 68

Baustile der Zega. Der Tukul als fürstliches Gebäude bei den Kanioka im südlichen Kongo-Sankurrubecken. H. M. Lemme pinx. DIAFE 1906



TAFEL 69

Baustile der Zega. Flachbauten der Bamana in Kumi (Beledugu). Rechts eine Galla, d. h. ein Pfahlrost als Aufenthaltsort und Versammlungsstätte der alten Leute. (Vergl. Textabbildung S. 89 Nr. 4.) L. Frobenius phot. DIAFE 1907



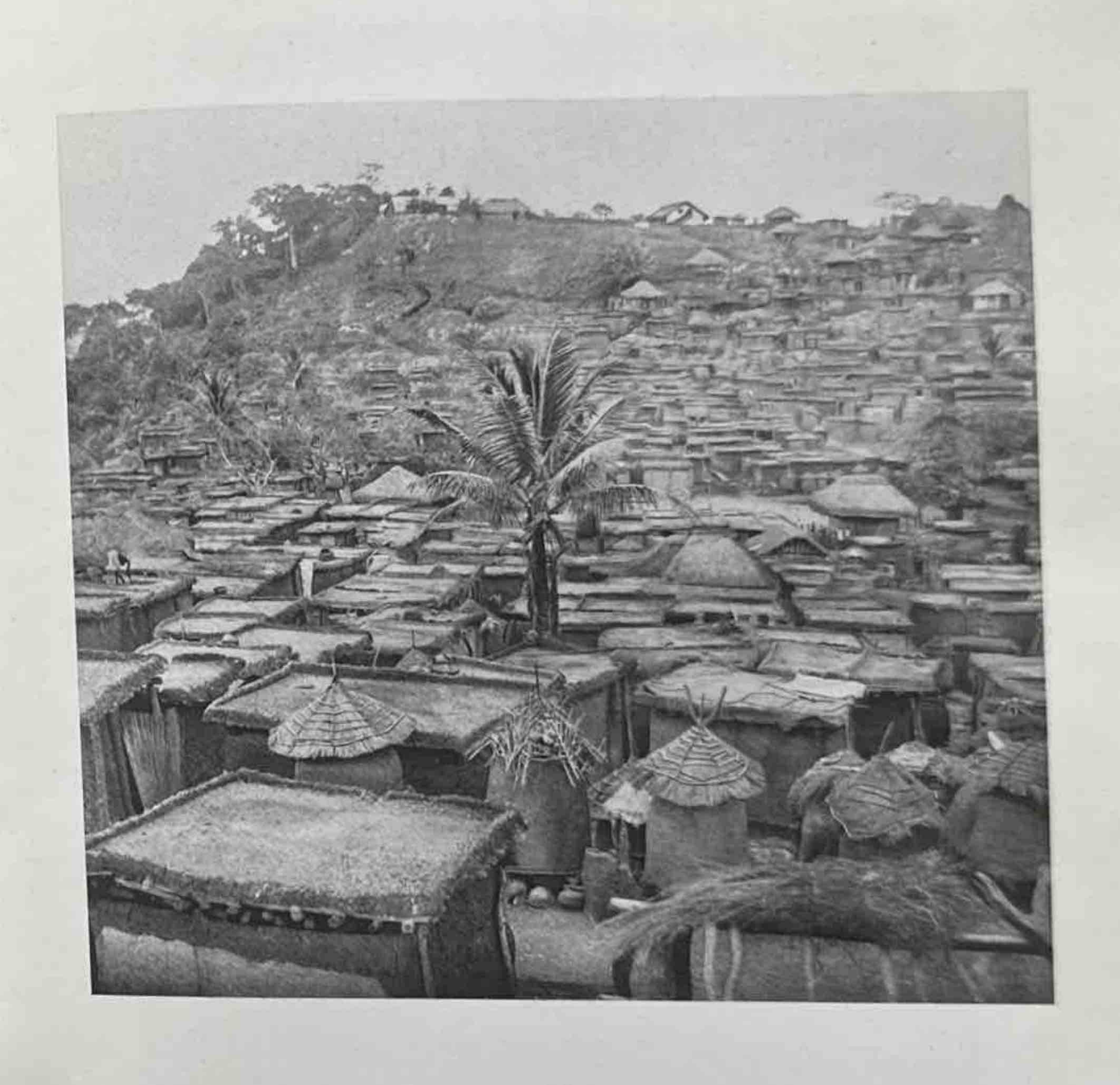
TAFEL 70

Baustile der Zega. Flachbauten der Bamana bei Segu am Niger. L. Frobenius phot.
DIAFE 1907



TAFEL 71

Baustile der Zega. Flachbauten in Agbafo im südlichen Togo



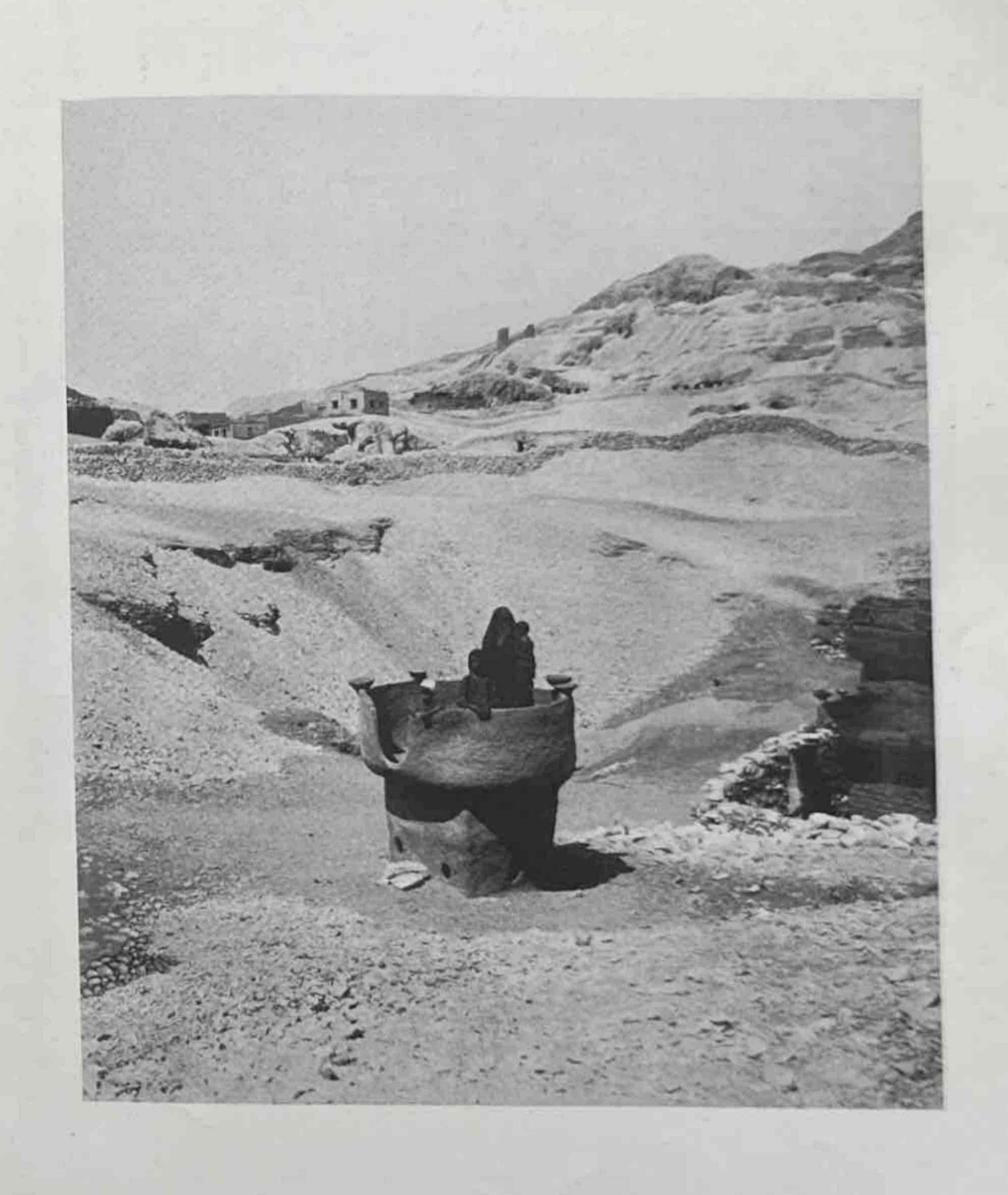
TAFEL 72

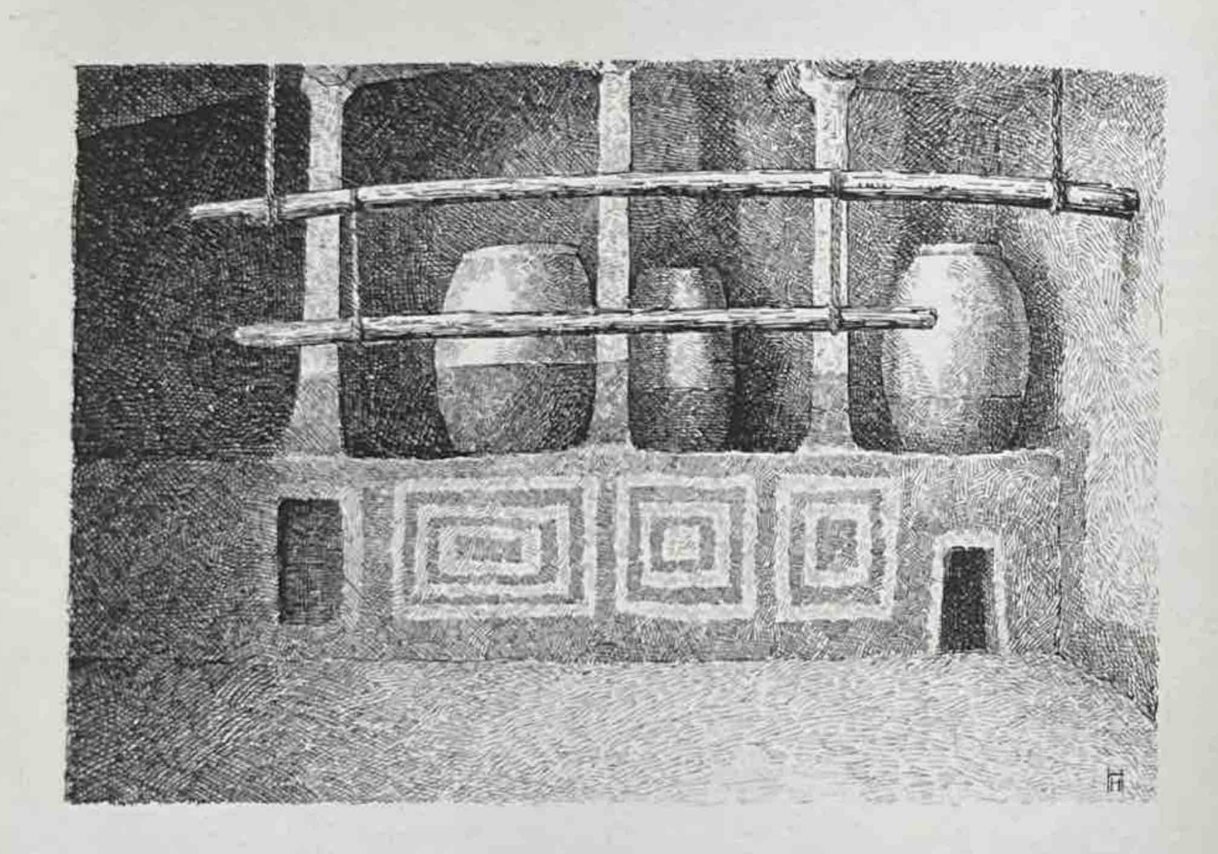
Der Lehm in der Architektur der Nordafrikaner. Ofen mit Lehmschrank der Tigreleute in Hamassen, Nordabessynien. Mario Passarge phot. DIAFE 1915



TAFEL 73

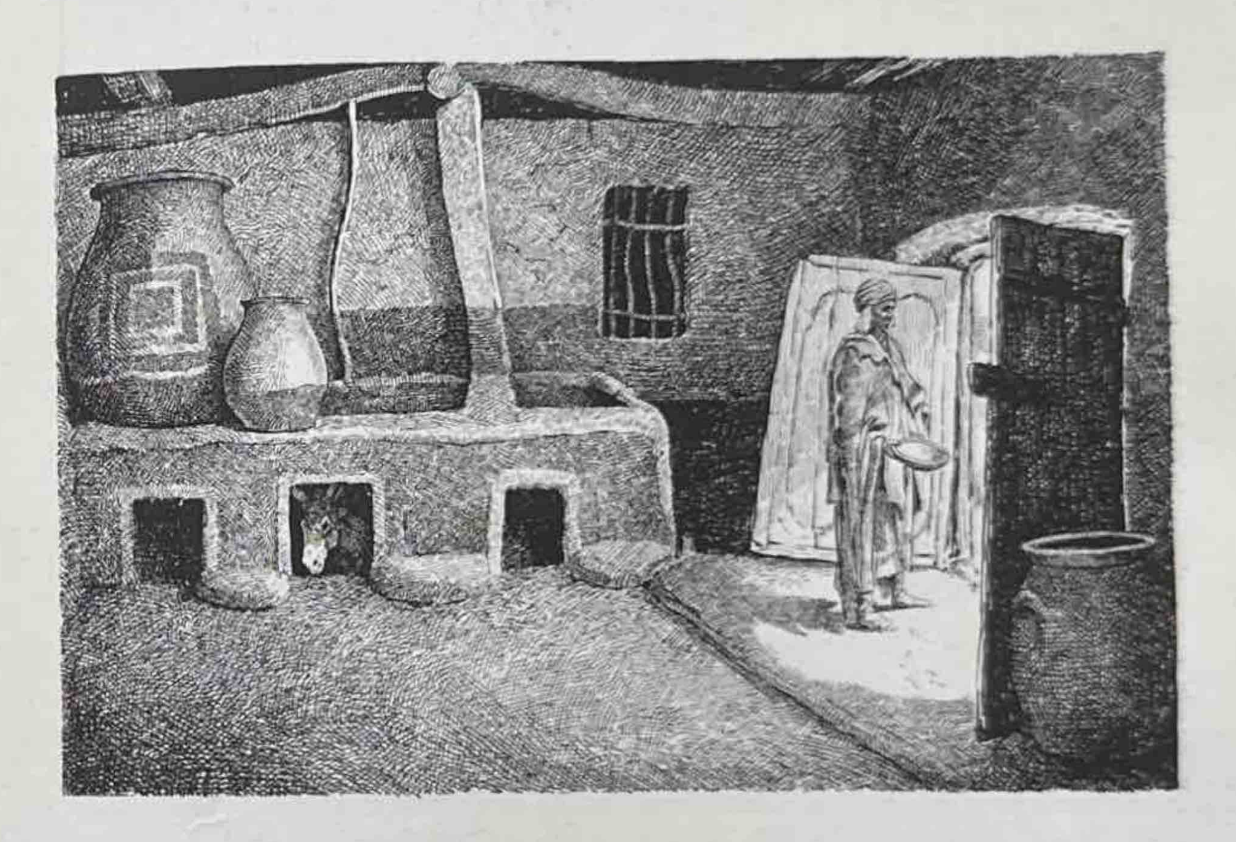
Der Lehm in der Architektur der Nordafrikaner. Schlafbecken der Fellachen von Theben in Ägypten. L. Frobenius phot. DIAFE 1912





TAFEL 74

Der Lehm in der Architektur der Nordafrikaner. Krugbank in einem Hause der Kabylen im algerischen Gebirge. Nach Aquarellskizze N. v. Stettens DIAFE 1914 gez. v. H. Hagler.



TAFEL 75

Der Lehm in der Architektur der Nordafrikaner. Urnenbank über dem Viehstall in einem Hause der Kabylen im algerischen Gebirge. Nach Aquarell N. v. Stettens DIAFE 1914 gez. v. H. Hagler.

TAFEL 76

Der Lehm in der Architektur der Nordafrikaner. In Relief verzierter Lehmspeicher und links sowie im Hintergrunde Lehmregale in einem Haus der Schauja zwischen Kabylie und Aures. Carl Arriens pinx. DIAFE 1914



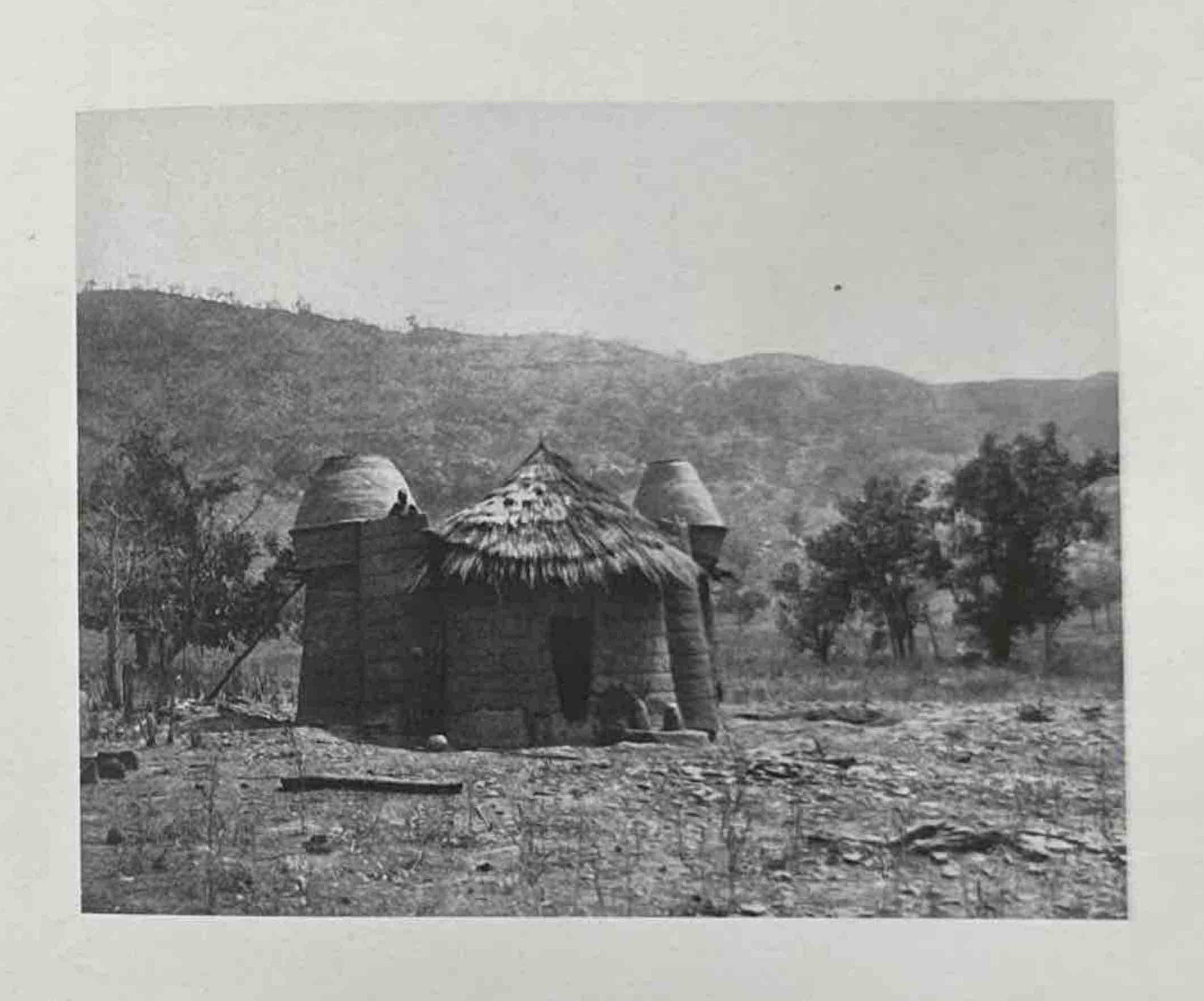
TAFEL 77

Der Lehm in der Architektur des syrtischen Kulturkreises (Westsudan). Mit Relief (vergl. Textabbildung S. 163) geschmückte Fassade des Priesterhauses in Kani Kombole des Tombe-Habegebietes. Südlich Homburiberge im Nigerbogen. L. Frobenius phot. DIAFE 1908



TAFEL 78

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Tamberma im nördlichen Togo. L. Frobenius. DIAFE 1909



TAFEL 79

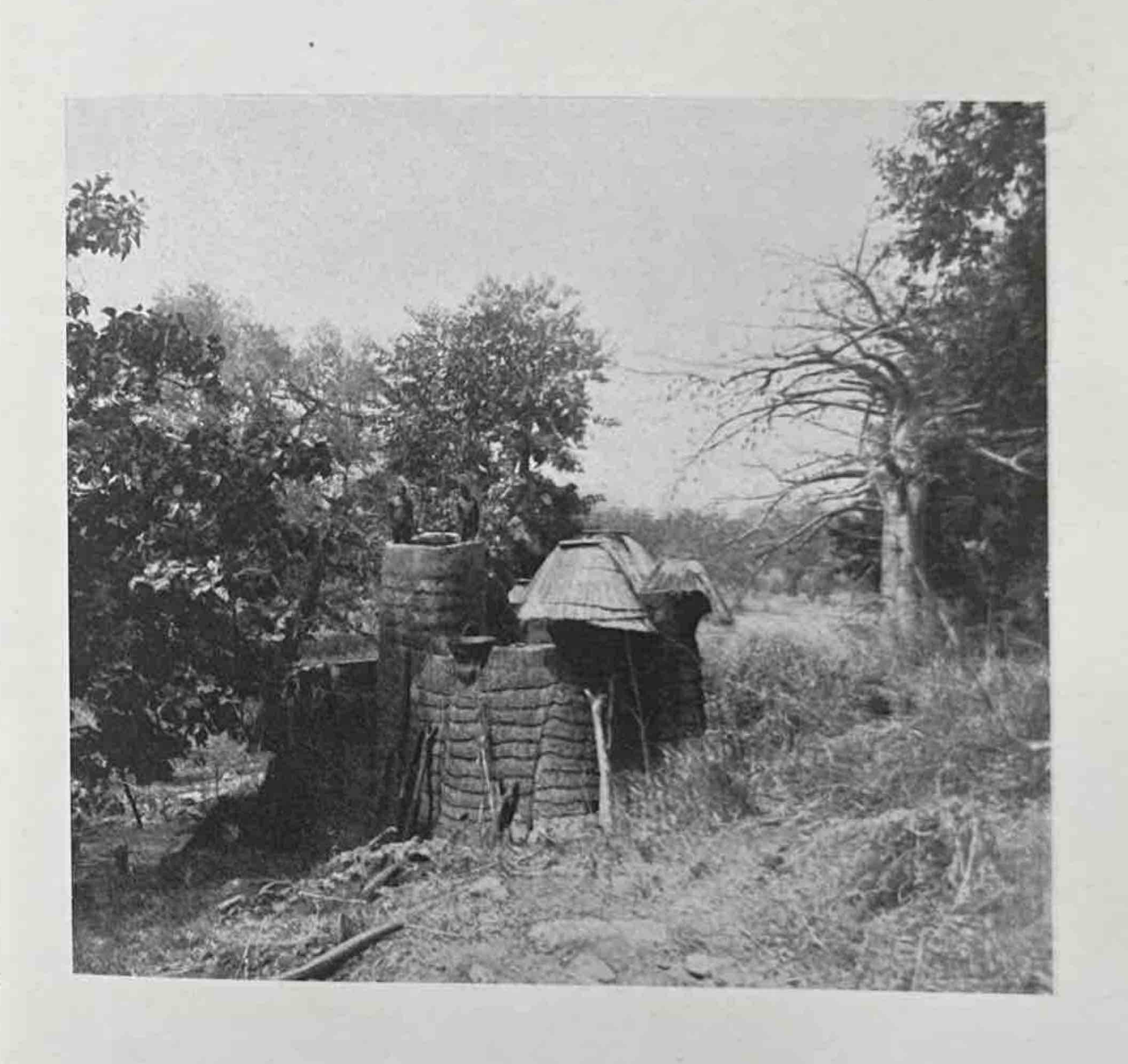
Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Tamberna im nördlichen Togo. Vor dem Portal die heiligen Phallusaltäre. L. Frobenius phot. DIAFE 1909



TAFEL 80

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Ssola im nördlichen Togo.

L. Frobenius phot. DIAFE 1909



TAFEL 81

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Ssola im nördlichen Togo.
L. Frobenius phot. DIAFE 1909



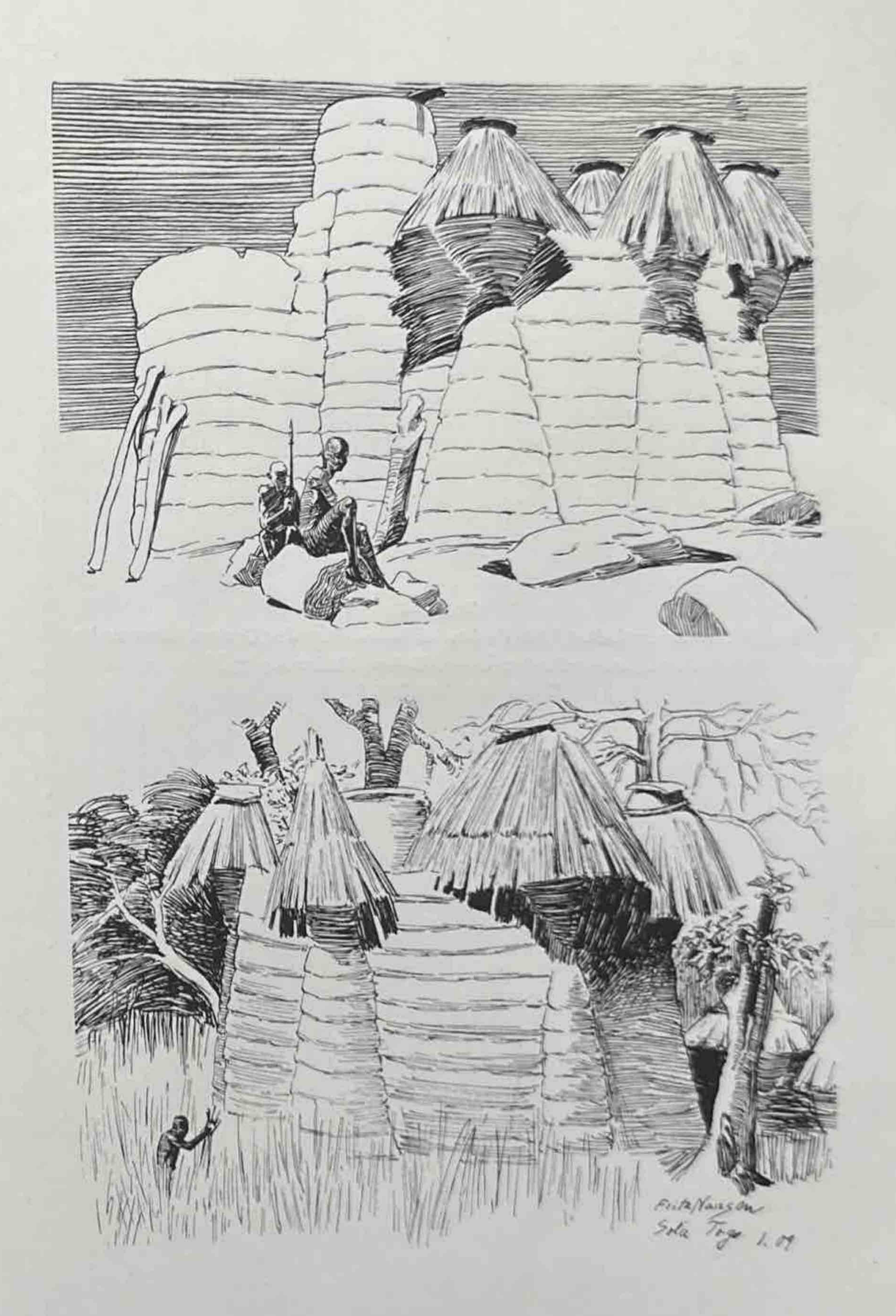
TAFEL 82.

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burgen der Ssola im nördlichen Togo. L. Frobenius phot. DIAFE 1909



TAFEL 83

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burgen der Ssola im nördlichen Togo. Fr. Nansen des. DIAFE 1909


Fritz Nansen
Sola Togo 1. 09

TAFEL 84

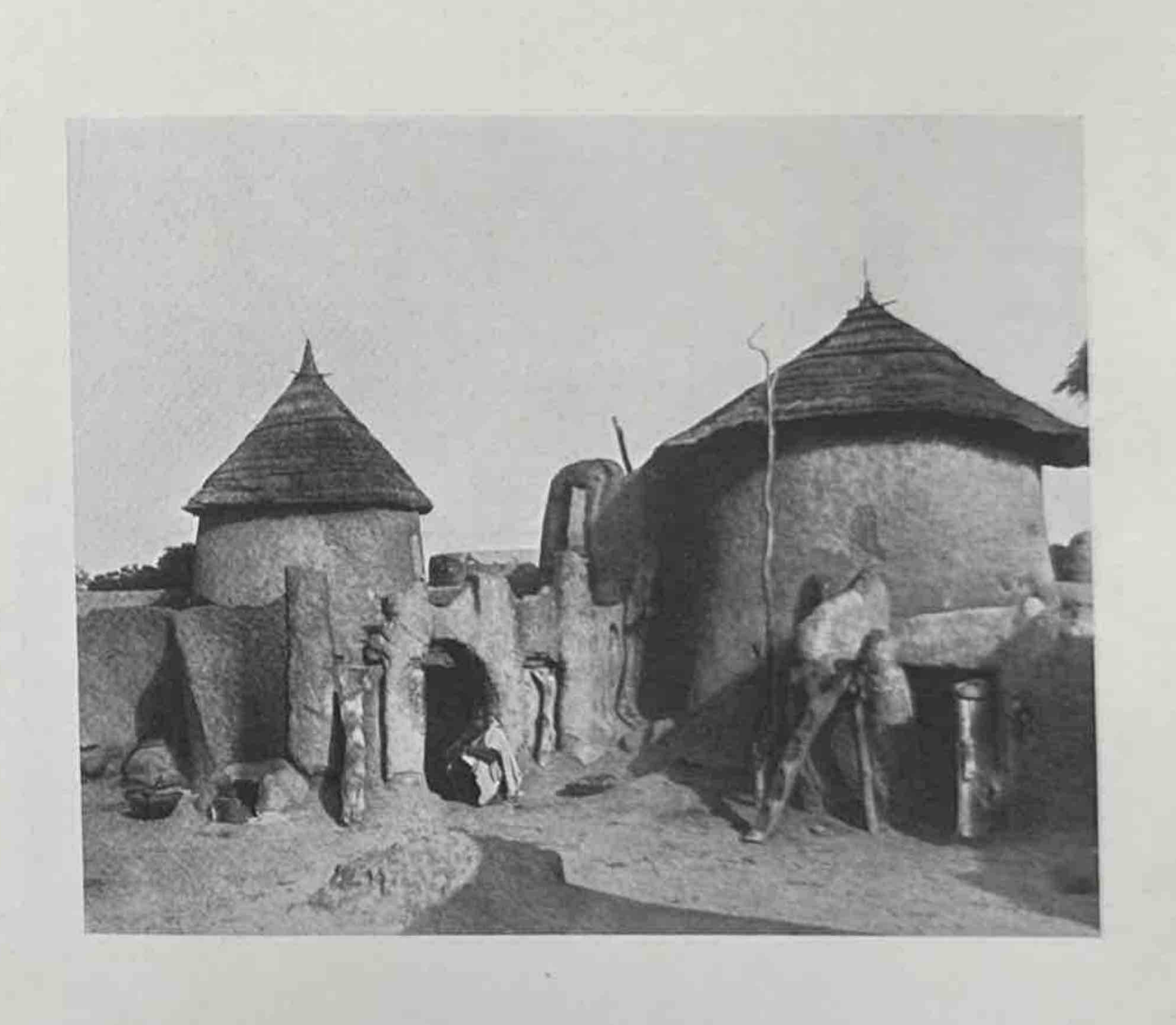
Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Gurunsi im zentralen Voltabecken. Man beachte den hohen Küchenabfallhaufen im Hintergrunde.

Fr. Nansen phot. DIAFE 1908



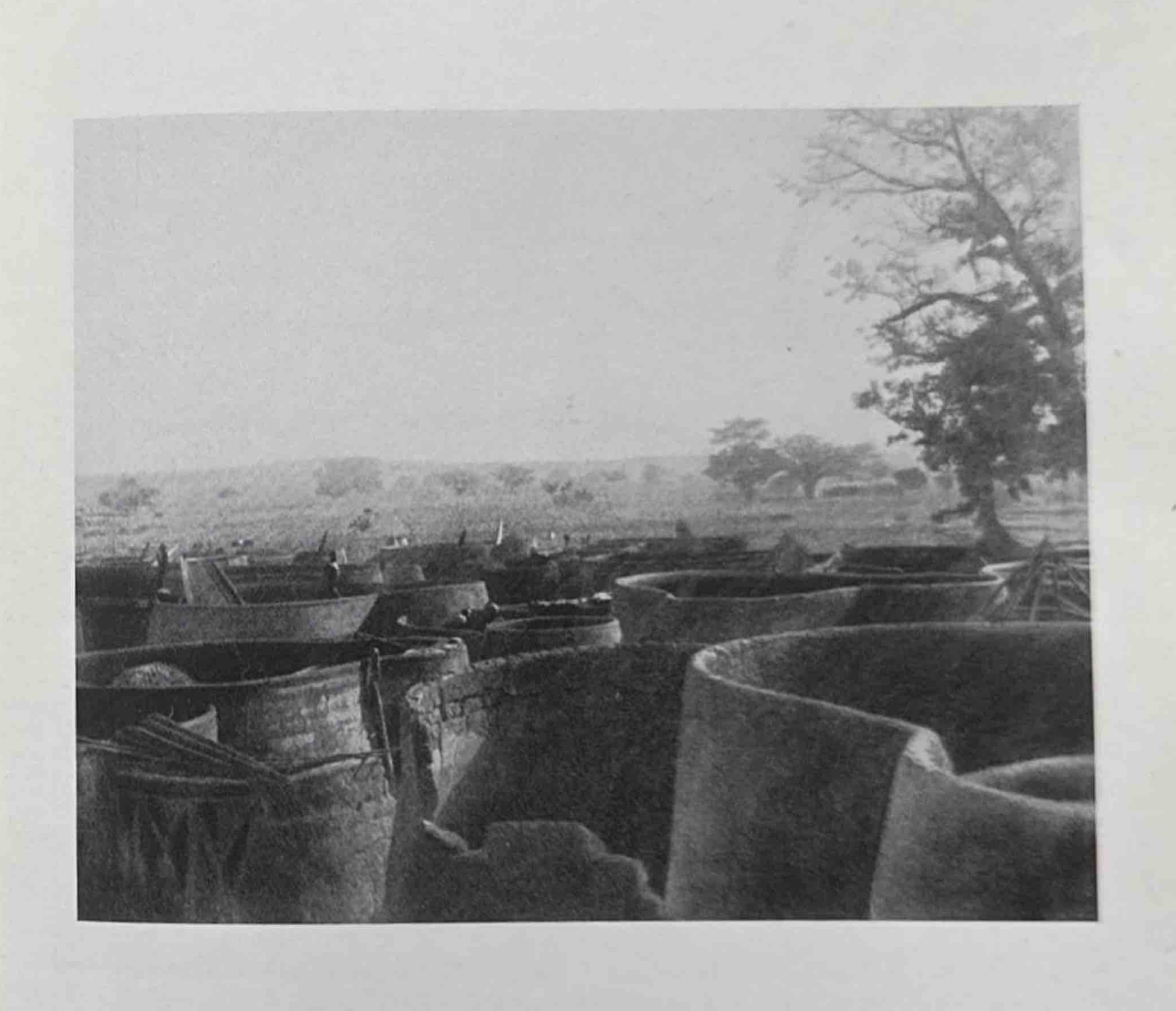
TAFEL 85

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Eingang in eine Burg der Gurunsi. Zentrales Voltabecken. Fr. Nansen phot. DIAFE 1908



TAFEL 86

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Auf den Dächern einer umfangreichen Burg der Gurunsi. Man beachte die Wandmalerei in der linken Ecke des Vordergrundes. Fr. Nansen phot. DIAFE 1908



TAFEL 87

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Gurunsi im zentralen Voltabecken. Fr. Nansen phot. DIAFE 1908



TAFEL 88

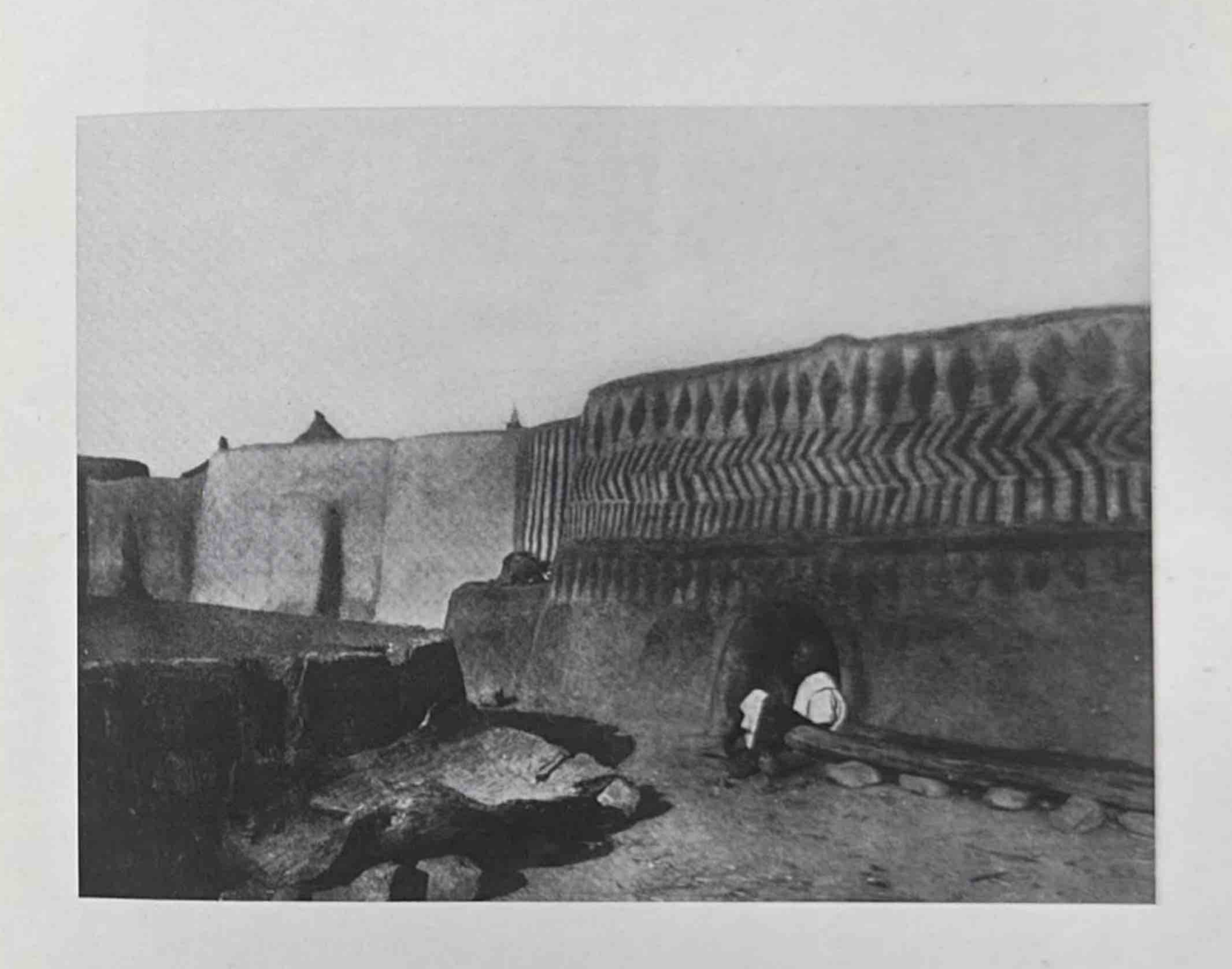
Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Gurunsi im zentralen Voltabecken mit bemalten Hauswänden. Fr. Nansen phot. DIAFE 1908



TAFEL 89

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Gurunsi im zentralen Voltabecken. Monumental bemalte Fassade mit gerundetem Einschlupfportal.

Fr. Nansen phot. DIAFE 1908



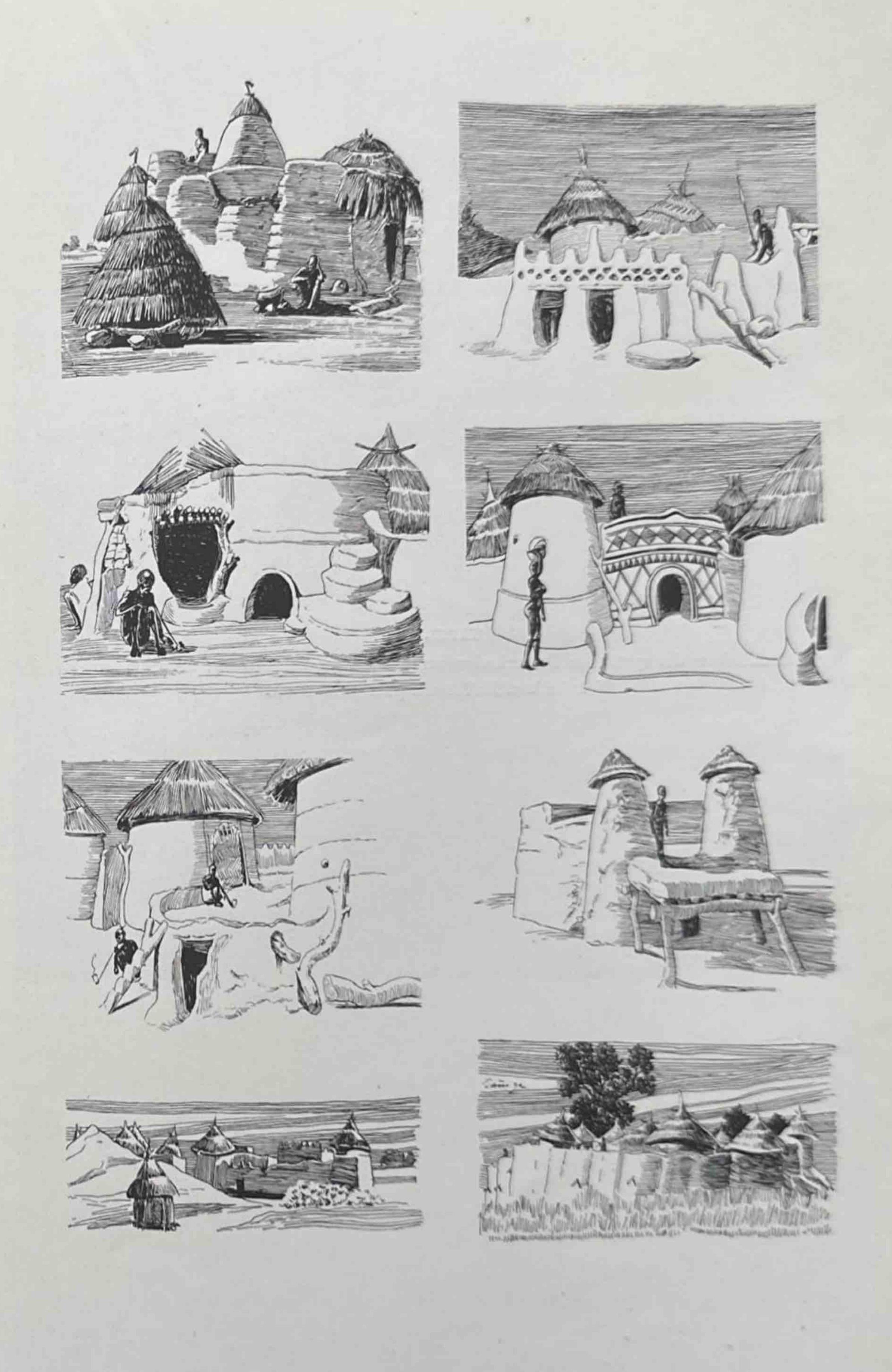
TAFEL 90

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Gurunsi im zentralen Voltabecken. Inneres. Man beachte die Holzkonstruktion, die Verwendung des schmiegsamen Lehms und die gerundete, niedere Durchschlupftür. Nach Zeichnung von Fr. Nansen, DIAFE 1908 gez. v. H. Hagler.



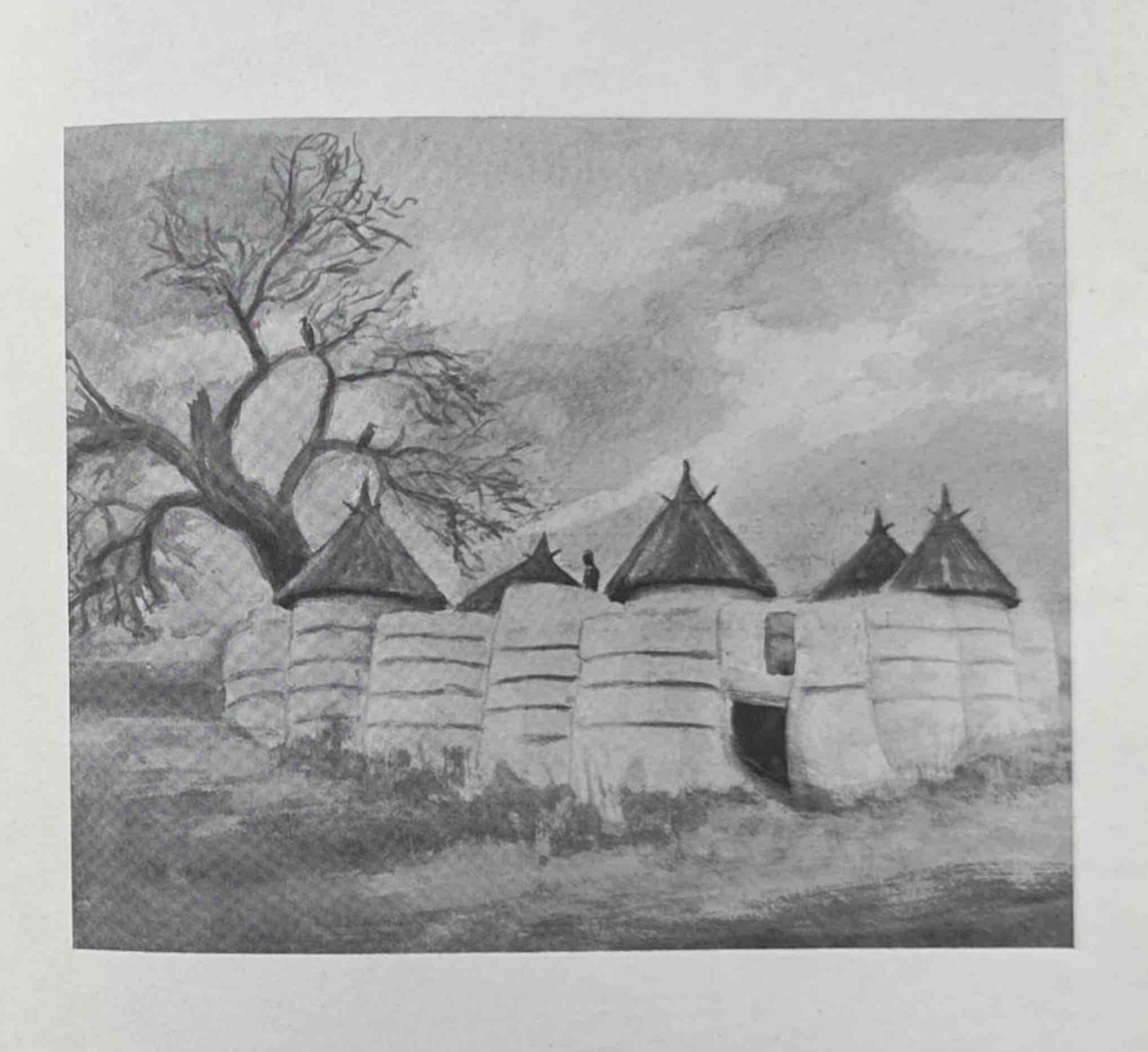
TAFEL 91

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Bilder aus dem Formreichtum des Burgbaues der Gurunsi (zentrales Voltabecken). Fr. Nansen des. DIAFE 1908



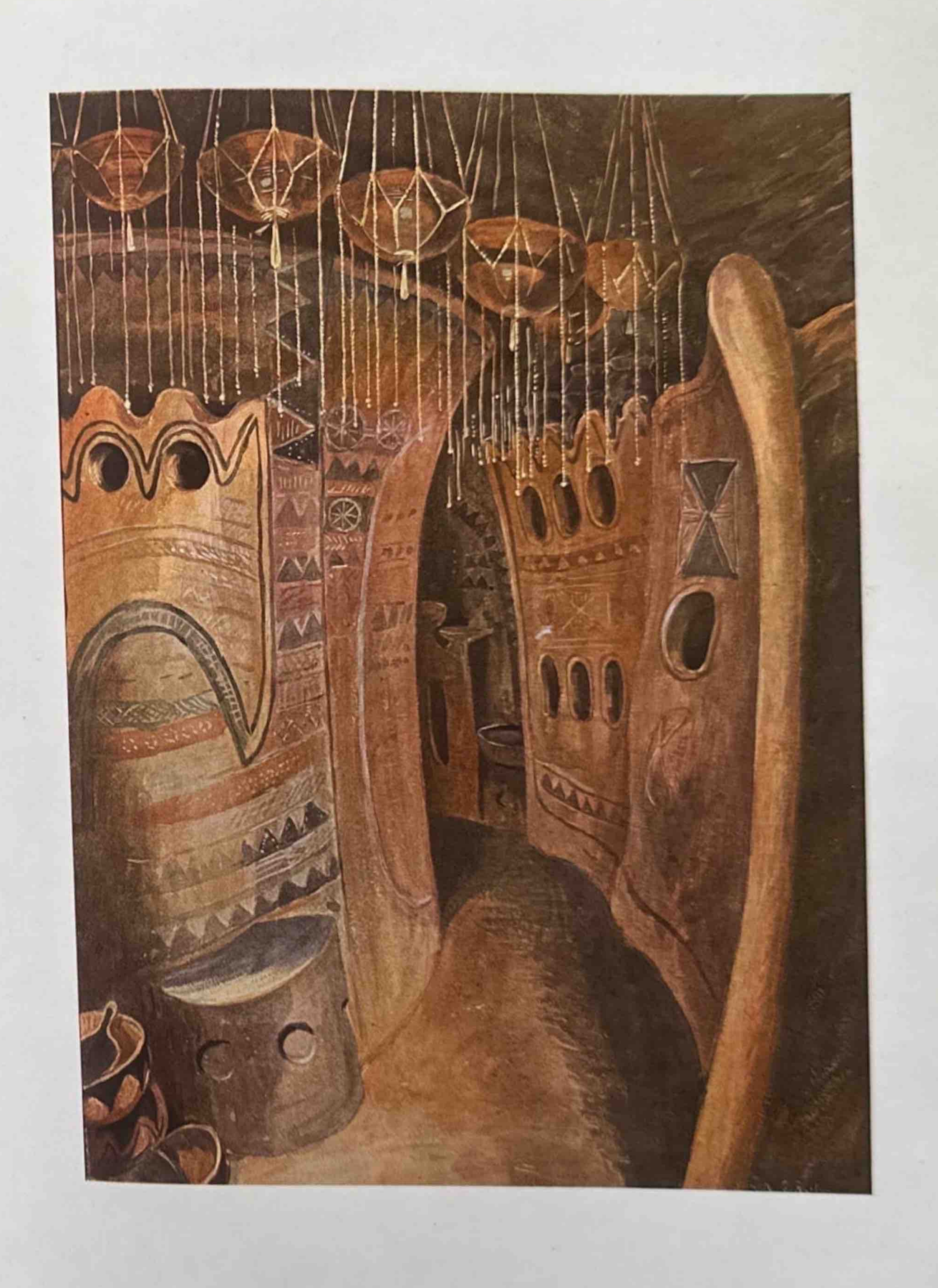
TAFEL 92

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Gurunsi im zentralen Voltabecken. Fr. Nansen pinx. DIAFE 1908



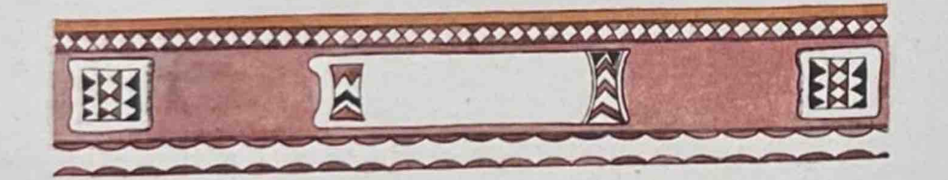
TAFEL 93

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Inneres eines Hauses in Djenn am englischen Benue. Höhe der Verwendung des schmiegsamen Lehms zu Doppelwänden und „Wandtaschen“. Bemalung der fast polierten Wände. Von der Decke hängen Kürbisschalen herab zum Schmuck. C. Arriens pinx. DIAFE 1911









TAFEL 94

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Lehmplastik und Wandbemalung im Farotale des nördlichen Kamerun. Oben: Bodenrelief und Saatbecken, unten Wandbemalung. C. Arriens des. DIAFE 1911

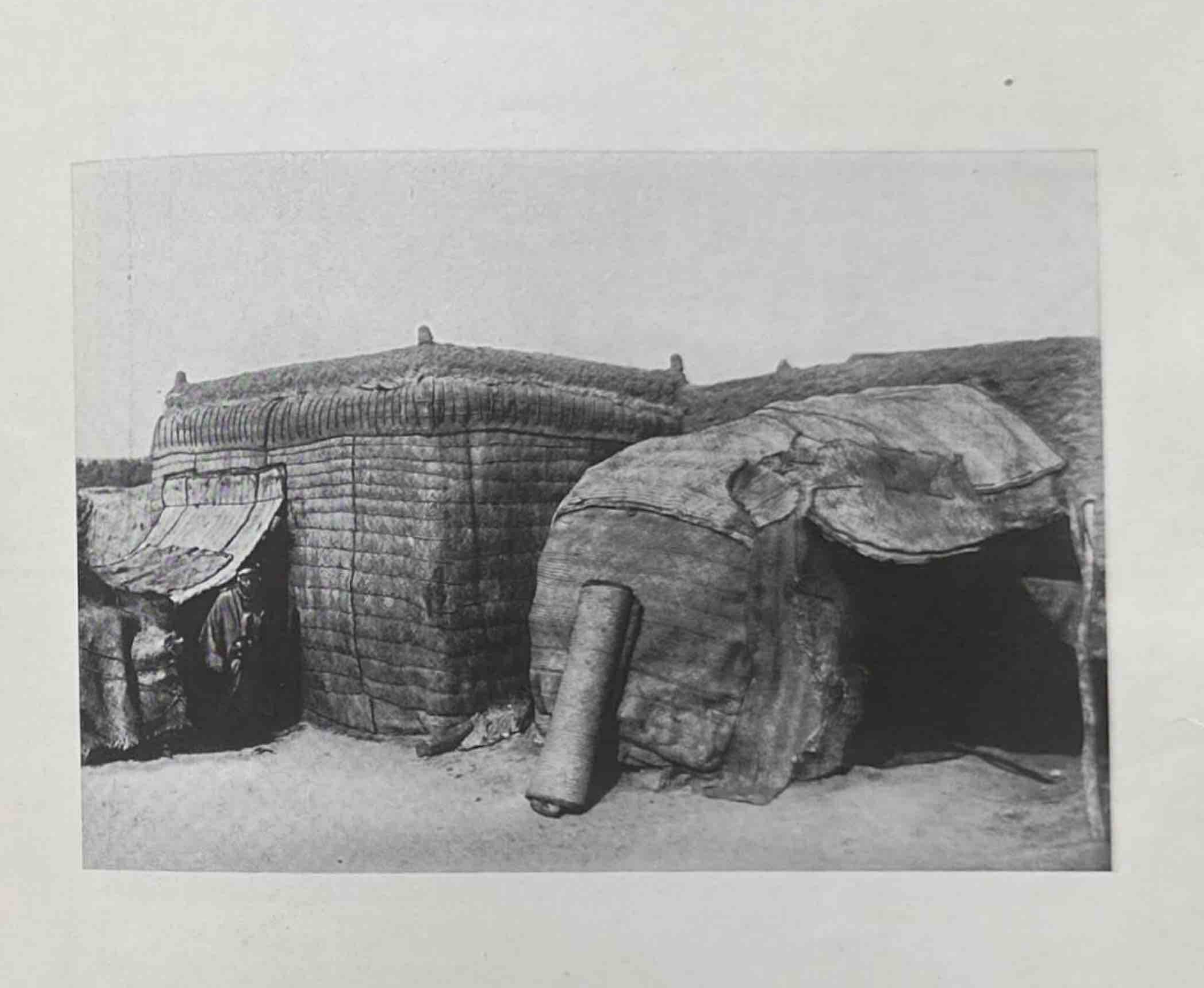


TAFEL 95

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. In Lehm aufgeführte und bemalte Zwischenwände (zwischen Tür und Bett mit oben angesetzten Schalen. Farotal im nördlichen Kamerun. C. Arriens des. DIAFE 1911

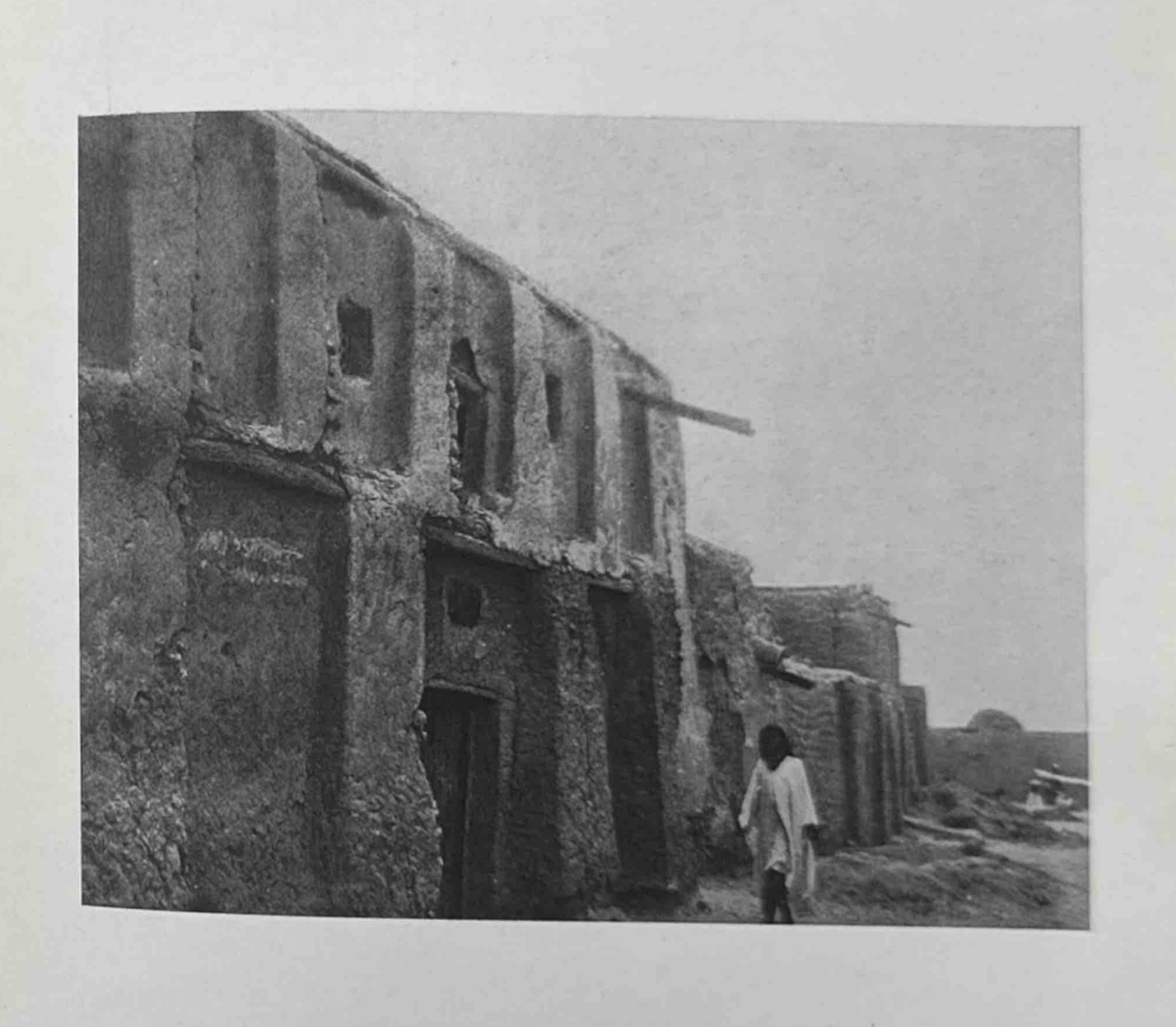
TAFEL 96

Architektur der Städte des Sudan. Die ursprünglichen Hausformen der Stadt Timbuktu. Links das äthiopische Holzgerüstgebäude zur Wandbildung benäht mit Matten, zur Deckenbildung geschlagener Lehm. Rechts das hamitische Bienenkorbhaus mit Mattendeckung. L. Frobenius phot. DIAFE 1908



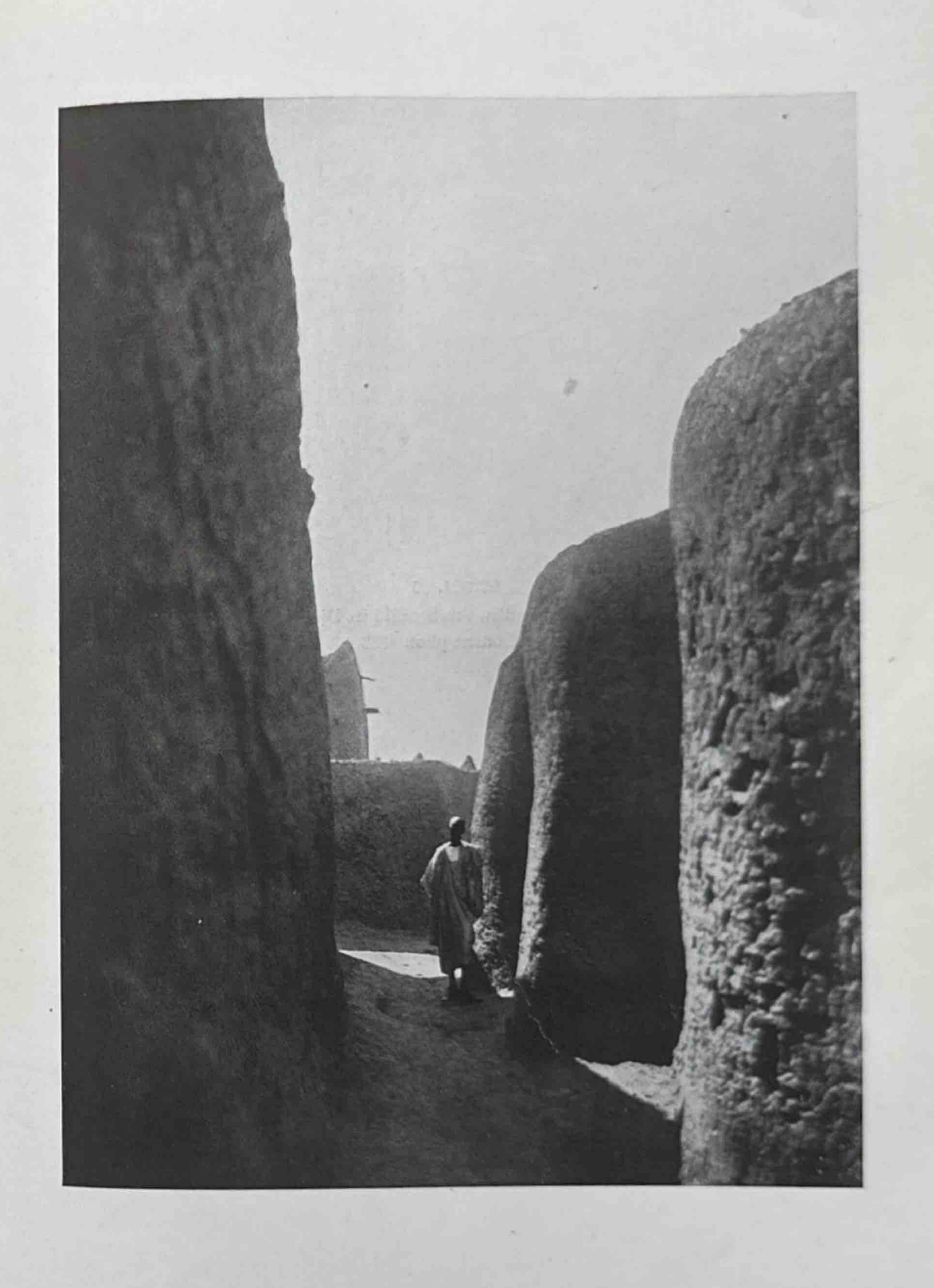
TAFEL 97

Architektur der Städte des Sudan. Die junge Luftziegelbauweise in Timbuktu. Das Haus, in dem 1854 der deutsche Forschungsreisende Dr. Heinrich Barth, der wissenschaftliche Entdecker Timbuktus, wohnte.



TAFEL 98

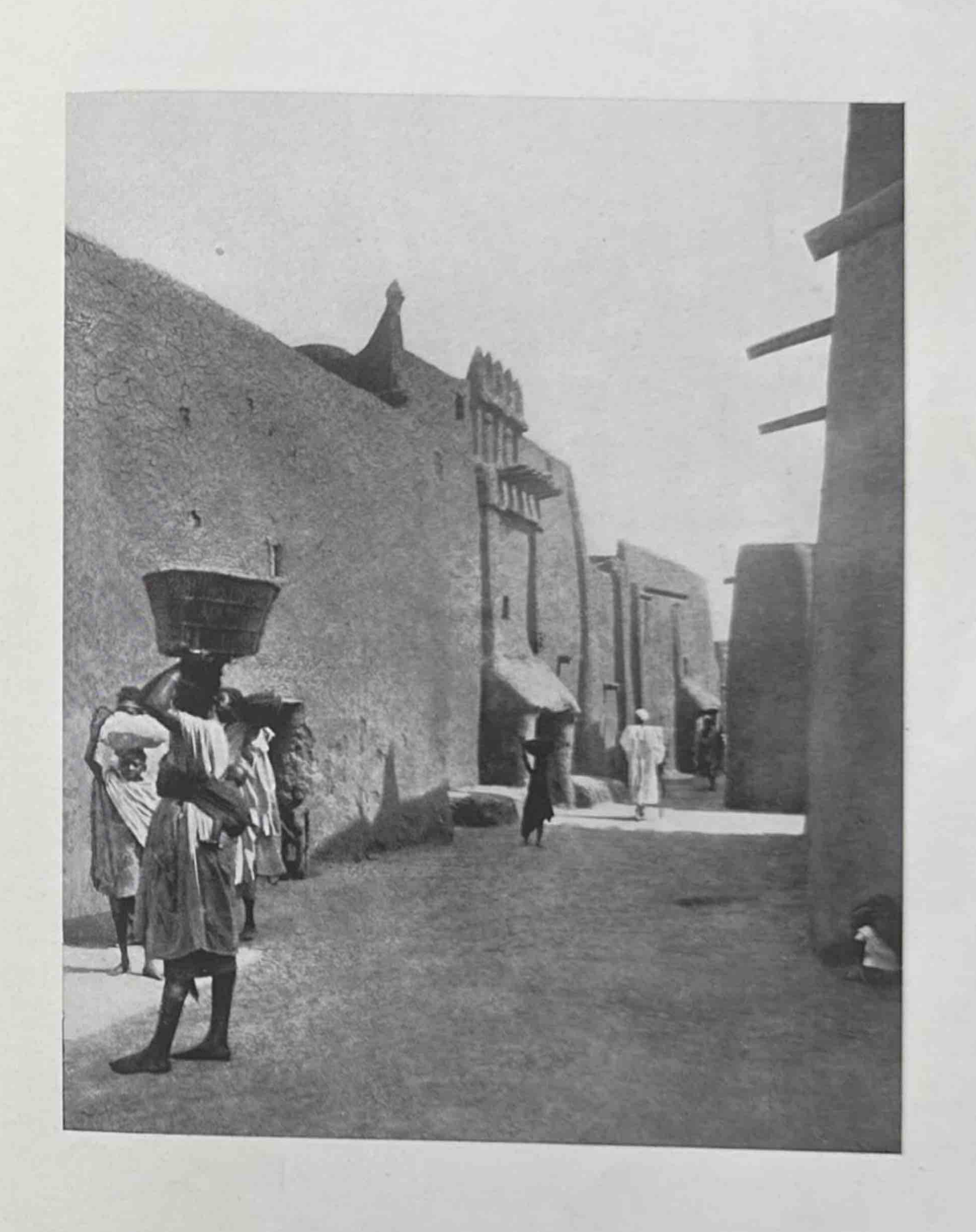
Architektur der Städte des Sudan. Straßenbild in Bamako am Niger. Im Hintergrunde die Moschee. L. Frobenius phot. DIAFE 1907



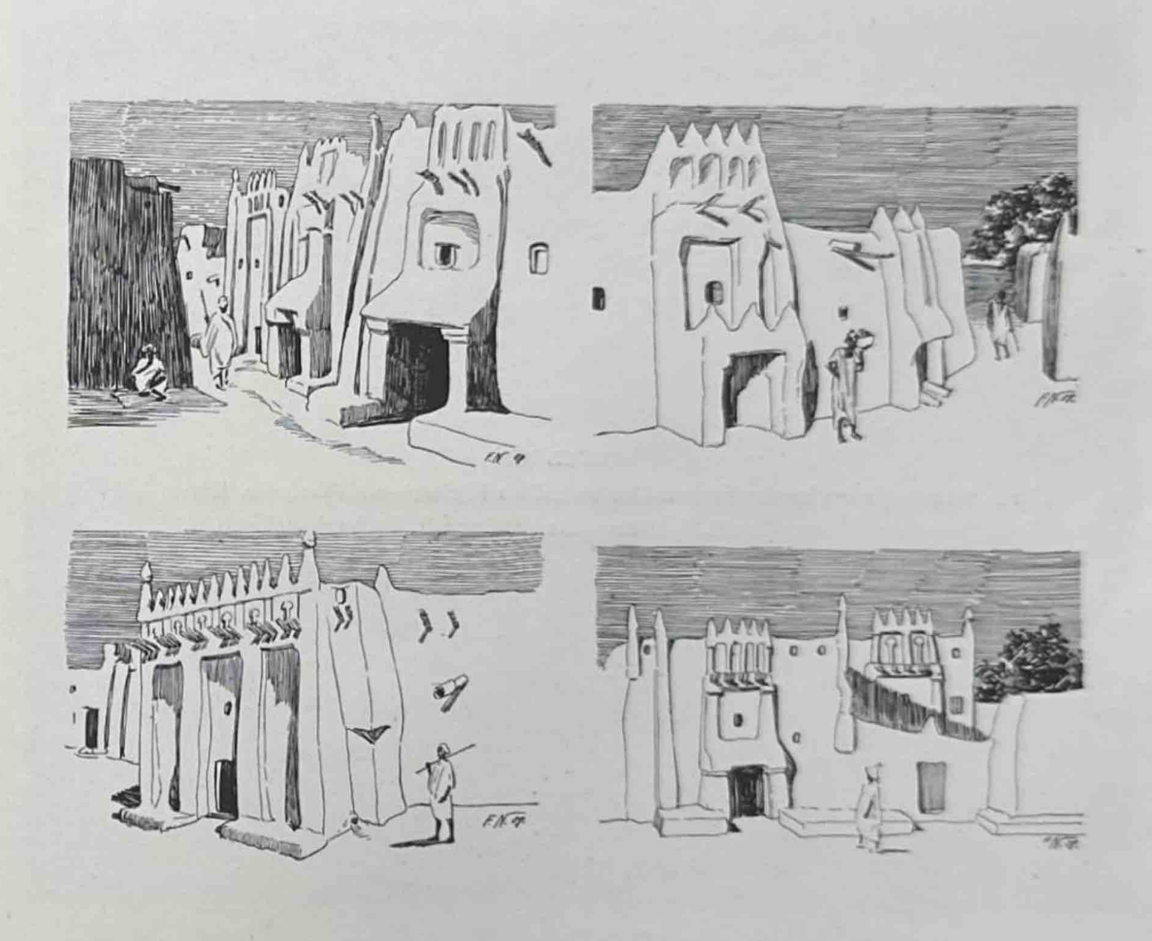
TAFEL 99

Architektur der Städte des Sudan. Straßenbild in Djenne am Niger-Bani

Fr. Nansen phot. 1908



TAFEL 100
Architektur der Städte des Sudan. Häuser in Djenne am Niger-Bani.
Fr. Nansen des. DIAFE 1908



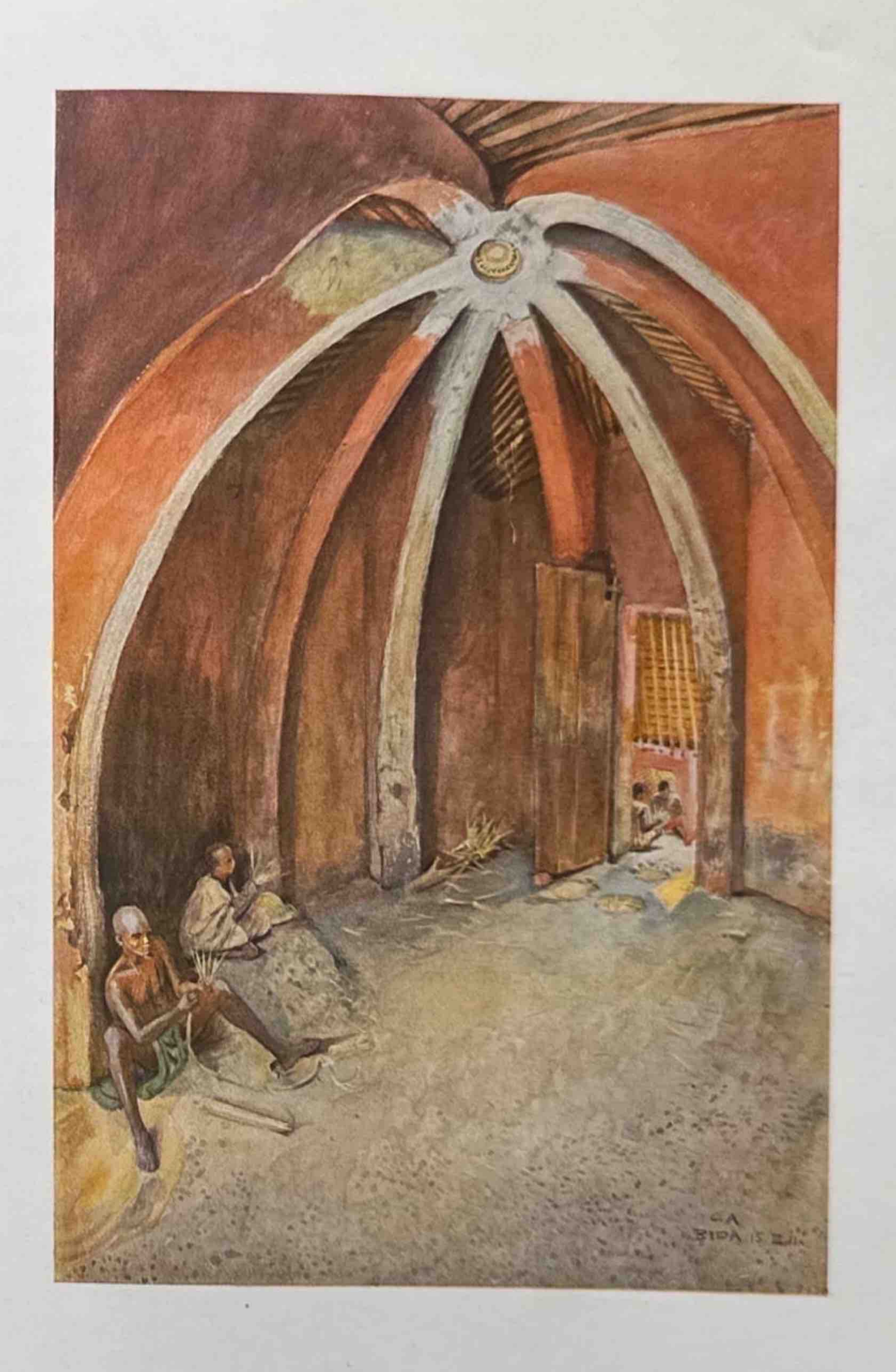
TAFEL 101

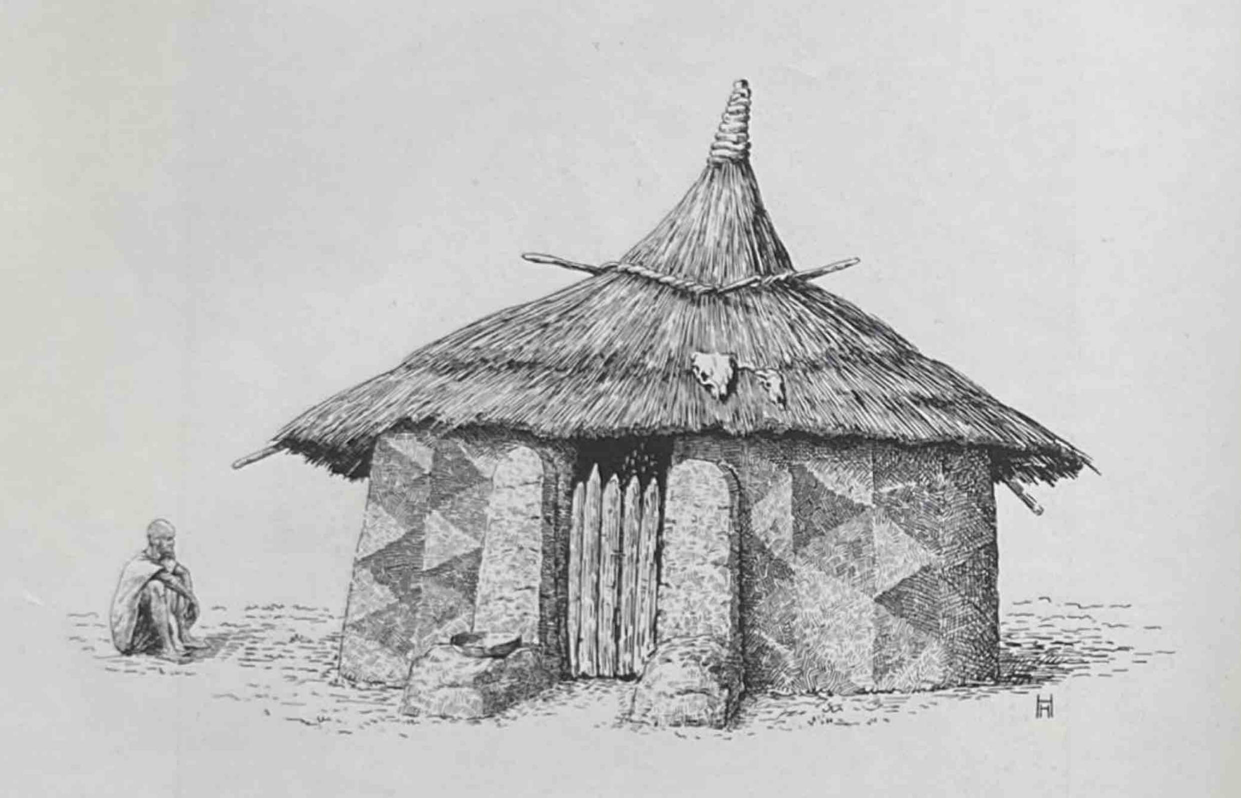
Architektur der Städte des Sudan. Der Tukul als Fürsten- und Torhalle. Katamba in Bida, Nupereich, Zentralsudan. Inneres siehe Tafel 102. L. Frobenius phot. DIAFE 1911



TAFEL 102

Architektur der Städte des Sudan. Inneres einer Katamba in Bida, Nupereich.
Äußeres siehe Tafel 101. C. Arriens pinx. DIAFE 1910





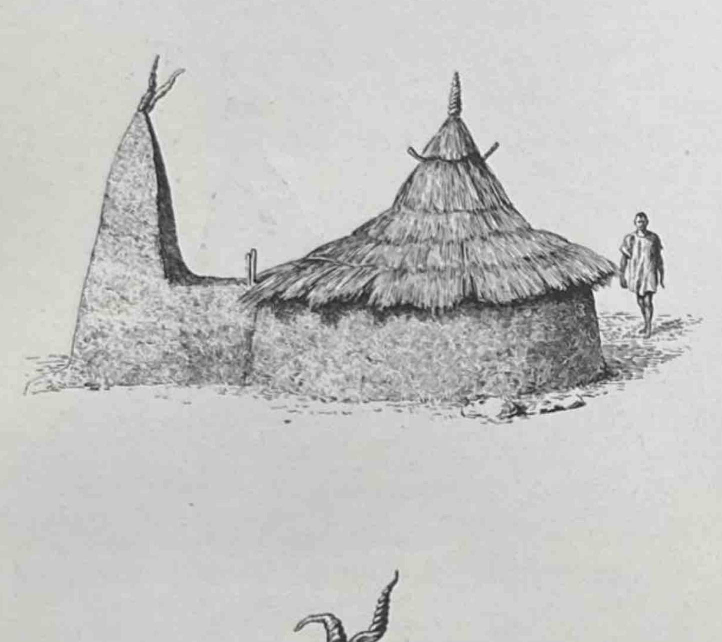
TAFEL 103

Tempelbau im Sudan. Alte Formen des syrtischen Kulturkreises. Tempel des Warabundes in Sangaradugu, Banigebiet. Nach Originalskizze von Hugershoff. DIAFE 1908
gez. v. H. Hagler



TAFEL 104

Tempelbau im Sudan. Alte Formen des syrtischen Kulturkreises. Tempel des Konebundes in Tumana, Banigebiet. Nach Originalzeichnung von Hugerhoff. DIAFE 1908 gezeichnet von H. Hagler.





TAFEL 105

Tempelbau im Sudan. Alte Formen des syrtischen Kulturkreises. Tempel des Konebundes in Sangaradugu, Banigebiet. Nach Originalskizze von Hugershoff. DIAFE 1908 gezeichnet von H. Hagler.





TAFEL 106

Tempelbau im Sudan. Alte Formen des syrtischen Kulturkreises. Tempel des Djarrabundes der Pomporo in Fugula, Banigebiet. Nach Originalskizze von Hugershoff. DIAFE 1908 gezeichnet von H. Hagler.

TAFEL 107

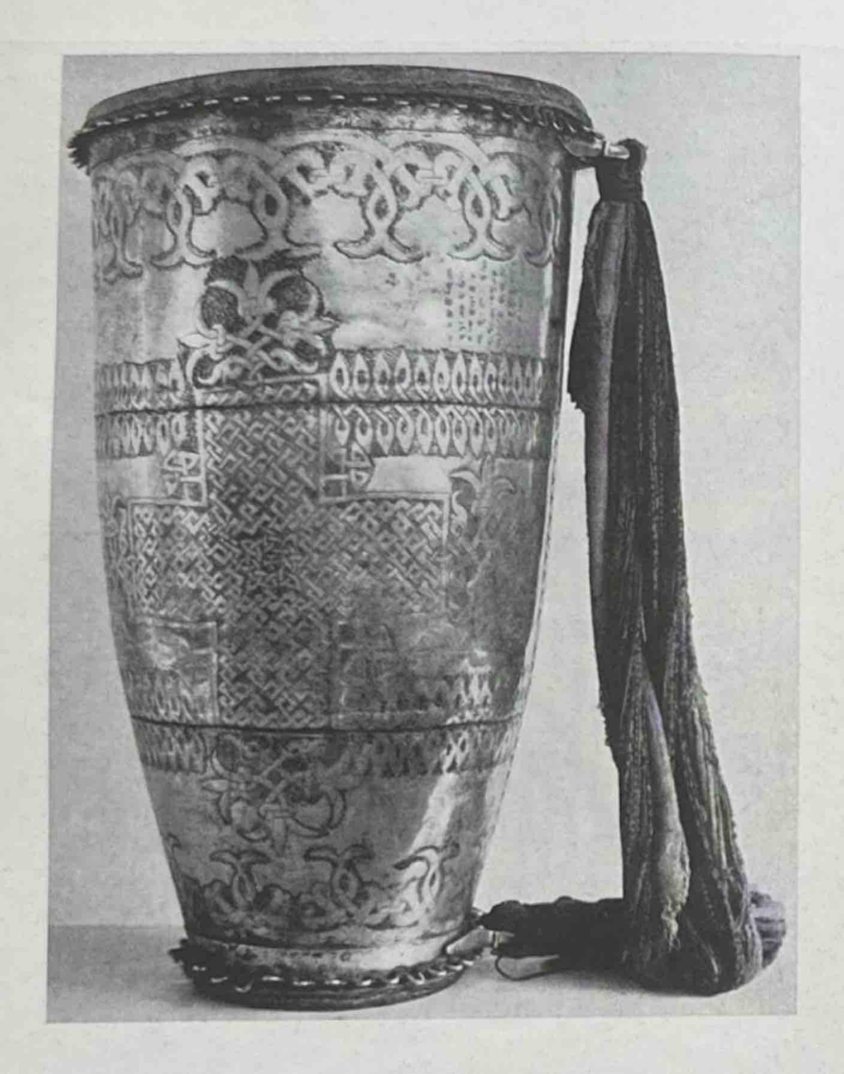
Tempelbau im Sudan. Die christliche Kirche von Zazega im nördlichen Abessynien.
Vergl. Grundriß und Schnitt Textabbildung S. 115. M. Passarge phot. DIAFE 1915



TAFEL 108

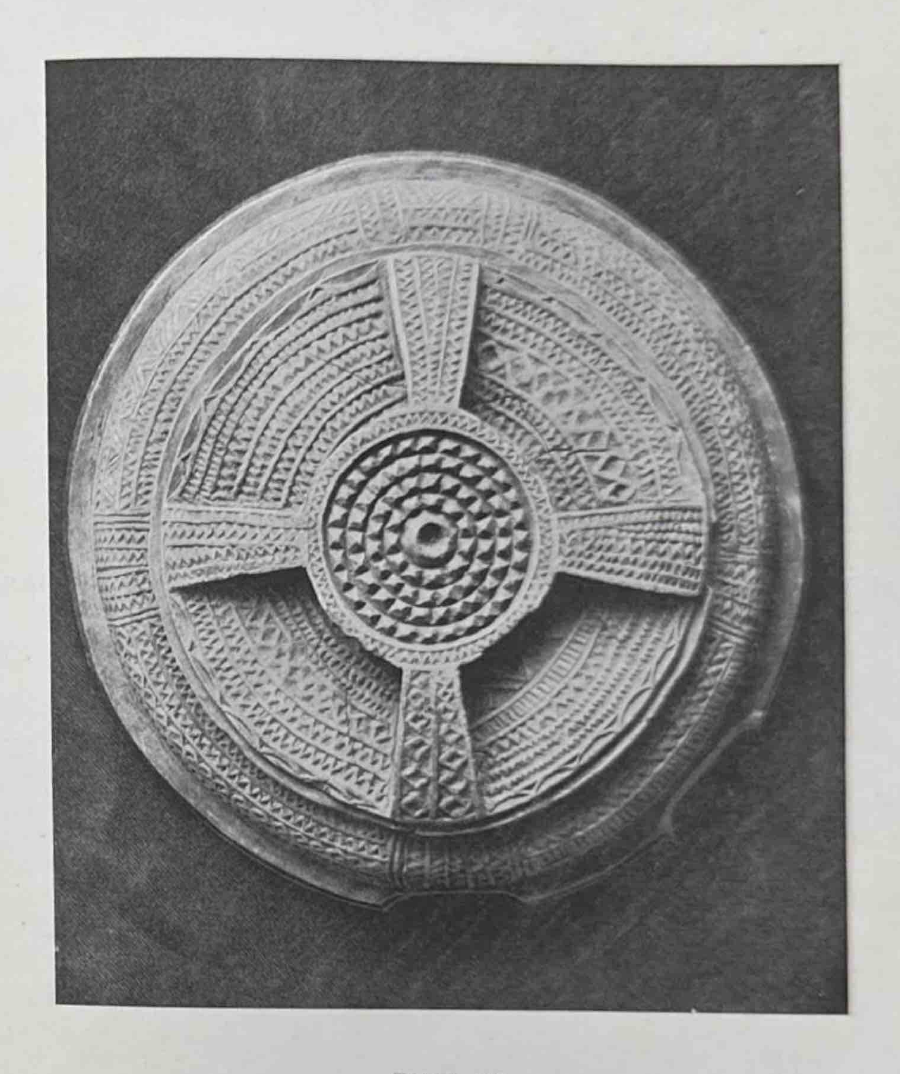
Altes Christentum in Afrika. Das Tabot oder Allerheiligste aus einer Kirche Abessyniens. Vergl. Textabbildung S. 118. Stuttgarter Museum für Völkerkunde.





TAFEL 109

Altes Christentum in Afrika. Silberne Trommel aus einer abessynischen Kirche. Das abgerollte Muster siehe Textabbildung S. 119. Stuttgarter Museum für Völkerkunde.



TAFEL 110

Altes Christentum in Afrika. Das christliche Kreuz als Symbol alter Dynastien in Nupe, Zentralsudan. Alte Schale mit dem Sarra oder Starra genannten Kreuz. Sammlung der DIAFE 1912

TAFEL 111

Tempelbau im Sudan. Islamische Moschee in Kete Kratschi, westlich Zentraltogo. Man beachte den Muezin, der aus einer Dachluke zum Gebet ruft.



TAFEL 112

Tempelbau im Sudan. Islamische Moschee in Sansannu Mangu, Nordtogo.



TAFEL 113

Tempelbau im Sudan. Islamische Moscheen im Westen des Sudan. Von oben nach unten: 1. Moschee von Sansanding am Niger (von zwei Seiten), 2. Moschee von Dengekorro im Banigebiet (von zwei Seiten), 3. Moschee von Arakay in Gurunsi, 4. Moschee von Segu Korro am Niger (von zwei Seiten) und 5. Moschee von Nyenyeke im Bobo-Mossiübergangsgebiet. Nach Photos und Skizzen von L. Frobenius, R. Hugershoff und Fr. Nansen. DIAFE 1906 gezeichnet von H. Hagler.



TAFEL 114

Tempelbau im Sudan. Moscheen am oberen Niger. Fassade der Moschee von Nyamina.

L. Frobenius phot. DIAFE 1908

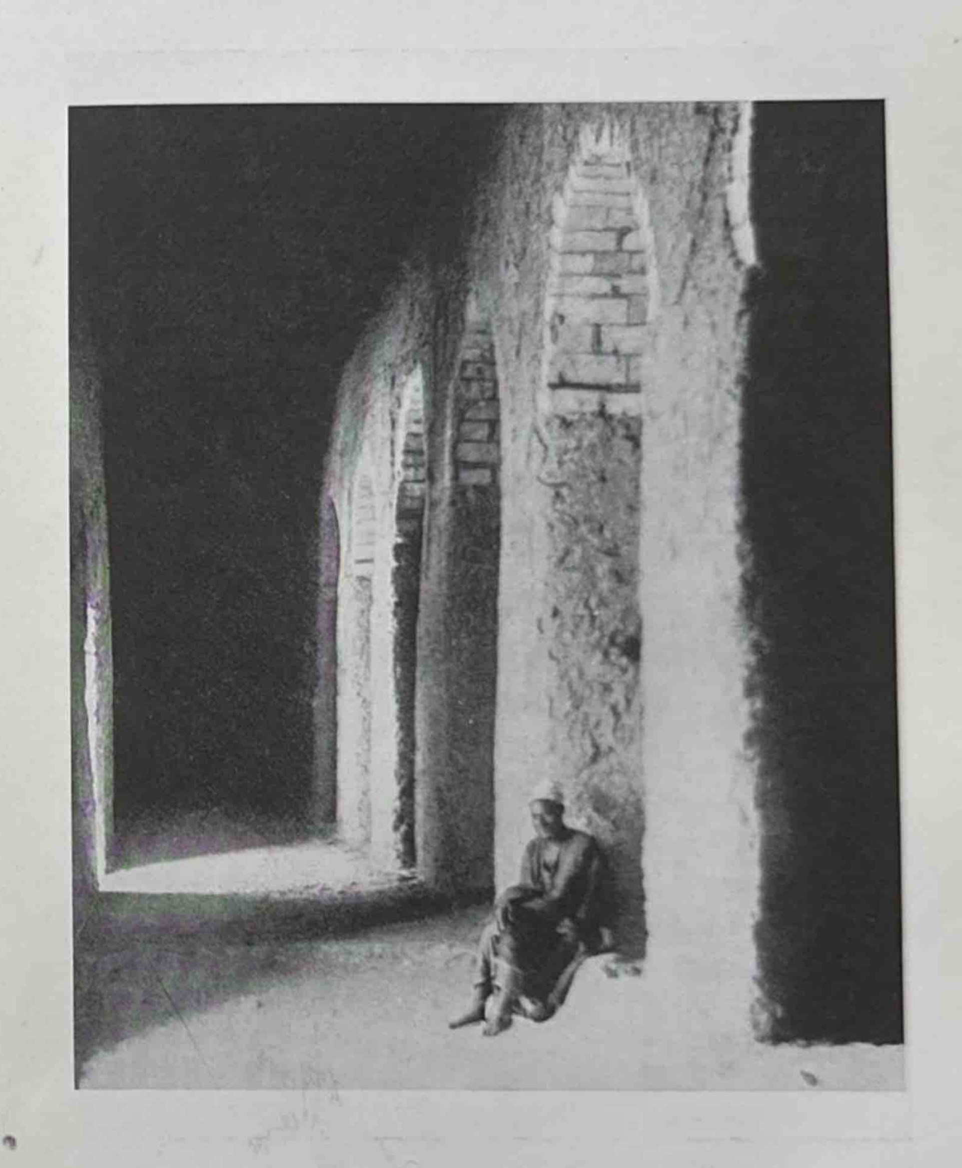


TAFEL 115

Tempelbau im Sudan. Die größte unter den Moscheen jener Länder in Timbuktu, erbaut 1355 nach Chr. Das Innere siehe Tafel 116. L. Frobenius phot. DIAFE 1908

TAFEL 116

Tempelbau im Sudan. Inneres der Dingiray Beer in Timbuktu. Vergl. Tafel 115. Die Bogen sind aus Steinsalz. L. Frobenius phot. DIAFE 1908







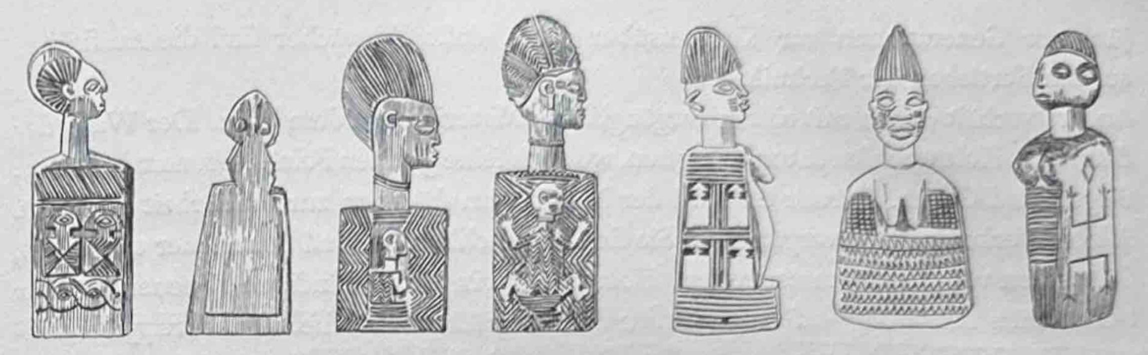
TAFEL 117
Spuren alter Kulturwanderungen im Sudan. Altnupische Metallgefäße in Treibarbeit aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Sammlung der DIAFE 1911





TAFEL 118
Spuren alter Kulturwanderungen im Sudan. Altnupische Metallgefäße in Treibarbeit aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Sammlung der DIAFE 1911

HYLÄA



EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA
Allangiddi, Spielpuppen der Yorubamädchen, die pietätvoll bis in das höchste Alter aufbewahrt werden. — Beachte die formale Ähnlichkeit mit den Brettchenidolen der alten Mittelmeerkulturen. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

HOLZ UND HYLÄA

(Hierzu Tafeln 119—121)

ALS im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts eine wiſſenſchaftliche, verhärtete, chthoniſche Anſchauungsweiſe auch in Deutſchland mehr und mehr die Betrachtung der „Materie“ beherrſchte, mußte das ſteinerne Monument immer mehr zum Maßrecht, zur Höchſtwertung gelangen. Die in Stein gemeißelten Zeugniſſe ſollten länger halten, tiefer hineinreichen in die Fiktionen einer Unſterblichkeit und einer Ewigkeit als das Lebendige, das Leben. Dem Verhältnis ſeiner Haltbarkeit folgte in der Reihenfolge der Wertſchätzung nach der Dauerhaftigkeit das Metall.

Ewigkeit der Materie (76)

Das Holz aber, das ſo leicht der Fäulnis und dem Gewürm anheimfällt, ſank ſo ſchnell in der Achtung, daß alle aus fernen Zeiten der Vergangenheit zu uns herüberlebenden Zeugniſſe dem hiſtoriſchen Sinn unſichtbar blieben. Dieſe Art zu betrachten wurde blind gegen jeden im Metaphyſiſchen wurzelnden Lebensſinn, auch dann, wenn einfache Überlegungen auf ihn hinwieſen.

Zum Beiſpiel dieſes:

Eine Gruppe von Felsbildern ſteht in Stein geſchnitten hochaufgerichtet da. Sturm, Flut, Getier und Pflanzenwuchs vermögen ihnen auf Generationen nichts anzuhaben. Die Hand des Künſtlers mag längſt zerfallen ſein. Die Werke leben, und wenn ihr Daſein nicht die Eigenſchaft der Anregung zum Nacheifern entwickelt, bleiben ſie einſam, ihrem Sinn genügend auf Generationen hinaus. Gerade in ihrer Monumentalität liegt ein Drang zur Vereinſamung. Wenn ſie genügen, liegt jedenfalls kein äußerer Zwang vor, weitere Felsbilder an ihrer Seite einzumeißeln. Je feſter und haltbarer das Material, deſto geringer der Sinn für Erneuerung, deſto weniger geht von ihm die Erziehung

jüngerer Generationen zur Kunſtausübung aus, deſto ſchwächer ſind die Ausſichten auf ein Fortleben der Technik.

Anders verhält es ſich mit einem vergänglichen Material, wie dem Holz. Der Wald, der Baum, das Holz wachſen da am üppigſten, wo auch ſeine größten Feinde leben und wirken: Regen und Getier. Gerade da wird der Menſch am ſtärkſten zur Holzarbeit angeregt. Solche Werke ſind ſehr vergänglich. Sie ſind zerbrechlich, ſie ſind dem Feuer ausgeſetzt, ſie werden vom Gewürm zerfreſſen. Holzgerät zwingt zur ſtändigen Erneuerung, zur techniſchen Erziehung auf lange Dauer und in größerem Kreiſe. Eine Gruppe monumentaler Felsbilder kann einer großen Gemeinſchaft auf viele Generationen genügen und noch lange beſtehen, nachdem ſein Sinn im Bewußtſein der Menſchen und die letzten zur Ausführung durch techniſches Können Fähigen zu Staub geworden ſind. Holzwerk will erneuert werden, wird von vielen geübt, erzieht zur vielſeitigen Betätigung von Generationen erbgemäß geübter Technik. Stein drängt in der Kunſt zur Monumentalität, ſeine eigene Dauer zur Vergänglichkeit der Kunſt. Holz dagegen erzieht zu Vielſeitigkeit und Dauer der Künſtlerſchaft. Hunderte von Jahren, nachdem eine Maskenform zum erſten Male geſchnitzt wurde, nachdem ſie zu Moder wurde, können noch Menſchen leben, die ihrer Nachkommenſchaft Masken von ihrer Art ſchnitzen und benutzen, — gerade weil die Einzelne ſo vergänglich iſt. So aber kommt es, daß in ſolchem Sinne eine geſtern geſchnitzte Holzfigur in Wirklichkeit älter ſein kann als eine vor Jahrhunderten ausgeführte Steinarbeit.

Im Holzwerk wiederholt ſich alſo die Natur des Waldes, des Baumes. Der „eine“ ſtirbt, ſein Leben beſteht fort im Geſchlecht. Das einzelne Werk zerfällt, das Werk ſelbſt aber iſt Geſtalt gewordene Idee; die Idee iſt beſtändig. Die Form lebt nicht als Einzelform, ſondern als Ausdruck einer Idee, die ſich unbegrenzt auswirkt. Daß in dieſer Auswirkung Tendenzen verſchiedenſter Art, der Degeneration wie des Aufſtieges, der Verarmung wie der Bereicherung zu beobachten ſind, — auch das iſt homolog der Natur des Baumes, des Holzes, des Waldes.

Zwei Arten der Baumbedeckung zeigt der afrikaniſche Boden. In den meiſten Gefilden der Sahel und der Zega lebt der Baum nur zerſtreut, zuweilen zuſammengedrängter, mehr aber zur Vereinzelung neigend. In der Pflanzendecke der Zega tritt der Baum vor dem Kraut und vor dem Gebüſch zurück. Demgegenüber iſt die Hyläa der geſchloſſene Urwald; Hyläa bedeutet übermächtige Herrſchaft des Baumes über den Buſch, Unterdrückung der Kräuter. In der Zega ragt das Kraut frei gen Himmel, kann den Keimpol mächtig entwickeln und bietet dem Menſchen daher allerhand Körner und Getreidearten. In der Hyläa behindert das Geſchlecht der Baumrieſen die Entwicklung der Kräuter nach oben, ſo daß dieſe gezwungen ſind, ihren Wurzelpol zu entwickeln, und ſo werden die Bewohner der Hyläa und der hyläiſchen Umwelt zu Knolleneſſern. In



ALTERYTHRÄISCHE KULTURSYMPTOME
43. Die Baubauformen der Rauchpfeife — 44. Bogen mit geschläufter Bambus- oder Rotangsehne (scharpe Besehnung) — 45. Die hölzerne Schlitzpauke

der Zega aber iſt der Baum andererſeits ein ſchattenſpendender Freund der Menſchen, die ihn gern bei ihren Siedlungen anpflanzen und ſein Daſein verehren. Die Hyläa ſucht der Menſch als Wohngebiet nicht gern auf. Sie iſt ein Zufluchtsort, eine Stätte für Verdrängte oder Abgewanderte. Es iſt ſchwer, ſich darin eine Heimat zu ſchaffen. Gelang es aber erſt einmal, dann bietet die Hyläa guten Schutz, — ſo guten Schutz, daß der Menſch vielfach die Widerſtandskraft gegen Ungewohntes einbüßt und daran zugrunde geht.

In der Hyläa herrſcht das Phänomen der ſtändigen Erneuerung der Materie. In der Hyläa iſt das telluriſche Prinzip bis zur Kraft der Vernichtung verkörpert. Urwaldrieſen ſtürzen, Schlinggewächſe umklammern ſie. Gewürm zerſtört beide. Aus der Verweſung ſproßt neues Leben, ſchießt empor und frißt ſich, kaum entſtanden, ſchon in das ältere hinein, um es bald ganz zu verſchlingen. Lianen vernichten Baumrieſen, Würmer Lianen, bis ein Gigant, im Verſcheiden hinſtürzend, Hunderte und Tauſende kleiner Lebeweſen vernichtet, — andere rächend, ſelbſt aber im Vermodern Hunderten und Tauſenden kleiner Lebeweſen, Millionen und Milliarden kleiner Lebenszerſtörer Nährboden bietend.

Die Hyläa iſt in Verbindung mit der Erde wie die Außenſeite eines vollgeſogenen Schwammes. Ein unendlich verzweigtes Netz von Quellen, Bächen, Flüſſen und Strömen im tieferen Lande, von Sümpfen und Moräſten im höheren, das iſt die Heimat der Hyläa. Der Strom, der durch die Zega fließt (Tafel 61), bietet mit ſeinem Steigen und Fallen die Fruchtbarkeit eines Meſopotamien. Auf ſeinen Ufern haften Reis- und Kornkulturen, erſtehen hohe Kulturblüten. Für die Kultur der Zega bedeutet dieſer Strom alles und ſeine Auswirkung erſtreckt ſich auf Hunderte von Kilometern in das flache Land hinein.

Der Strom der Hyläa bedeutet aber zunächſt nichts anderes als: Hauptader der Ent-

wässerung des übervollen Schwammes, des hundert- und tausendfach verzweigten Netzes von Quellen, Bächen und Flüssen, an deren Talböschungen der das Wasser aufsaugende und zusammenhaltende Urwald aufragt.

Wir wissen bisher von keiner Kultur, die sich in dieser Hyläa Afrikas gebildet habe. Wir kennen nur Kulturen, die sich in sie als in eine schützende Wildnis gerettet und solche, die dieser Wildnis Boden abgerungen haben. Die Hyläa ist zunächst im entgegengesetzten Sinne zur Sahara der Feind der Kultur.

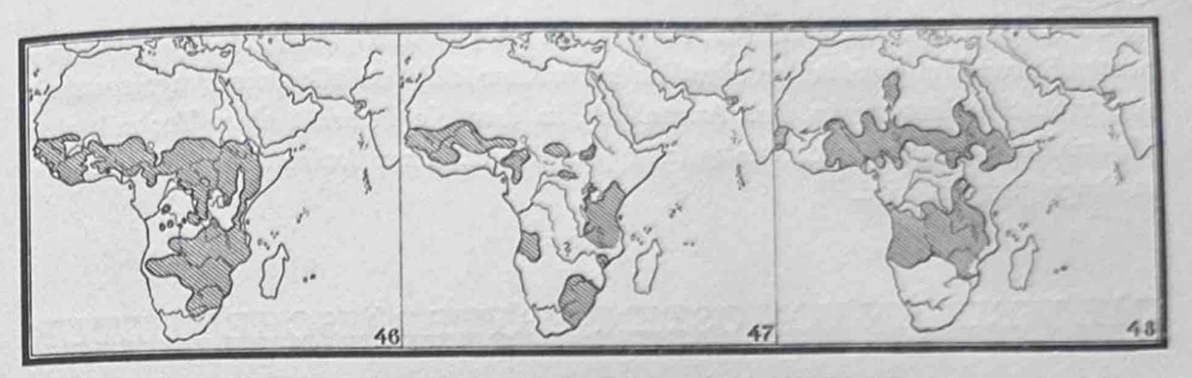
DIE HYLÄA ALS ZUFLUCHTSSTÄTTE

(Hierzu Tafel 122—127)

In geologisch nicht so sehr weit zurückliegender Zeit dürfte der größte Teil Mittelafrikas von der Hyläa bestanden gewesen sein. In langsamer Drehung um seine Längsachse bewegt sich der Erdteil, hebt sich die Ostküste, senkt sich die Westküste. Heute ist die Ostküste Steppenland, Zega; die Westküste war aber bis vor noch nicht lang verstrichener Zeit Hyläa, eine Hyläa, durch die einige Savannenzugänge zur großen nördlichen und östlichen Zega hinaufführten. Da der bis an die Küste heranreichende Urwald (wie wir aus der Erfahrung in anderen Erdteilen wissen) als eine unendlich schwer zu durchbrechende Barriere den Zugang zum Erdteil so gut wie verschließt, so war also Afrika von alters her von Osten zugänglicher als von Westen. Alle von der Seite der Erythräa (Rotes Meer und Indischer Ozean) kommenden Kulturen hatten es verhältnismäßig leicht, den Erdteil zu erobern. Alle von der atlantischen Seite kommenden Kulturen hatten sogar um schwache Haftung schwer zu ringen. Es ist nach unserem Wissen zu keiner Zeit anders gewesen. Jahrhundertelang versuchten die europäischen Kolonisten vergebens, von der Westseite aus vorzudringen. Die eigentliche Erschließung des Erdteils erfolgte nach verhältnismäßig kurzem Kampfe von Osten und Norden her.

Wie ein urzeitliches Riesenwesen liegt diese Hyläa im Westen Afrikas. Gleich Frühlingsströmen gegen den Gletscher branden seit Tausenden von Jahren die Kulturwellen von Norden, Osten und Süden gegen ihre gigantische Urkraft. Unter solchem Druck schwindet die Hyläa langsam, aber merklich. Der Hauptfeind der Hyläa ist der Steppenbrand, den die Bewohner der Zega alljährlich zur Jagdzeit entzünden. In ihren Randgebieten ist die Hyläa auf tief eingeschnittene Täler, an deren Böschungen und auf deren Sohlen sie sich noch erhalten kann (Galeriewaldungen), angewiesen.

Aber wie auch der europäische Wald die Zufluchtsstätte von allerhand Getier wurde, sobald der Mensch seine Felder- und Wiesenwirtschaft ausdehnte, so zogen sich in die Hyläa zu allen Zeiten gern Völker und Kulturreste zurück, die anstürmenden jüngeren



MITTELERYTHRÄISCHE KULTURSYMPTOME
(Gemeinsamkeit der Nord- und der Süderythräischen Kultur)
46. Der Hase als Fabelheld — 47. Die Kegeldachhütte — 48. Die Beamtenhierarchie mit den 4 Erzbeamten

Kräften in der Zega nicht Widerſtand zu bieten vermochten. Am berühmteſten ſind jene Pygmäen, die zu Herodots Zeit anſcheinend noch in nördlichen Sumpf- und Flußgebieten lebten, deren Exiſtenz im Urwald Schweinfurths Zeugnis zum erſten Male wiſſenſchaftlich beſtätigte, die die nächſten Verwandten der Felsbilder malenden Buſchmänner der Sahara ſind und von deren Bildmagie ich oben berichtete. Dieſe Pygmäen ſind überall Träger der gleichen Kultur, haben überall den gleichen Hüttenbau (hamitiſchen Bienenkuppelbau, Tafel 122) und ſind ziemlich ebenmäßig über den Urwald verbreitet.

Nächſt den Pygmäen fällt als weitere Gruppe die Pfahlbauerſchaft auf, die ſich von der äthiopiſchen Kultur abzweigte, durch jüngere Kulturſtrömungen aus der Steppe verdrängt. Beſonders am Südrande des Kongowaldes und in den ſüdlich darin gelegenen ebenſo ſchwer zugänglichen Sumpfgebieten ſind ihre Reſte in weiter Verbreitung gut erhalten. (Vgl. Tafeln 124—126; hierzu Nr. 8 auf Textfigur S. 89; Tafel 127.)

Dieſen beiden Erſcheinungen der Zerſplitterung und Auflöſung, der Degeneration und der Iſolierung ſteht eine dritte, ganz andersartige gegenüber: eine ganze Kulturgruppe, die abgerundet und geſchloſſen einſt an der Oſtküſte des Erteiles gelandet und dann als Einheit in den Urwald gedrängt worden ſein muß. Wir nennen ſie heute die alterythräiſche. Sie iſt charakteriſtiſch durch eine Architektur, durch eine ganz beſondere Bogenform (echarpe Bogen, vgl. „Kulturbilder aus dem Weſtſudan", 1910), durch Schlitzpauke und entwickelte Trommelſprache, durch Kultur des Schweines und der Banane. Gerade letztere iſt für die Zeitbeſtimmung der Einwanderung dieſer Kultur von großer Bedeutung. Dr. Bernhard Struck hat hierüber eine wichtige Arbeit in Vorbereitung, der ich nicht vorgreifen möchte. (Im übrigen Kartenſkizzen S. 129.)

Dieſe alterythräiſche Kultur nimmt in dieſem Teile inſofern unſer ganzes Intereſſe in Anſpruch, als ſie ſchon über eine ganz hervorragende Kunſt in der Holzſchnitzerei ver-

fügt und einige ihrer Schöpfungen, ſo vor allem die Trommelſprache, infolge ihrer eminenten Entwicklung auf außerordentlich hohes Alter ſchließen laſſen, eine Angelegenheit von großer Bedeutung in dem Augenblick, in dem die Priorität einer Technik und Materialverwendung im chronologiſch-typengeſchichtlichen Aufbau der Geſamtkultur in Frage gezogen wird.

DIE WELLEN VON OSTEN. ERYTHRÄISCHE KULTUR

Soviel vom Urwald, der heute eine Zufluchtsſtätte untergehender Kulturform wurde und der doch ſelbſt ein nach Weſten gedrängtes Kind einer Urzeit iſt, — einer Urzeit, der die menſchenähnlichen Affen angehören, — einer Urzeit, in der Dickhäuter keine Ozeane oder auch nur Meeresarme zu durchqueren brauchten, um von Aſien nach Afrika (oder umgekehrt) zu gelangen.

Demgegenüber die anſchwellenden Wellen jüngerer Kulturſtröme, die vom Rand des Erdteiles aus auf der Zega und von ihr aus gegen die Hyläa anbrandeten. Von der vom Mittelmeer her eingefallenen ſyrtiſchen Bewegung ſprachen wir ſchon. Nun die bedeutendſte, die ſtärkſte und entſcheidendſte, die am häufigſten wiederholte, die niemals ganz abgebrochene Brandung, die erythräiſche! Und zwar aus dieſer Brandung nicht jene ſehr alte, die wir eben erwähnten, die mit archaiſtiſchem Holzgerät weither von Oſten über das Meer kam, auch nicht jene jüngſte, die als Araberhorden oder als Geezſprechende oder als neuindiſche nicht allzuweit in das Innere vordrang, — nein, jene gewaltige Welle, die ihre Vorgängerin, die alterythräiſche, in den Urwald drückte und deren Wucht und Stärke heute noch ſo gewaltig iſt, daß die Nachdringenden in ihrem Rücken nur kleine Kräuſelungen erwirkten; ich meine die mittelerythräiſche Kultur. Unter allen unſeren Kartogrammen hiſtoriſcher Kulturbewegung in Afrika wiederholt ſich kein einziges ſo häufig wie: eine breite Fläche an der Oſtküſte vom Nil bis zum Sambeſi, alſo in der Richtung Nordſüd, ziemlich eng anliegend am erythräiſchen Geſtade, in zwei Zungen nach Weſten den Erdteil durchdringend; im Norden bis zum Senegal (die Variante norderythräiſche Kultur). Dieſe beiden Varianten zeigen untereinander Verſchiedenartigkeiten, die aber an Zahl wie an Bedeutung weit zurückſtehen gegenüber der inneren Übereinſtimmung und Einheitlichkeit. Für ſolche Einheit legen Zeugnis ab die gleichmäßig auf dieſem Gebiet vordringenden Kegelhütten, die einheitliche Verbreitung des Haſen oder Kaninchens als Fabelhelden (entſprechend unſerem Reinecke oder Fuchs; in der hamitiſchen Kultur nimmt der Schakal dieſe Stellung ein, im atlantiſchen Kulturkreiſe Spinne, Schildkröte, Buſchböckchen, nach Südoſten zu

„Kabundji"), das Hervortreten bestimmter Körnerfrüchte, Haustiere usw. Vgl. Karten S. 131.

Aber keines unter allen diesen Symptomen ist so eigenartig, so einschneidend, bedeutungsvoll und vielsagend wie die diesem mittelerythräischen Kulturkreis eigene Staatsform, die in unendlich vielen kleinen Spielformen zutage tritt, aber auf einem sehr tief wurzelnden Gedanken beruht. Aus einem Gegensatze wird das klar werden. Im großen und ganzen sind die Gebiete, über die die mittelerythräische Kultur hinzog, auf der sie festeingenistet, im neunzehnten Jahrhundert noch wohlgefällige und leicht erkennbare Gestalt hatte, Heimatboden der äthiopischen Kultur. Die sozialen Zustände der äthiopischen Kultur wurden oben (S. 71 ff) skizziert. Überall kleine bäuerliche Sippen. In allem Selbsterzeuger. Einziger Beruf: der Schmied. Uneingeschränktes Regiment des Sippenältesten, keine Hierarchie, keinerlei Stammesverbände, keine Märkte. Landbau ist die allein entscheidende Wirtschaft. Einzig mögliche Bezeichnung für den sozialen Zustand: patriarchalische Anarchie. — Niemals wäre ein klassischer Philosoph auf den Gedanken gekommen, diese Gemeinschaften mit dem Begriff eines Staates in Zusammenhang zu bringen. Im Sudan und auch auf der Zega ist diese soziale Verfassung noch in großen Gruppen anzutreffen, die überall als Zersplitterte, Zerstreute, Isolierte zwischen Stärkerverbundenen, Stämmeumschließenden, Staatenbildenden wohnen. Für den Sudan stellte ich sie als Tiefsudaner den Hochsudanern gegenüber.

Von diesen stärker verbundenen, stämmeumschließenden, staatenbildenden Völkern des Sudan wurden bisher nur Träger der syrtischen Kultur, der in Kasten gegliederten, Adel und Helden verehrenden und besingenden Völker erwähnt. Der größere Teil der Hochkulturen gehört der mittelerythräischen an. Diese mittelerythräische Kultur kennt nicht den Helden, nicht den Barden, ebensowenig wie die syrtische Staatenbildung das kennt, was die mittelerythräische vor allem auszeichnet: ein Beamtentum, eine Beamtenhierarchie. Das ist wieder ein schroffer, unüberbrückbarer, nur aus dem Hervorgehen aus den zwei vollkommen verschiedenen Quellen verständlicher Gegensatz.

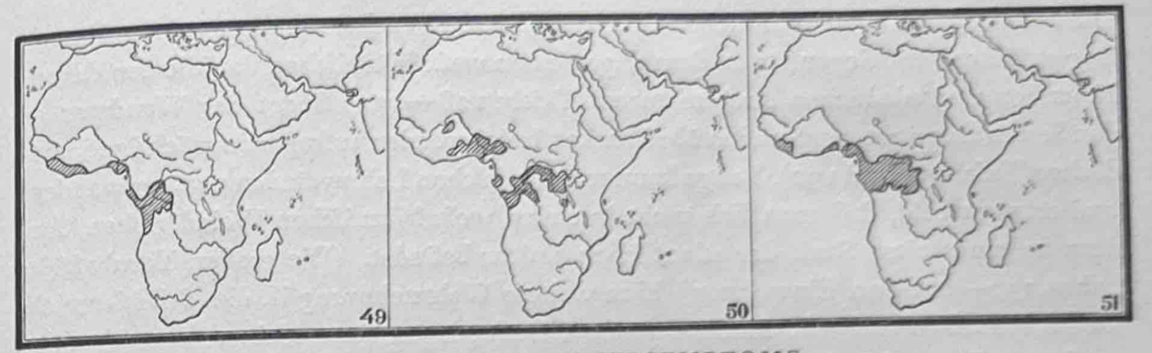
Diese Beamtenhierarchie ist stets gekrönt durch vier Erzbeamte, denen sich eine oft außerordentlich fein gegliederte Abstufung von ressortmäßig Amtierenden anschließt bis herab zum Marktaufseher, Henker und Hofnarren. Die vier Erzbeamten haben im allgemeinen große Ähnlichkeit mit denen mittelalterlicher Reiche: Truchseß, Mundschenk, Marschall, Kämmerer. Hier aber, näher der Quelle langer Entwicklungsläufe lebt noch Ursprünglicheres. Hier sind diese Erzbeamten noch näher verbunden mit anfänglicher Sinngebarung; nämlich in jedem Staate waren sie Lehnsherren der vier Weltgegenden des Reiches, Fürsorger für das Wohl und Wehe des Staates und ganz primär auch entscheidend für Thronbesteigung und Tod des jeweiligen Königs.

Urſprünglich war nämlich dieſe mittelerythräiſche Staatsform wohl gekrönt durch ein Königtum; die Inhaberſchaft dieſer Macht war aber gebunden an eine beſtimmt befriſtete Reihe von Jahren. Nach Ablauf dieſer Friſt wurde der König dann getötet und zwar urſprünglich durch die vier Erzbeamten, die auch ſeinen Nachfolger beſtimmten. — Den tieferen Sinn dieſes rituellen Königsmordes vermögen Menſchen einer materialiſtiſchen Zeit, einer irreligiöſen Periode kaum mehr zu verſtehen. Ein ſolches Königtum erſcheint uns als etwas barbariſch Fremdes. Und doch handelt es ſich in ihm um eine gewaltige, eine ganz große Angelegenheit. Denn die Aufgabe des Königs war es nicht, als menſchlicher Herrſcher auf Erden zu regieren, ſondern ſich auf Gottmäßigkeit, auf eine Fürſorge aus dem Jenſeits heraus vorzubereiten. Schon zu Lebzeiten war der König Gegenſtand einer Imagination. Er durfte nicht geſehen werden, durfte nicht erblickt werden bei menſchlichen Genüſſen, mußte die eigene Schweſter oder gar Tochter heiraten, um die Erhaltung des Götterblutes in den Adern ſeiner Nachkommen und Nachfolger zu ſichern. Nach ſeinem Tode ſorgte er als Gott für das Wohlergehen des Volkes.

In alledem liegt etwas unendlich Schroffes, Starres, Herbes, Hartes. Der Gedanke als ſolcher iſt faſt menſchheitsentrückt, greift mitten hinein ins „Jenſeits des Naturgeborenen" und bedeutet Größe. Als Sitte iſt der rituelle Königsmord, ſeitdem Diodor ihn uns für das obere Nubien geſchildert hat, bis in unſere Tage in Übung. Aber an Gewalt und ſchickſalsübertrumpfender Starrheit müſſen wir bis in die Zeit der Entſtehung einer Oſirisreligion zurückgreifen, um ſolches aus dem Innern herauf als keimendes Erſterlebnis zu erfaſſen. Um ſolche Entwicklung an der Wurzel zu packen, heißt es, nach Oſten hin Afrika zu verlaſſen. An der dem öſtlichen Afrika gegenüber gelegenen Küſte Vorderindiens herrſchte vordem auch der rituelle Königsmord. Oſtafrika, Südarabien, Weſtvorderindien ſtellen die Meeresküſten der kuſchitiſchen oder beſſer kaſchitiſchen Kultur dar. Hier überall war vordem die gleiche Variante des Matriarchats heimiſch. Aus Südarabien, der Heimat des Perſea, kam der Weihrauch. Die beginnende Aufhellung der urgewaltigen ſüdarabiſchen Kultur, als Zentralboden kuſchitiſcher Kultur, wird noch viele Überraſchungen bieten. Aus dieſem Becken quoll die mittelerythräiſche Kultur, befruchtete, nachdem ſie in Oſtafrika Fuß gefaßt hatte, Altägypten von Süden her und drang weſtwärts vor bis zum Senegal.

Durch dieſe Herkunft wird die Starrheit, Härte, Tiefe, Fülle der mittelerythräiſchen Kultur verſtändlich. Hieraus erſchließen ſich viele Rätſel afrikaniſchen Kulturſinnes und der Lebensformen Ägyptens.

Man vergißt ſo leicht, daß Ägypten auf afrikaniſcher Erde liegt und hat nie genügend bedacht, daß Ägypten als Kultur ſtets aufnahm — auch von Süden her — und ſeinem Stil einlebte, — nie aber weſentlich gab.



ATLANTISCHE KULTURSYMPTOME

49. Atlantische Dörr- und Sargbestattung — 50. Bogen mit über die Holzenden verlaufenden Sehnen (frontale Besehnung) — 51. Die Frau flicht die westafrikanische Matte

DIE WELLE VON WESTEN. DIE ATLANTISCHE KULTUR

(Hierzu Tafel 128—133)

Wer die dieſem Werke beigegebenen Kärtchen der Verbreitung einzelner Kulturſymptome und ihres ſummariſchen Auftretens durchſieht, — wer dazu bedenkt, daß dieſes hier doch nur ganz wenige Beiſpiele aus Hunderten ſind, der muß mit Staunen über die Großartigkeit und Struktur dieſer Kulturorganismen erfüllt werden. Das Zufällige der Kulturerſcheinungen ſchwindet. Als ſelbſtändige Bauten erheben dieſe Kulturbildungen ihre Firſte aus der Nacht verfloſſener Jahrtauſende in das Licht unſerer Tage.

Jede ein Stil: die ſyrtiſche Kultur mit ihren Bardengeſängen, ihren Burgbauten, Kaſtengliederungen; die mittelerythräiſche mit ihrem ſtarren Beamtentum, ihrem rituellen Königsmord, ihrer feingliedrigen Staatsform, und nun die dritte, die atlantiſche, mit ihrer Götter- und Prieſterhierarchie.

Denn dieſe Symptome ſind für die atlantiſche Kultur die leitenden. Die Religionsſyſteme der Mittelerythräer wurden mehrfach überdeckt, verſickerten bis zur Schwererkennbarkeit unter jüngeren Schichten, unter Iſlam, ja unter Chriſtentum. Nur am Altägyptiſchen läßt ſich hier — allerdings ausgezeichnet — gut erkennen, welch eigenartige Gedanken- und Götterwelt einſt an den Ufern des erythräiſchen Meeres lebte. Dagegen iſt die atlantiſche Götterlehre gut erhalten, beſſer als bei irgendeinem der ſogenannten Naturvölker und noch beſſer als unter den Naturvölkern der alten Welt. Sie iſt in faſt ungeſtörter Reinheit erhalten bei den heutigen Yoruba an der Nigermündung, iſt ohne allzu große Schwierigkeit weſtwärts bis zur Goldküſte nachweisbar und findet nach Süden hin ihre allerdings arg verniggerten Ausklänge in der Gliederung der Prieſterſchaften der Kongogebiete. Die Götterlehre dieſes Gebietes iſt rein atlantiſch, d. h. ſie lagert nur an der atlantiſchen Küſte des Erdteiles und hat anſcheinend niemals die Oſtküſte erreicht.

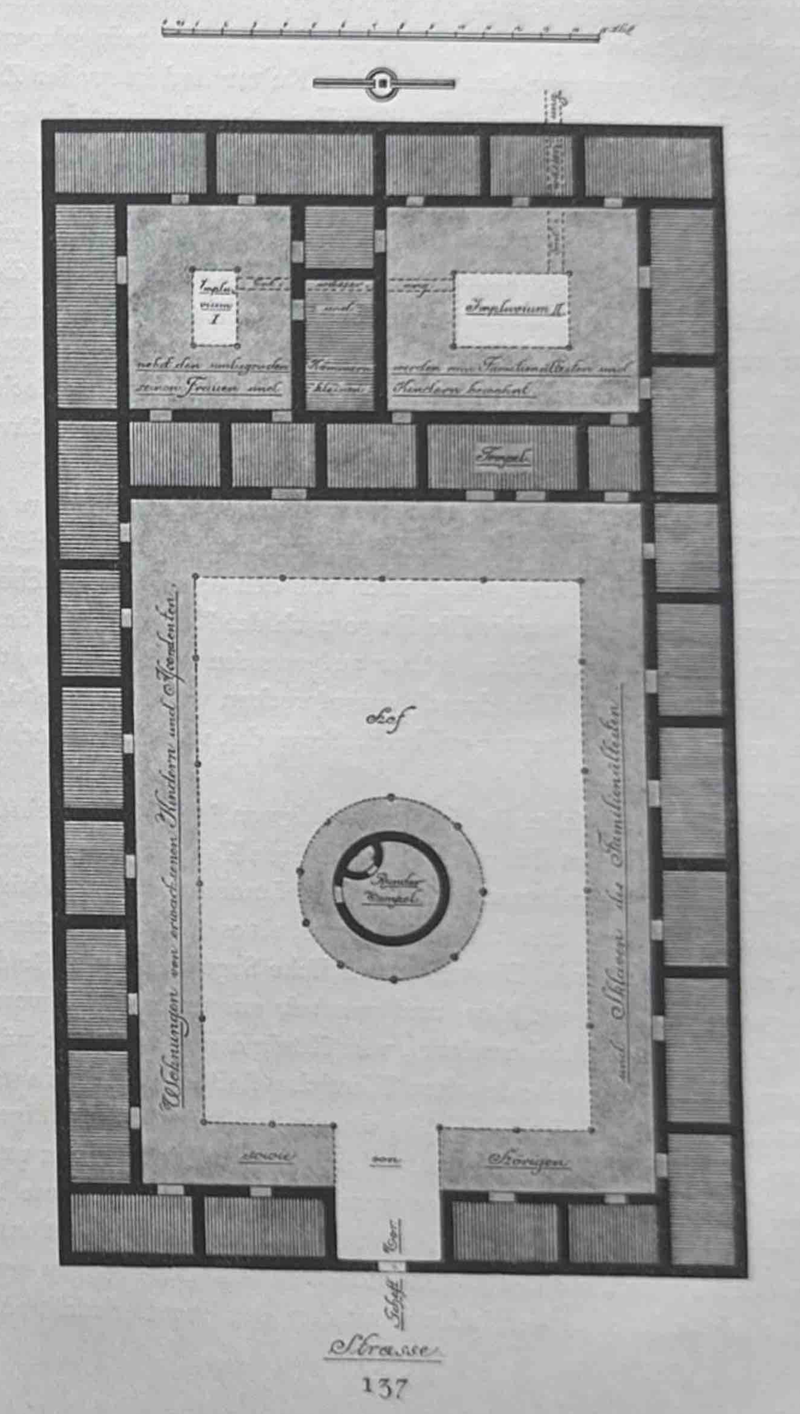
Die äußere Wohnſtätte atlantiſchen Götterdienſtes muß auch dem ahnungsloſen Fremdling auffallen. Im Gegenſatz zu dem allgemeinen weſtafrikaniſchen Bauſtile der kleinen Häuschen und niedlichen Architekturen (Tafeln 128—130) findet der Wanderer an den Seiten ausgetretener Straßen über ſtarken Lehmwänden aufragende mächtige Satteldächer (Tafel 131 und 132). Lange kann man an ſolchen Lehmwänden entlang wandern und erkennt bald, daß man ſich nicht in einem weſtafrikaniſchen Walddörfchen, ſondern in einer alten Stadt der atlantiſchen Kultur befindet. (Die großen Yorubaſtädte haben 150—200000 Einwohner!) Eine weitere Wahrnehmung iſt die, daß hier nicht kleine Einzelwohnungen, ſondern große Gehöftanlagen ſtatt kleiner Einzelfamilien große Familienverbände bergen.

Mit der Textfigur Seite 137 führe ich ein ſolches Gehöft einfachſter Art im Grundriß vor. Vor dem Eintretenden eröffnet ſich ein weiter Hof, umkränzt mit einer Galerie von Kammern; das Dach bildet, weit herabhängend, Laubengänge; in der Mitte ſteht ein runder Tempel mit Kegeldach. Am Ende dieſes tiefen Hofes ist das eigentliche Wohngebäude der Familie. Unter gewaltigem Satteldach liegen die Wohn- und Arbeitsräume, im Innern zwei Impluvien bildend. Den Blick unter dem überhängenden Dach hindurch in ein ſolches Impluvium bietet Tafel 133. Des weiteren ſtellt Tafel 134 eine gute Illuſtration der Anlage dar. Man denke ſich in der rechten hinteren Ecke des Hofes (Grundriß S. 137) ſtehend und von dort aus längs des durch das hohe Dach gebildeten Laubenganges in die linke Ecke hinüberſehend. Der Blick gleitet da zunächst an der Kammer vorbei, die auf dem Grundriß als Tempel bezeichnet iſt. Solche Tempel zeigt die Tafel 182, und zwar im vorliegenden Falle einen ſolchen des Gottes Schango.

Vordem hatte jedes Gehöft in dieſem Lande einen ſolchen Tempel, und er war gewiſſermaßen der Mittelpunkt des Lebens, verband die Bewohnerſchaft mit dem Leben der Vorzeit, mit der Außenwelt und mit dem Innenleben des ganzen Volkstums. Denn die Götter waren dereinſt als ein Herrſchergeſchlecht in dieſem Lande groß und gewaltig. Alle anſehnlichen Menſchen leiten ihre Abſtammung von dieſen Göttern ab, ſo, daß jeder Menſch aus dem Kreiſe derzeitig gemeinſam Lebender durch eine Unzahl von Geſchlechtern zurückblicken kann bis zu dem göttlichen Ahnherrn. Dieſer Gott iſt aber nicht nur ein Familien- oder Sippengott. Er iſt auch ein Gewaltiger der Natur, Gott der Erde, Gott des Meeres, Gott der Sonne, Gott des Eiſens, Gott des Himmels. Jedesmal nun, wenn im Jahre das Feſt des betreffenden Gottes begangen wird, vereinigt die ganze Stadt ſich um die von ihm abſtammende Familiengruppe. Jedesmal, wenn dieſer Gott aus Not und Bedrängnis oder aus Fürſorge mit Gebet und Opfern angegangen werden ſoll, treten ſeine Nachkommen an die Spitze der Gemeinde. Denn aus der Nachkommenſchaft geht naturgemäß die Prieſterſchaft des Gottes hervor. Dieſe Oriſchareligion der Yoruben verbindet alles mit allem, das Leben des Rechtes mit

Schematische Darstellung eines alten Jorubagehoftes

von L. Frobenius.



dem der Wirtſchaft, das des Landbaues mit dem des Staates, das der Gemeinde mit dem der Familie. Sie iſt unbedingt organiſche Einheit. Als ſolche fand ich die atlantiſche Religion nur noch in dieſer Gegend. Aber wie geſagt: in zerfallener Form iſt ſie längs der Küſte und im Volta- wie im Kongogebiet weit ins Inland hineingelagert (vgl. Kartenſkizzen S. 135). Die Symptome der atlantiſchen Kultur ſind in großer Zahl leicht feſtſtellbar und in ihrer Auswirkung leicht zu greifen. Nur ſie kennt den echten frontalen Bogen (deſſen Beſehnung über die Stirnen des Bogenholzes läuft), deſſen älteſte Typen triangulär ſind; nur hier iſt im Gegenſatz zu den anderen Kulturen das weibliche Prinzip mit der drei, das männliche mit der vier verbunden (vgl. oben S. 123); nirgends anders wird das Orakel aus den Eingeweiden menſchlicher Opfer geleſen; die Trauerfarbe iſt dunkel, oft ſchwarz; die Leichen werden vor der Beſtattung gedörrt, im Sarg, wenn er auch nur aus einem Korbgeflecht beſteht, zu Grabe getragen; der Bildung der Gemeinſchaften liegt ein ſtark matriarchaliſcher Zug inne, der ſich jedoch von den althamitiſchen und erythräiſchen unterſcheidet; eine durch Frauen ausgeführte Flechtweiſe für Matten und Körbe iſt in der Technik erkennbar etc.

Alſo ein klares Bild alter Einheit. In der Mitte dieſe Oriſchareligion. Dazu die Erinnerung an einſtige, auch in Staatsgebilden zum Ausdruck gelangte hiſtoriſche Größe, die in Oberguinea wie im Kongogebiet noch von den erſten europäiſchen Entdeckern des Mittelalters angetroffen wurde. Die Frage nach der Herkunft und dem Alter dieſer merkwürdigen Kultur wurde ſchon früher aufgeworfen und ihre Beantwortung verſucht (Und Afrika ſprach I). Was damals ausgeſprochen wurde, hat ſeitdem nach allen Richtungen vertiefende Beſtätigung erfahren. Sogar das, was damals noch als allzu waghalſige Vermutung erſchien.

Der Epigone des alten atlantiſchen Reiches, der König von Benin, leitete ſein Geſchlecht aus Ufa ab. Ling Roth identifiziert Ufa mit Ife, der heiligen Hauptſtadt der Yoruben, in deren Ruinen herrliche alte Terrakotten und Güſſe gefunden wurden (Tafel 142—148). Ufa iſt aber auch der Name, den das Reich führte, als es noch die Länder der Goldküſte bis öſtlich des Niger verband. Die weſtafrikaniſche Sage weiß vom Goldreichtum des Landes Ufa große Dinge zu erzählen, und was wir aus unſerer Zeit vom Prunke der weſtlichen Epigonen dieſes Prieſterreiches, vom König der Aſchanti etc. wiſſen, beſtätigt dies vollkommen. Die Goldquelle des alten Ufareiches floß im Weſten, in jenen Strichen, die wir heute noch oder wieder Goldküſte nennen, während der geiſtige Mittelpunkt dem Oſten zu, eben im heutigen Yorubaland, in Ife lag. Die hier von uns dem Boden und der noch lebendigen Tradition abgewonnenen Funde führen ohne Schwierigkeit zum Ausgangspunkt der atlantiſchen Kultur. — Allein ſchon die atlantiſche Götterlehre fordert den Vergleich mit der altetruskiſchen heraus. Das Problem der atlantiſchen Kultur in Weſtafrika iſt ohne Verbindung mit dem der Etrusker nicht zu löſen.

Die atlantiſche Religion mit der 16 Göttergliederung iſt die der Fulgurallehre. Der Impluvialbau der Yoruben iſt der des Atrium toscanicum. Der Bogen iſt der trianguläre der frühen Etruskerperiode. Der leitende Gott der Yorubenkultur iſt Olokun, der Gott des Meeres, ebenſo wie Poſeidon für das Mittelmeer gewiſſermaßen das Sinnbild einer Kulturperiode iſt, die der griechiſchen vorausging. Dieſe große vorgriechiſche Kulturperiode iſt uns aber eben in dieſer eigenartigen etruskischen Kultur recht gut erhalten. Nach Herodot I 94 ſind die Etrusker oder Thyrrhener aus Lydien gekommen. Das ägyptiſche Inſchriftenmaterial des XII. Jahrhunderts v. Chr. lehrt die „Tursha" als Seegewaltige des weſtlichen Mittelmeeres kennen. Unter der Unzahl von Varianten, unter denen dieſer Name in der alten Geſchichte auftaucht, nimmt Tarſchiſch oder Tarteſſos, die Stadt im Turditanerland im ſüdweſtlichen Spanien, die faſt mythiſche Stadt des Silberreichtums, uralter Sprach-, Dicht- und Schriftkunſt (auf die Profeſſor Schulten-Erlangen neuerdings mit ſo großem Nachdruck hinweiſt), die erſte Rolle ein. Tarſchiſch außerhalb Gibraltars und der Säulen des Herakles am atlantiſchen Ozean gelegen, iſt gewiſſermaßen ein Höhepunkt dieſes mächtigen Kulturkreiſes. Er lag ſchon zu griechiſcher Zeit wie das ganze Weſtbecken außerhalb der direkten Verbindung mit der Weſtkultur. Wiederum Herodot erzählt (I 163), daß als erſte unter den Hellenen die Phokäer Tyrrhenien und Tarſchiſch (— wie typisch, daß hier wieder beide in einem Atemzuge genannt werden —) „entdeckt" hätten. Alſo liegt eine Kluft in der hiſtoriſchen Beziehung vor. Tarſchiſch gehört einer Zeit an, in der eine von Lydien ausgehende Bewegung aus dem ägäiſchen (weſtlichen) in das tyrrheniſche (hier in Erweiterung für das weſtliche Mittelmeerbecken) Meer hineinragte, in der das von den Griechen übernommene Wort Thalatta für Meer ſich ausbildete. Ich ſtelle ein entſprechendes Wort hier ein und leite die Namen aller dieſer Völker von ihrer Meerfahrt ab. Tarſchiſch eine Stadt am großen Meer. Tyrrhener, Tursha, Etrusker — Seegewaltige. Das einer Poſeidonperiode an Größe würdige Bild, das den Jüngeren wie Phönikiern, Joniern und gar Römern nicht mehr verſtändlich war.
Soweit die Bedeutung der der yorubiſchen im Sozialen ähnlichen Kultur der Etrusker. Ein hiſtoriſcher Fingerzeig findet ſich nun aber auch dafür, daß die thalaſſiſche Kultur bis nach Weſtafrika reichte. Schon Dahſe hat darauf hingewieſen, daß zu Salomos und König Hirams Zeit wenigſtens den Phöniziern noch der Weg nach Weſtafrika bekannt war. Die Tarſchiſchſchiffe brachten nach den Akten des alten Teſtamentes drei Jahre nach ihrer Ausfahrt Silber aus Tarſchiſch und Gold aus Uphas mit. Auch Dahſe glaubt, daß Uphas die Goldküſte iſt. Schon Julius Fürſt hat das in Jeremias X 9 und Daniel X 5 vorkommende Wort Uphas ſilbenmäßig mit Küſte des Goldes — Goldküſte überſetzt. Deutet dies nicht ſehr dringlich auf die Erinnerung der Weſtafrikaner an ihr Ufareich hin? —
Hier möchte ich nun nochmals darauf hinweiſen, daß es nur dann gelingen kann, das Weſen der afrikaniſchen Kulturformen in ihrer ganzen Tiefe auch nur annähernd zu

erfaſſen, wenn der Anſchluß an unſer Wiſſen von dem hiſtoriſchen Werdegang der Kultur bis zum äußerſten Rande gewonnen wird. Und deshalb muß ich hier noch einen Schritt weiter gehen, muß dieſe ſpätmetallzeitliche Prüfung verlaſſen und hineingreifen in die Tatſachen der jüngeren, ausklingenden Steinzeit.

Als das öſtliche Mittelmeerbecken von der (erſten?) Welle der rückſtrömenden Oſt-Weſt-pendelung zur Zeit der Poſeidonkultur getroffen wurde, fand dieſe nicht etwa eine Kulturleere oder auch nur Verelendung vor. Spanien, über das ja erſte Anregungen zur Architektur der mykeniſchen Zeit nach Oſten zu hinwegliefen, hatte ſeine neolithiſche Hochkultur nicht erſchöpft. Profeſſor Obermaier liefert für die Kulturkraft jener Zeit neue Belege. Dieſe Kultur muß aber weit nach Süden herab, bis zur afrikaniſchen Weſtküſte, teils zur See, teils auf dem Landwege gereicht haben. Einfache Tatſachen belegen dies. Zu Millionen liegen heute noch die neolithiſchen Steinbeilchen vom Typ jener Zeit im Weſtſudan. Die hiſtoriſche Widderſonnengottheit kehrt in Verbindung mit dieſen Steinbeilen am Niger, bei allen Mande und Hauſſa wieder. Die Brettchenidole des Mittelmeeres ſind heute noch von der Goldküſte bis zum Niger heimiſch (vgl. Titelvignette S. 127) als lebendige Nachkommen einer für das Mittelmeer nur noch durch Ausgrabungen zu erhärtenden Tatſache. Das aber heißt, daß die Tarteſſos-Tursha, die koloniſierend und das Gold der Goldküſte entdeckend nach Weſtafrika, nach Uphas kamen, hier nicht auf Barbaren ſtießen, ſondern eine „kulturelle Prädispoſition“ vorfanden, die auf das Neolithikum, wenn auch vielleicht nur auf ſeinen Ausgang zurückführt.

STILBILDUNG IN AFRIKA

Ich habe mich bei den Problemen der atlantiſchen Kultur ſehr lange aufhalten müſſen. Gerade die weſtafrikaniſche Kultur und Kunſt betrachten und beurteilen zu wollen ohne eine Ahnung von diesen Dingen, — das scheint mir nicht möglich. Ich sehe mit viel Freude, daß das Intereſſe gerade für die Schnitzereien des atlantiſchen Kulturkreiſes täglich im Wachsen begriffen iſt. Aber viele unter denen, die dieſe Kunſtwerkchen ſo hoch ſchätzen, betrachten ſie als „primitiv“, als Zeugniſſe ungeſtört naiver Kunſtleiſtung, als Ausdruck der „enormen Produktivität des Kindeszeitalters der Kultur“ etc.

Dieſes aber ſind Auffaſſungen, die dem Tatſachenbeſtande widerſprechen. In Wahrheit kann ich auf afrikaniſchem Boden ſo gut wie keine kunſtgeſtaltende Naivität entdecken. Sie zu ſuchen, heißt aber ſich blind machen gegen die wirkliche Größe afrikaniſchen Kunſtlebens. Dieſe beruht in einer bis in die Neuzeit unbeirrbar gebliebenen Fähigkeit zur Stilbildung. Wir können dieſe Fähigkeit zurückverfolgen bis in die

petrographiſche Kunſt der mittleren Steinzeit, ſehen ihre Höhe in Ägypten und beobachten ihr Ausſterben in unſeren Tagen. Und dieſer Charakterzug entſpricht auch vollkommen dem ungeheuerlichen Beharrungsvermögen der Afrikaner, ihrer erstaunlichen Fähigkeit zu erhalten. Die afrikaniſche Kultur (und damit auch Kunſt) hat für die Kulturmorphologie die Bedeutung einer Stein und Schrift weit übertreffenden Kraft der Kulturerhaltung.

Das Bild der mittleren Steinzeit lebt in der Erinnerung der afrikaniſchen Menſchheit länger als ihr tatſächliches Vorhandenſein. Die den Alten ſagenhaft erinnerliche Sitte des äthiopiſchen rituellen Königsmordes ist noch heute in Übung — und zwar nicht als foſſiles Herkommen, ſondern als Einzelausdruck aus einer geſchloſſenen voll durch und durch echten Anſchauungswelt heraus. Die Erinnerung an eine Landung, die an den Syrten vor Jahrtauſenden ſtattfand, lebt im Bardenſang nahe der Weſtküſte heute noch. Aber dieſer Bardenſang, dieſe mörderiſche Zeremonie, dieſe Götterfabel haben eigenen Stil. Da iſt nichts darin vom flachen Hoſenniggertum, das europäiſche Torheit an der Weſtküſte züchtete. Das Alte iſt ernſt, ſtreng, herb — wenn auch im Weſten weniger als im Oſten. Damit aber bin ich auf den im folgenden leitenden Gedanken gekommen: die Verſchiedenartigkeit afrikaniſcher Stilformen, ſoweit ſie in der Plaſtik zum Ausdruck kommt. Denn nachdem im erſten Teile beſonders die Petrographie und im zweiten die Architektur gewürdigt wurde, mag nun im dritten beſonders der Plaſtik gedacht und dabei der Verſuch gemacht werden, hiſtoriſche Tiefe, ſinnliche Bedeutung und Formweſen in ihrem notwendig vorhandenen Zuſammenhang zu erfaſſen.

1. DER STIL DER OSTAFRIKANISCHEN PLASTIK

(Hierzu Tafel 120—157 und 156—169)

Eine frühhiſtoriſche Plaſtik läßt ſich im öſtlichen Afrika nur für Ägypten und hier nur in ſehr kümmerlichen Formen nachweiſen. In Ägypten ſteigert die Plaſtik ſich ſpäter verhältnismäßig ſchnell zu Leiſtungen von weltgeſchichtlicher Bedeutung. Die Oaſenhaftigkeit kommt hier in ihrer vollen Intenſität zum Ausdruck. Oſtafrika und eigentlich auch die ganze Zega und der Sudan ſind arm an Plaſtik. Dieſes Negativum fordert eine Erklärung.

An ſich iſt dieſe leicht und mit wenigen Worten zu geben: Oſtafrika und die Zega ſind der Boden telluriſch-äthiopiſcher Kultur, der Oſten zudem noch Wanderſtraße der alten antiplaſtiſchen hamitiſchen Kulturſüdſickerung; etwa über das Meer vom fernen Oſten eindringende Anregungen mußten dieſe althamitiſche Bewegung kreuzen und dementſprechend verarmen. Gehen wir näher darauf ein, was dies bedeutet.

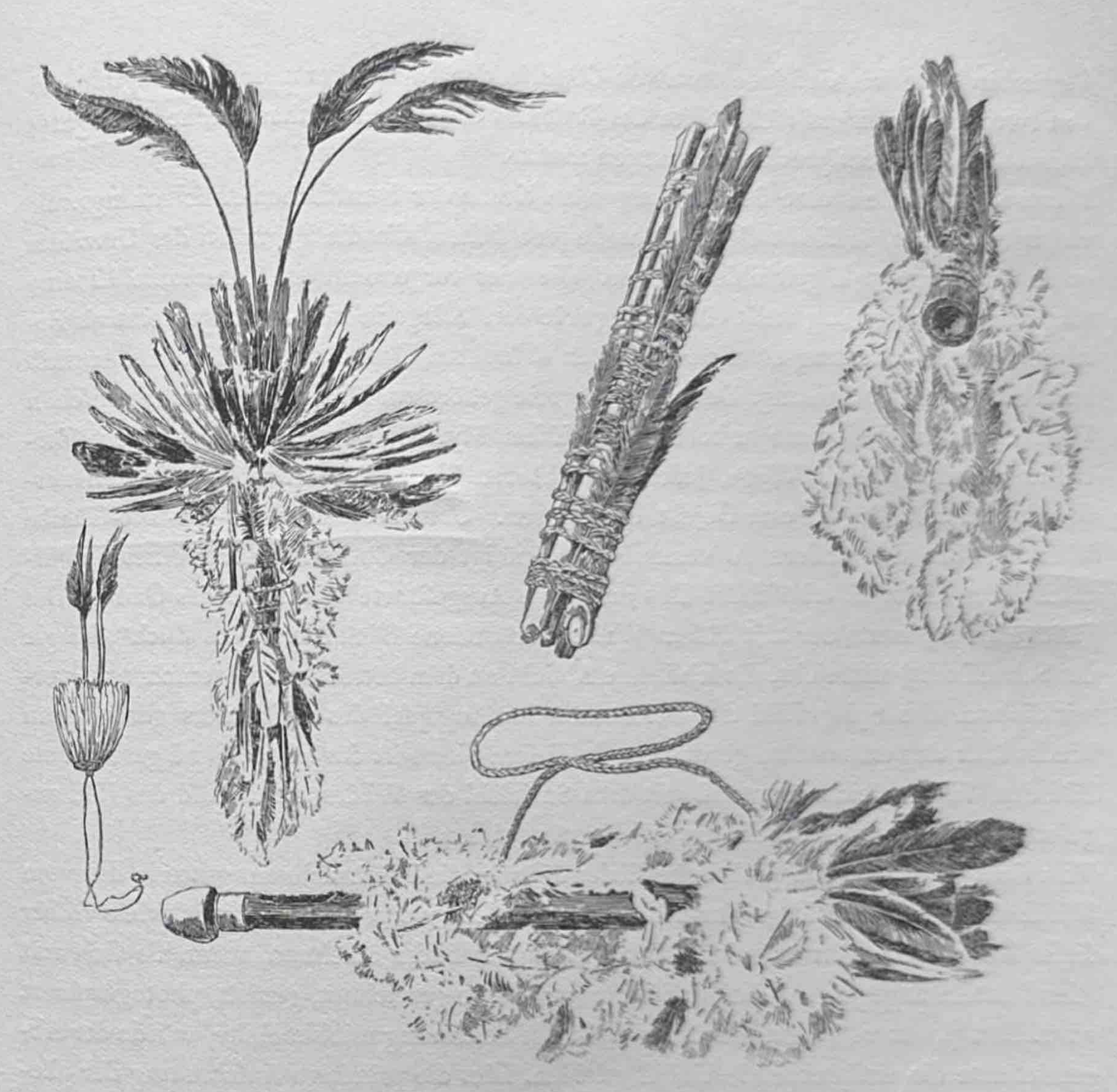
Die telluriſch-äthiopiſche Kultur iſt durchaus imaginativ. Die Durchgeiſtigung erfährt

hier die höchſte bekannte Form. Alles ſpielt ſich im Erlebnis ab. Die von der Natur gebotene Körperwelt iſt. Es beſteht keinerlei Anregung dazu, sie umzubilden, umzuformen oder nachzubilden. Gewiß gibt es Kultgerät. Aber bald beſteht ſolches nur aus einigen Federwiſchen, bald aus einigen groben Stöcken, bald nur aus den Inſtrumenten, die bei heiligen Feſten ertönen (vgl. Textabbildung S. 143 das heilige Gerät der Mambila). Nicht die Form iſt es, die hier etwas bietet, verrät, die anregte, aufregte oder entfachte. Der Gedanke, der damit verbunden iſt, iſt das Lebendige. Das heißt, dies heilige Gerät iſt Symbol.

Am klarſten tritt das im Totenkultus hervor, der ſeinem Weſen nach ein Beſtandteil des profanen Lebens iſt, da eine Trennung in profanes und religiöſes Leben in der äthiopiſchen Kultur noch undenkbar iſt. Entſprechend der Sippenorganiſation nach Altersklaſſen ſtirbt das Alte oben ab, wird beſtattet und dann von dem Mann einer nachfolgenden Generation mit einem in der Sippe aufgenommenen Weibe zur Wiedergeburt erweckt. In der Zeit zwiſchen Tod und Wiedergeburt iſt der Verſtorbene immanent mit der natürlichen Umwelt verbunden. Wenn alſo ſeinem Schädel, der möglichſt ſchnell nach dem Verſcheiden vom Körper gelöſt und an einem heiligen Ort aufbewahrt wird, Bitten und Opfer vorgetragen werden, ſo erreichen dieſe Gebete und Darbringungen durch ſolche Vermittlung die Natur ſelbſt, — ſo gewinnt der Lebende einen Einfluß, eine Beziehung zur großen Natur.

Unter ſolchen Umſtänden genügt alſo vollkommen die Beziehung zu dem Schädel. Die Natur iſt Ausdruck der Idee. Von irgend einer Formung und Geſtaltung, einer Nachahmung, Ergänzung oder Übertrumpfung der Natur durch ein Bildwerk kann gar nicht die Rede ſein. Die Herſtellung eines Ahnenbildes kommt gar nicht in Betracht.

Oder ein anderes! Das Zeremonial des Landbaues, im Frühjahr geboten durch Bittopfer, im Herbſt durch Dankopfer. Da kommt nur eines zum Ausdruck: die Erfahrung, die die große Natur bietet. Trockenheit, Schlangenbiß und dergleichen. Das ſind Erſcheinungen, die aufgefaßt werden als Ausdrücke des Unwillens, Ausbrüche des Zornes. Die große Natur wird hierzu durch den Menſchen veranlaßt. Denn der Menſch hackt die Erde auf und verſetzt ihr Wunden; er ſchneidet die Ähren ab und beraubt ſie; er tötet das Jagdgetier und erweckt ſich in den Seelen Jener Feinde. Doch ſind das mehr Ahnungen als Vorſtellungen. Denn jene Menſchen leben noch in der Zeit vor der Entdeckung des Du und des Ich. Sie fühlen ſich noch nicht als Mikrokosmos im Makrokosmos. Sie ſind noch eins mit der Umwelt. Aber aus dieſem kindlichen Einheitsgefühl heraus wird mit naiver Selbſtverſtändlichkeit gerade das an der Umwelt Gehandelte mit dem an ſich ſelbſt Erlebten gleichgeſetzt. Das heißt, das Seelenerlebnis wird in die ganze natürliche Umwelt projiziert, mit der der Menſch ſich ohne jede Einſchränkung als Einheit fühlt.



DIE HEILIGEN SYMBOLE DES KULTUS DER MAMBILA IM NÖRDLICHEN KAMERUN
Gezeichnet von Carl Arriens (DIAFE 1911)

Die große Natur muß alſo verſöhnt werden. Der fürchterliche Racheengel der Natur, der Leopard, das Symbol des Zornes der Natur, tritt auf und vollzieht die Rache oder immuniſiert den jüngeren Menſchen, d. h. der als Leopard charakteriſierte Prieſter macht die reife Menſchheit erbeben, die jüngeren Männer werden durch Schnitte, Entzahnung und ſpäter Beſchneidung entſühnt, geimpft oder wie man dies der Imagination und einer der Bildung der Begriffe vorhergehenden Welt der Ahnungen entſprechend umſchreiben will. Es iſt ganz klar, daß dieſe Anſchauung tiefſter Religioſität entſpringt, daß ſie aber nicht fähig iſt, Göttergeſtalten in der Phantaſie oder gar im Bildwerk zu erzeugen.— Wie alſo ſollte die telluriſch-äthiopiſche Kultur dazu kommen, eine Plaſtik zu ſchaffen?

Fernerhin ſagte ich, daß jede etwa von Oſten in den Erdteil kommende Anregung die von Nord nach Süd auf dieſer Seite des Erdteiles abſickernde althamitiſche Bewegung kreuzen und dementſprechend verarmen mußte.
Wenn ich mir alle meine Beobachtungen im Kreiſe der hamitiſchen Anſchauungswelt vergegenwärtige, ſo bleibt als markanteſte jene ſtehen, die die Pygmäen des Urwaldes boten und die S. 34ff geſchildert wurde. Die hier vorgenommene Zeremonie iſt eine magiſche. Der Vorgang ſtellt eine Allegorie dar. Allegorie hier nicht gemeint als Belebung und Darſtellung eines verwickelten abſtrakten Denkaktes, ſondern als Ausfluß einer magiſchen Vorſtellung. Denn die Allegorie gehört zur Magie und zur chthoniſchen Weltanſchauung, wie das Symbol zur telluriſchen Myſtik. Die allegoriſch-magiſche Vorſtellung findet überall Wege, jeden erreichbaren Teil eines erſtrebten Ganzen auszugeſtalten zum Begriff und Objekt des Ganzen. Überall iſt der Pars-pro-toto-Glaube lebendig. Um den andern zu verzaubern, benötigt der Chthoniker nur eines Fingerabſchnittes, eines Haarbüſchels. Das am Teile Ausgeführte wirkt auf das Ganze. Das gleiche iſt es, wenn der mit böſem Willen verbundene Blick (der „böſe Blick", Magie der Scheelſucht) hinreicht, die ſchlimme Abſicht an dem betrachteten Menſchen zu verwirklichen. Das Spiegelbild des Beſchauten im Augapfel des Beſchauers genügt, um Macht über den erſteren zu gewinnen. In dieſem Sinne iſt das in den Sand gezeichnete Bild des Wildes gleichbedeutend mit dem Schickſal des Wildes, das, ſobald das Bild angefertigt iſt, ſchon der Macht des Zeichners verfallen iſt.
Man ſieht, welch große praktische Bedeutung in dieſem Anſchauungskreiſe das vom Menſchen gefertigte Bild gewinnt. Es entſpricht dem, wenn außerordentlich viele Völker dieſer Kultur jede Form des künſtlich gefertigten Bildes ablehnen, wenn ſie ſich mit allen Mitteln dagegen wehren, daß einer von ihnen gezeichnet, gemalt, photographiert wird. Pars pro toto! Wenn ein übler Wille die Zeichnung mißhandlelte, würde der Abgezeichnete die entſprechende Unbill erleiden. Dies die primitive Anſchauung der allegoriſierenden, chthoniſchen Hamiten.
Aus ſich heraus würde dieſe Anſchauung nie imſtande ſein, eine große plaſtiſche Kunſt, die den menſchlichen Körper zum Gegenſtand hat, zu ſchaffen oder entſtehen zu laſſen. Wo Blick, Wunſch und Zauberſpruch zur Macht genügen, entſteht nichts derartiges, ja muß der ſtets um ſein Schickſal beſorgte Träger des Höhlengefühls eine derartige Entwicklung hemmen. Im Höhlengefühl wird ſolche Kunſt und ſolcher Wille zur Macht unbedingt zur Furcht vor der entſprechenden Macht des andern. Solch primitiv hamitiſcher Geiſt war es, der als Kultur an der Oſtküſte Afrikas entlang nach Süden ſickerte und eine Barriere bildete, die jede etwa von Oſten herankommende Kulturwelle erſt durchbrechen mußte, um das große telluriſch durchflutete Steppeninland zu erreichen. —
Und doch iſt die Kunſt plaſtiſcher Bildnerei durch die Barriere hamitiſchen Weſens



HEILIGE FIGUREN DER TSCHAMBA IN ADAMAUA
Stets paarweise verehrt. Gezeichnet von Carl Arriens (DIAFE 1911)

hindurchgebrochen und hat nach Norden zu bis in die große Oaſe am Nil und nach Weſten bis tief in die Zega ihren Weg genommen. (Wonach dann allerdings die in das Geäder des hamitiſchen Laufes geſchlagene Lücke ſich ſogleich ſchloß und nur noch der Malerei als einer erhöhten Zeichenkunſt Beſtand in höherer Form ließ.) — Und wir wiſſen auch, woher dieſer Einbruch kam, nämlich aus dem erythräiſchen, dem ſüdarabiſch-indiſchen Becken. Dieſe Herkunft bedeutet für den Stil von vornherein Richtung. Die Formen ſtammen aus ernſter Ruhe. Die Strenge, die ſie brachten, blieb ihnen.

Dieſe ſtrenge Geſchloſſenheit ſehen wir in den öſtlichſten Vorkommniſſen, die uns bekannt ſind, bei Ometo und Bari (Tafel 173 und 175) ebenſo wie bei Völkern des Nigerbogens (Tafel 172) oder im alten Ägypten (Tafel 176). Als Textabbildung obenſtehend einige Typen aus dem Zentrum, dem oberen Benuegebiet. Formen aus Südoſtafrika bieten auch nicht viel anderes. In allem iſt der Eindruck unbeirrbarer Ruhe und Strenge entſcheidend. Dabei iſt der erſte Gedanke an eine Formenarmut, die der Ungeſchicklichkeit oder dem Unvermögen entſpränge, eine höhere Beweglichkeit zu ſchaffen, nicht haltbar. Die ägyptiſche Plaſtik hat die Strenge, die Betonung der harten Linie auch dann nicht abgelegt, als ſie über unendlich hohe Geſchicklichkeit gebot und in der Zeichnung ſchon

über die entzückendſte Grazie verfügte (vgl. Tafel 14). Dazu kommt, daß die weſtafrikaniſche Plaſtik von vornherein mit runden Linien hervortritt, auch da, wo ſie mit ungenügenden Mitteln zu wirken verſucht.

2. DER STIL DER WESTAFRIKANISCHEN PLASTIK

(Hierzu Tafel 142—167)

Die Betrachtung der weſtafrikaniſchen Plaſtik kann kaum anders beginnen als mit der Frage nach ihrem Sinn. Denn ſie iſt, beinahe ſo lange wir Jungeuropäer von ihr wiſſen, auf das innigſte verbunden mit dem Worte „Fetiſch". Dieſes Wort ſtammt aus dem

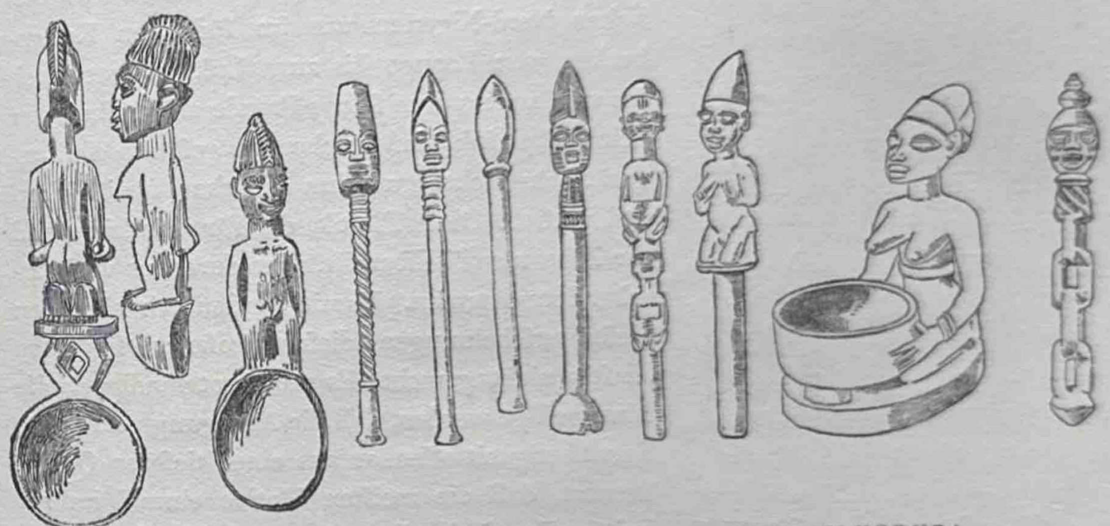


EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA
Von links nach rechts: 1 und 2 Der Feldbaugott Oko — 3 Der Schmiedegott Ogun — 4 Der Himmelsgott Olufan — 5 und 6 sockelartige Götterstühle des Gottes Schango. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

Portugieſiſchen und hat die Bedeutung „Zauber". Die Bezeichnung iſt aus der düſterſten Ignoranz entſtanden, aus einer Anſchauung heraus, die erzwungenerweiſe nichts erkennen und durchſchauen durfte, aus der Periode der nachmittelalterlichen Sklavenräuber. Die Sklaven aus Afrika, zumal von ſeiner Weſtküſte, wegführenden „Chriſten" gingen von dem Geſichtspunkt aus, daß dieſe weſtafrikaniſchen Neger ſchlecht, kulturlos, zauberſüchtig und damit alſo antichriſtlich ſeien. Damit nur konnten ſie ihr Gewiſſen bei dem unglückſeligen Geſchäft beruhigen. Alſo mußte der Neger ein feticeiro, ein Zauberer, ſein Gerät ein Zauberwerkzeug, alſo Fetiſchkram ſein. Nachdem dieſe Bezeichnung aber erſt einmal eingeführt war, hat ſie Hunderten und Tauſenden von Reiſenden und Sammlern die angenehmſte Eſelsbrücke gebildet. Man braucht ſich nicht den Kopf über den

Sinn einer Sache zu zerbrechen, von der man, mitunter ſogar mit einem Anflug von Gelehrſamkeit ſagen konnte, ſie ſei ein Fetiſch. Wenn wir die Kataloge der alten Sammlungen unſerer Muſeen durchgehen, treffen wir das Wort auf Schritt und Tritt. Eine Lanze, an der einige Köpfe geſchnitzt ſind, iſt eine Fetiſchlanze, ein Stuhl mit einer Telamonenfigur iſt ein Fetiſchſtuhl, ein Löffel mit einer Hand als Handgriff iſt ein Fetiſchlöffel und dergleichen mehr.

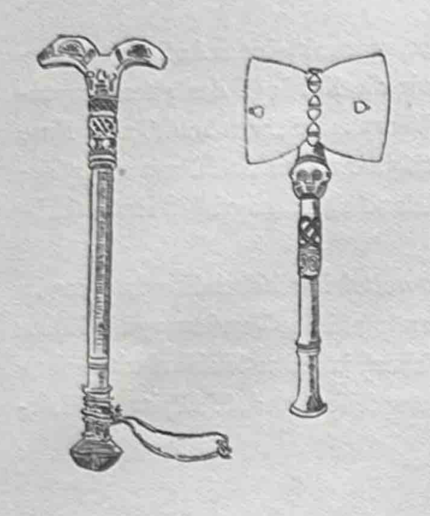
Veranlaſſung hierzu boten allerdings die Gegenſtände weſtafrikaniſcher Handwerker in der Fülle. Es gibt Gegenden, in denen nichts ohne figuralplaſtiſche Verzierung iſt. Keine Trommel ohne Figur, kein Palmweinſtöpſel ohne Köpfchen, ja keine Kliſtierſpritze ohne eine Geſichtsdarſtellung. Hauspfeiler und Bänke, Tabakspfeifen und Pfeilſpitzen, Holz-

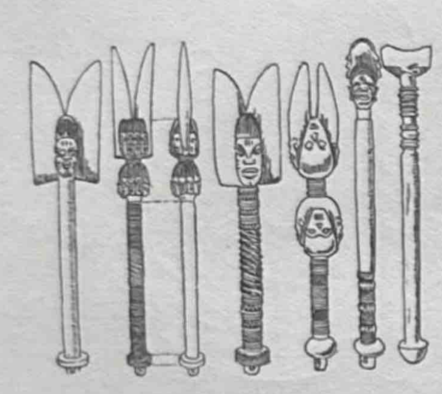


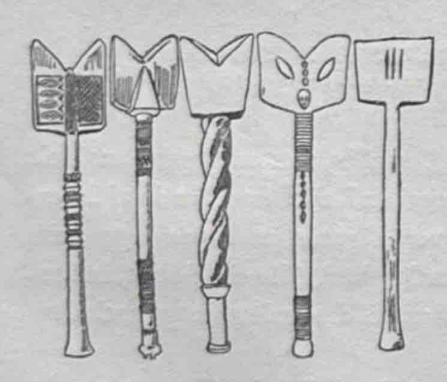
EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA
Von links nach rechts: 1–3 der Himmelsgott Obatalla — 4—11 Figuren und Geräte des Pockengottes Schankpanna.
C. Arriens del. (DIAFE 1910)

gefäße und Hackenſtile, Puderkäſten und Haarpfeile, alles, alles, was nur irgend aus Holz geſchnitzt werden kann, iſt mit geſchnitztem Figurenwerk in Relief und Rundplaſtik verſehen. Dazu wimmelt es von Figuren an Tempeln, von Figuren an Kreuzwegen, von Figuren auf Gräbern und nicht zuletzt zu nennen von Masken. Alſo ein Gebiet, in dem man mit Recht der einen Frage nach der Form und dem Stil die andere Frage nach dem Sinn voranſtellt.

Es iſt ganz klar, daß man einem großen Teil der Dinge den religiöſen Charakter nicht abſprechen kann. Dieſer Teil iſt aber ſehr klar abzugrenzen. Denn ich war in Gegenden, in denen die Menſchen eine ſolche Freude an der Schnitzerei bezeugten, daß ſie nichts ohne figuralen Schmuck herſtellten. Soweit der noch wenig oder gar nicht berührte







EPIGONENKUNST
DER ATLANTISCHEN KULTUR
IN YORUBA

Ose Schango, d. h. Tanzkeulen und Symbole der Schangopriester. C. Arriens des. (DIAFE 1910)

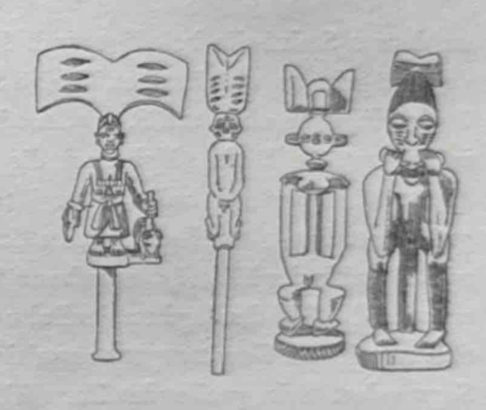
Mukuba (Sankurrugebiet) nichts anderes zu tun hatte, lag er faulenzend herum und ſchnitzte an ſeinem Becher und ſeiner Tabakspfeife, und unter der ſchönen Riemenornamentik taucht dann immer einmal ein Kopf, eine Hand, eine Figur auf. Als ich einem Häuptling am Kuilu einmal ein Schlachtmeſſer von Henkel-Zwillingswerk geſtiftet hatte, ſah ich es nach einigen Tagen wieder mit einem in den Griff eingeſchnittenen, feinziſelierten Kopf. Schmuckbedürfnis. In dieſen weſtafrikaniſchen Ländern und zwar vor allem im öſtlichen Nord-Nigerien wie im ſüdlichen Kongobecken, von Loango bis zum Lukuga war noch bis vor kurzem eine ſolche Freude an geſchnitzter Schmuckplaſtik, daß ſolche das geſamte Kulturgerät beherrſchte und ihm den charakteriſtiſchen Stil verlieh. Dieſe Plaſtik, die für Oſtafrika und die Zega unvorſtellbar iſt, war durchaus vorherrſchend und profan. Damit werden wir aber den Geſamterſcheinungen dieſer profanen figuralen Plaſtik nicht gerecht. Es muß notwendigerweiſe hinzugefügt werden, daß die Anregung zu ſolcher Kunſtfertigkeit offenbar aus einer tieferen Quelle ſtammt, daß die meiſten Motive einmal im religiöſen Empfinden ihren Ausgang gefunden haben. Das heißt, die profane Figurenplaſtik Weſtafrikas iſt offenkundig am Ende einer langen Entwicklungsgeſchichte aus dem mythologiſchen Kultus in das Profanleben hinübergeglitten. Alſo liegt dieſe profane Figurenplaſtik als Endſtadium einer ſinn- und zeitgemäß tiefen Umbildungsperiode vor uns.

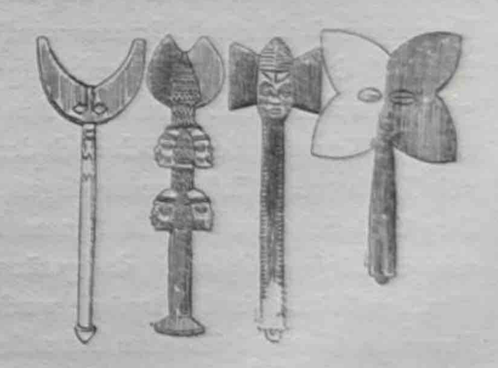
Wenn ich den Leſer nun an den entgegengeſetzten Punkt der Entwicklungslinie, in das Ausgangsgebiet religiös-mythologiſcher Darſtellungsweiſe führe, ſo wird er ſogleich in einen unendlich feingliederigen und reichen Formenkreis treten. Vollkommen und in aller Friſche iſt dieſes allerdings nur noch in einem

Gebiet der Länder um die Nigermündung herum erhalten, und von dem dort, zumal im heutigen Yorubaland, herrſchenden mythologiſchen Religionsſyſtem habe ich einiges zur Einführung Notwendige ja ſchon oben (S. 136 ff.) geſagt. Ich ſprach da von der Kosmogonie, dem Weltbild, dem Götterſyſtem der Sechzehn-Ordnung, von der templaren Religion.

In dieſer yorubiſchen Weltanſchauung hat nun nicht nur jeder Gott ſeine eigenen Mythen, ſeine eigene Himmelsregion und ſein eigenes Aufgabenfeld, ſondern auch ſein Kultusgerät, ſeine Ikonographie. Hier einige Beiſpiele. Die Textfiguren S. 146/7 bieten Bildwerke des Landbaugottes Oko, eine Darſtellung des Kriegs- und Schmiedegottes Ogun, eine Szene aus der Mythologie des anſcheinend wenig verehrten Olufan, Löffel aus dem Opferdienſte des Himmelsgottes Obatalla, Prieſterſchemel, Zeremonialkeulen und eine Opferſchale des furchtbaren Gottes Schankpanna, der die Menſchheit mit der ſchrecklichen Blatternkrankheit ſchlägt. Um aber eine Vorſtellung zu erwecken von der unfaßlichen Vielſeitigkeit dieſer figuralen Plaſtik, ſoll wenigſtens das Kultusgerät eines yorubiſchen Gottes in breiterer Weiſe geſchildert werden. Für ſolche Aufgabe bietet der Gott Schango reichſte Auswahl. Schango iſt einer der ſechzehn Urgötter des Yorubalandes. Er iſt der Gott des Gewitters, der die Donnerkeile ſchleudert. Deshalb ſind die Donnerkeile, in dieſem Falle kleine Steinbeilchen neolithiſcher Form, die weit verbreitet und in großer Zahl im Yorubalande gefunden werden, ihm gewidmet. In der Mitra des Oberprieſters Schangos iſt ein ſolches Steinbeil befeſtigt. Steinbeile ſind in Flachſchnitzwerk auf den meiſten Türbrettern, die zu Schangotempeln führen. Die Waffe, die Schango führt, heißt Ose oder Osche Schango. (Siehe die Textfiguren S. 148/9.) Sie iſt nach Eingeborenenansicht ein Stock,







EPIGONENKUNST
DER ATLANTISCHEN KULTUR
IN YORUBA

Ose Schango d. h. Tanzkeulen und Symbole der Schangopriester. C. Arriens des. (DIAFE 1910)





EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA
Opferurnen von Altären des Gottes Schango. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

an dem 2 Steinbeile befeſtigt ſind. Die heute am meiſten geſchätzten Formen ähneln den Flügeln an der Haubenſchleiſe Schwarzwälder Bäuerinnen. (Siehe vor allem die beiden Figuren oben auf S. 149, ſowie die erſte von links in der mittleren und die letzte in der unteren Reihe. Vgl. auch die Figur oben rechts auf S. 148.

Eine großzügige Mythologie umgibt Schangos Bild. Der Gott war vordem ein großer, grauſamer König auf Erden. Seine Gattin war Oya, der Nigerſtrom (ſ. die Textfig. S. 152 rechts und in der Mitte), die einſt von ſeiner Medizin geſtohlen hatte und von ihm verfolgt wurde. Das Bild der Jagd an der Bahn des Nigers bis in die Lagune wird großartig erzählt. Schango iſt als Gewittergott gewaltig, herriſch, ein Zerſtörer und doch auch wieder ein Segnender. Sein grollender Zorn ſchreckt. Sein Blitz mordet, aber mit ſeinem Regen fließt Fruchtbarkeit zur Erde. Als König auf Erden wohnt er in einem Palaſte aus Meſſing. Er war ein Reiterfürſt. Immer wird er als Reiter dargeſtellt. Zuletzt wurde er so grauſam, daß das Volk ſeiner überdrüſſig wurde. Er wurde aufgefordert, ſich zu töten. Zornig ging er in den Wald. Man fand, ihm nachgehend, nur noch eine aus dem Boden herausragende Kette, an der er ſich nach den einen erhängt, nach den andern in die Erde hinabgelaſſen hatte. Wieder andere ſagen, er ſei an einer Kette zum Himmel aufgeſtiegen.

Der Gott Schango iſt mit ſeinem Kultus die führende Gottheit des Yorubalandes, sein dreitägiges Opferfeſt das geräuschvollſte des Jahres. Blutige Opfer, Orakelwürfe, Umzüge, Tänze und Schmäuſe wechſeln miteinander ab. Der Topf mit dem heiligen Feuer des Gottes ſpielt eine bedeutſame Rolle. Keine profane oder prieſterliche Obrigkeit kann ſich dem rauſchenden Feſte entziehen (vgl. Und Afrika sprach III S. 238 ff.). Wir können uns keines von den großen Ritualien des Altertums denken, von denen wir mit Staunen und wohl auch mit Entsetzen in den Akten der Kulturgeſchichte leſen, das nicht in ſeiner Weiſe in irgendeinem ſolchen yorubiſchen Kultus ſein Weiterleben





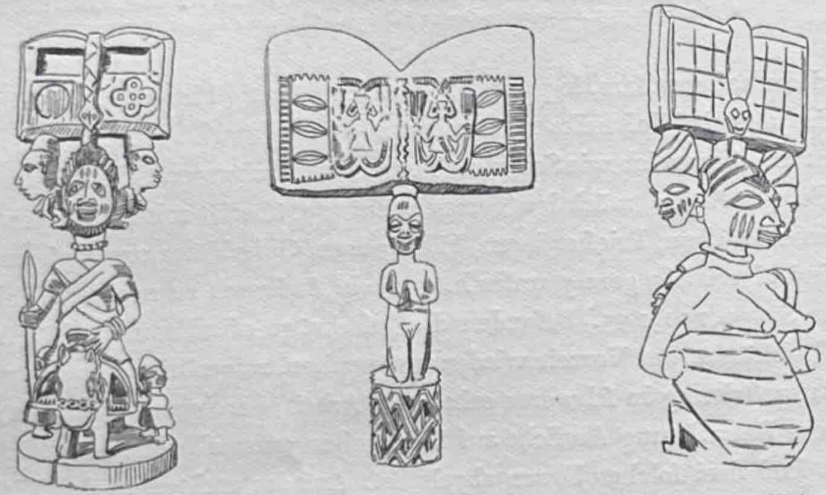
EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA
Opferurnen von Altären des Gottes Schango. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

feierte. So riesenhaft grausam, so prunkvoll und so großartig hinreißend wie der Schangodienst scheint aber in Westafrika kein anderer Kultus gewesen zu sein.

Und so bunt und formreich wie Schangos Tempel und Kultusgerät ebenfalls kein anderer. Weitausgedehnte Altäre, mächtige Tempelvorhänge, übersät mit Emblemen und Symbolen, lederne Taschen, Priestertiaren, Holzfiguren, Opferklötze und Opferurnen. Diese letzteren sind eigenartig genug, unser Interesse in Anspruch zu nehmen. (Vgl. die Textabbildungen S. 150, 151, 153.) Besonders die Opferkrüge, offenbar uralte Stücke, zum Teil aus alten Grabstätten der Vorzeit wieder ausgegraben, zeigen einen Reichtum an ornamentaler Ausgestaltung in schwerer erhabener Arbeit, die eigenen Sinnwert verrät und dessen nähere Betrachtung Aussicht auf Erschließung von allerhand Ausblicken bietet. Auf S. 151 sind drei solcher Urnen abgebildet. Auf der rechten in der Mitte ein Ose Schango, hier direkt bezeichnet als Doppelbeil, als Waffe des Gewittergottes und gleichzeitig auch als Phallus mit Testikeln. Auf der mittleren von den drei Urnen auf der gleichen Seite ist dieses Emblem nicht weniger als sechsmal zu sehen, zweimal in größerem, viermal in kleinerem Format. Die Bedeutung der Geschlechtsteile ist hier noch deutlicher. In der Textabbildung S. 153 unten sehen wir (besonders in der unteren Aufrollung) eine ganze Kette interessanter Darstellungen, und zwar von links nach rechts: 1. zwei Handgriffe, 2. eine fischschwänzige Gottheit, (vgl. auch Tafel 177), 3. einen Mann, rechts Griff und Steinbeil, links die Schlange haltend, 4. wieder eine fischschwänzige Gottheit, 5. eine Frau, 6. zwei Handstiele mit Steinbeilen darüber, 7. eine Schlange. Hierzu erhielt ich folgende eigenartige Erklärung: Die Urne sollte das Opferblut aufnehmen (bei Fürbitte in der Zeit gefährlichen Regenmangels und der Dürre!). Das Opfer bestand in diesem Falle aus einem Sklaven und einer Sklavin. Mit einem Steinbeil wurde dem Manne das Geschlechtsglied abgeschlagen und dieses in das Feuer geworfen. Die Frau wurde getötet, aber

vorher von allen Prieſtern der Reihe nach mißbraucht. Die Folge eines ſolchen Opfers ſollte dann ſein, daß Schango, von dem blutigen Opferanblick erregt, ſich auf ſein Weib ſtürzte und ſie begattete. Damit ſenkte ſich Dunkelheit über die Erde. Bis zur Erde herab ſenkte ſich das gewaltige Glied des Gottes in Schlangenform. Sein Same fiel als Steinbeil zur Erde. Bis zur Überſchwemmung konnte ſich dann die nachfolgende Himmelsflut ergießen.

Unendlich reich an Fabeln und Mythen und ebenſo an den Darſtellungen ſolcher iſt das alte Yorubavolk noch vor kurzem geweſen. Aber ach, Wiſſen und Glaube, Sitte und Achtung vor dem Alten ſchmilzt hin vor dem gleichmäßigen Glück der Sterlinge; und Mais- und Kakaobau, mißverſtandenes Chriſtentum ſowie falſcher Stolz auf europäiſche Ziviliſation verdrängen all die alte Kunde. — Reich wie die Mythen war wie geſagt die Darſtellung in ſakral-figuraler Plaſtik, ein großer Schatz von mythiſchen



EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA

Figuren des Schangodienstes. Links der Gott selbst. In der Mitte und rechts seine Gattin, die Göttin Oja. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

Schilderungen, von sinnvollen Emblemen. — Das alles war den erſten Europäern nichts als „Fetiſch“, ſinnloſes Formgeplärre. Von der Weite und Größe dieſer letzten, auf der Erde noch lebendigen, d.h. das ganze Leben des Menſchen durchtränkenden Mythologie bekonnten ſie keine Ahnung gewinnen. Ich aber konnte wenigſtens noch einen bedeutenden Schatz ihrer plaſtiſchen Niederſchläge einſammeln. Dieſe ſakrale Figurenplaſtik ſteht nun vor uns in den Muſeen und verlangt nach Würdigung. Wir gehen dabei aus von dem gewaltigen Gegenſatze, den dieſe Formenwelt der Hyläa gegenüber der im vorigen Abſchnitt behandelten der Zega und des Oſtens hat. Dort war alles ſtreng, hart, abgemeſſen, phantaſiearm. Die hyläiſche Formwelt iſt aber bunt, reich, lebendig. Die Linienführung bei jenen iſt geſtreckt, bei dieſen gewunden. (Vgl. als Gegenſatz die atlantiſchen Formen, Tafel 158—166, und die erythräiſchen, Tafel 170—174.)

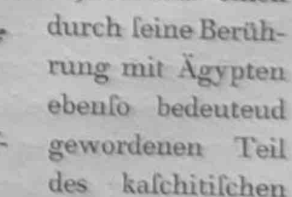


SOCKELARTIGE GÖTTERSTÜHLE
von Altären des Gottes Schango. C. Arriens des. (DIAFE 1910)

DIE TIEFE DER ÄGYPTISCHEN PLASTIK

(Hierzu Tafeln 134—137 und 174)

Drei Gebiete des afrikanifchen Bodens find es, die prähiftorifche, frühgefchichtliche oder altgefchichtliche Belege figuralen Schaffens bieten: Ägypten, Kleinafrika, das Gebiet der Guineaküfte. Nur diefe drei. Denn was bisher das füdweftliche, füderythräifche Ruinengebiet an Geierftelen bot, kommt noch nicht in Betracht.
Mit Kalkfteinfiguren fetzten die Funde auf altägyptifchem Boden ein. Sie gehören der Negadaperiode an und reichen bis in die Zeit der Tinitendynaftie hinein (Tafel 174). Formal wie chronologifch laffen fich diefe Vorkommniffe wie viele Teile des Kulturrahmens, aus dem fie hervortreten, mit der ägäifchen Kultur zufammenbringen. Damit ift aber nur eine Beziehung von mehreren heute fchon nachweisbaren genannt. Die ägyptifche Kultur hat feit alten Zeiten zwifchen den beiden Gegenfätzen, die die Mündung und die Quellen des Nil boten, mehrmals hin und hergependelt.
Mit dem Norden erfcheint Ägypten am Ende des Neolithikums verbunden. In der fpäteren Gefchichte tritt jedoch eine immer regere Kulturverknüpfung mit dem Süden ein, mit Nubien, deffen Bewohner mit zu den „elenden Kafchiten“ (ftatt Kufchiten) gehörten, und das jedenfalls einen durch feine Berührung mit Ägypten ebenfo bedeuteud gewordenen Teil des kafchitifchen







URNE MIT FIGÜRLICHEN DARSTELLUNGEN
des Schango-Kultes

Kulturkreises bedeutete, wie jener im persischen Golf gelegene, der als Akkad für die babylonische Kultur so ausschlaggebend wurde.
Die Arbeiten des Institutes haben erwiesen, daß diese kaschitische Kultur in einer alten Periode um die Küsten des erythräischen Meeres herum eine eminente Bedeutung gewonnen hat. Indien — Akkad — Hadramaut (Ophir) — Punt sind die wichtigsten Pfeiler dieses Emporiums. Ganz Arabien lebte zu alter Zeit von diesem Kulturquell. Alle alten Götterbilder Arabiens stammten aus Hadramaut. Dieses glückliche Südarabien in seiner Machtausdehnung zu erfassen ist leicht: es ist nur nötig, die aus diesem Heimatland der Persea, des Weihrauchs und der Sykomore sich ergießende Verwendung des Weihrauches zu verfolgen. — Aus diesem kaschitischen Meeresbecken ergoß sich ein Strom auf die norderythräische Bahn nach Innerafrika und den Nil herab. Das kaschitische Matriarchat lebte an der Ostküste Indiens ebenso wie in Südarabien und Nordostafrika; in der Mythologie lag der weibliche Himmel über der männlichen Erde; der rituelle Königsmord ward an der Ostküste Indiens ebenso geübt wie im Reiche Meroe noch zu Diodors Zeiten, im Sudan noch heute. Der ganze Osirisdienst wanderte diesen Weg.
Mit diesen beiden Beziehungen ist das Problem der ägyptischen Kultur angerührt, eines der merkwürdigsten und lehrreichsten. Aus wie vielen Gegenden und in wie vielen Zeiten Ägypten auch aufnahm: ägyptischer Boden hat so starke Eigenkraft, daß er alles aufgenommene Fremde zum Ägyptischen gestaltet. Dieser Boden zeigt die Eigenschaften der Mutter Erde in beispielhafter Weise. Das erfahren nicht nur Kultursymptome und Menschenrassen. Das ergibt sich auch aus der Geschichte der ägyptischen Haustiere. „Vor allem ist es die einheimische Rinderrasse, die durch Seuchen manchmal im Laufe eines Jahrhunderts wiederholt gänzlich aus dem Lande verschwunden und nur durch Zuzug der verschiedensten Rassen von Norden, Osten und Süden von neuem ersetzt, nach Verlauf weniger Generationen bereits wieder mit den charakteristischen Merkmalen der ägyptischen Rasse ausgerüstet erscheint, so daß sie in ihrem überwiegenden Teil heute noch genau nach den Abbildungen des alten Reiches entspricht" (Georg Schweinfurth in Karl Baedeckers „Ägypten" S. XLIX). — Das ist die Parallele zu der ungeheuren Fähigkeit, eigenen Stil zu bilden und zu erhalten.
Durch diese gewaltige Kraft wurde alles im Laufe der Zeit „ägyptisch". Ich zeigte im ersten Teile schon, wie in vorgeschichtlicher Zeit das hamitische Felsbild auch über die Felswände Ägyptens hinzieht und noch bis in spätgriechische Zeit an den Tempelwänden mit ihren eingeritzten Linien wiederkehrt (Tafel 10). Dieses Beispiel legt uns die Frage vor, woher die erste hölzerne Plastik, um die es sich in diesem Teil ja handelt, auf ägyptischem Boden ihren Samen erhielt. Das Zeichnen und das Felsbild wurde erkennbar als Schöpfung der hamitischen Kultur. Aber wie verhält es sich mit der Plastik? Was

bedeutet ein Sprung von der typiſch norderythräiſchen Kalkſteinfigur (Negadazeit Taf. 174) bis zur Höchſtentwicklung alter Porträtkunſt in Holz (IV. Dynaſtie v. Chr. Tafel 137)? — Er bedeutet das gleiche, was noch die paläolithiſche Plaſtik auf europäiſchem Boden bezeugt (ſiehe S. 27 ff.), daß nämlich die Anfangsglieder der ganzen Entwicklung fehlen. Wir beſitzen aus Europa wie aus Afrika als erſte und älteſte nur ſteinerne Dokumente. Klima, Zeit und Boden haben die Anfänge aufgefreſſen. Auch aus den Negadagräbern



EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA
Darstellung des Gottes Edschu. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

ſcheint überhaupt nichts Hölzernes zum Vorſchein gekommen zu ſein. Wenn unſere Kenntnis der ägyptiſchen Plaſtik mit Kalkſteinfiguren beginnt, ſo iſt daneben zu halten, daß alles Hölzerne überhaupt fehlt, daß eine Schnitzerei ſich aber wohl kaum zuerſt am Stein verſucht.

Die Entſtehungsgeſchichte der Plaſtik läßt ſich nur auf dem Wege der Unterſuchung der Parallelen rekonſtruieren.

DIE TIEFE DER KLEINAFRIKANISCHEN PLASTIK

(Hierzu die Tafeln 138—141)

Aus Kleinafrika wurden als Zeugen wirklich alter Plaſtik bislang nur die „Eulenköpfe“ bekannt, ovaloide, ſpitz zulaufende Steinmonumente, in deren Oberteil durch einfachen Einſchliff Geſichtszüge eingeſchnitten waren. Alter und Verbreitung ſind vollkommen unbekannt. Sicherlich entſtammen ſie einer vorgeſchichtlichen Zeit und ſind ſomit als Belege einer früheren Bekanntſchaft mit der Plaſtik hochwichtig.

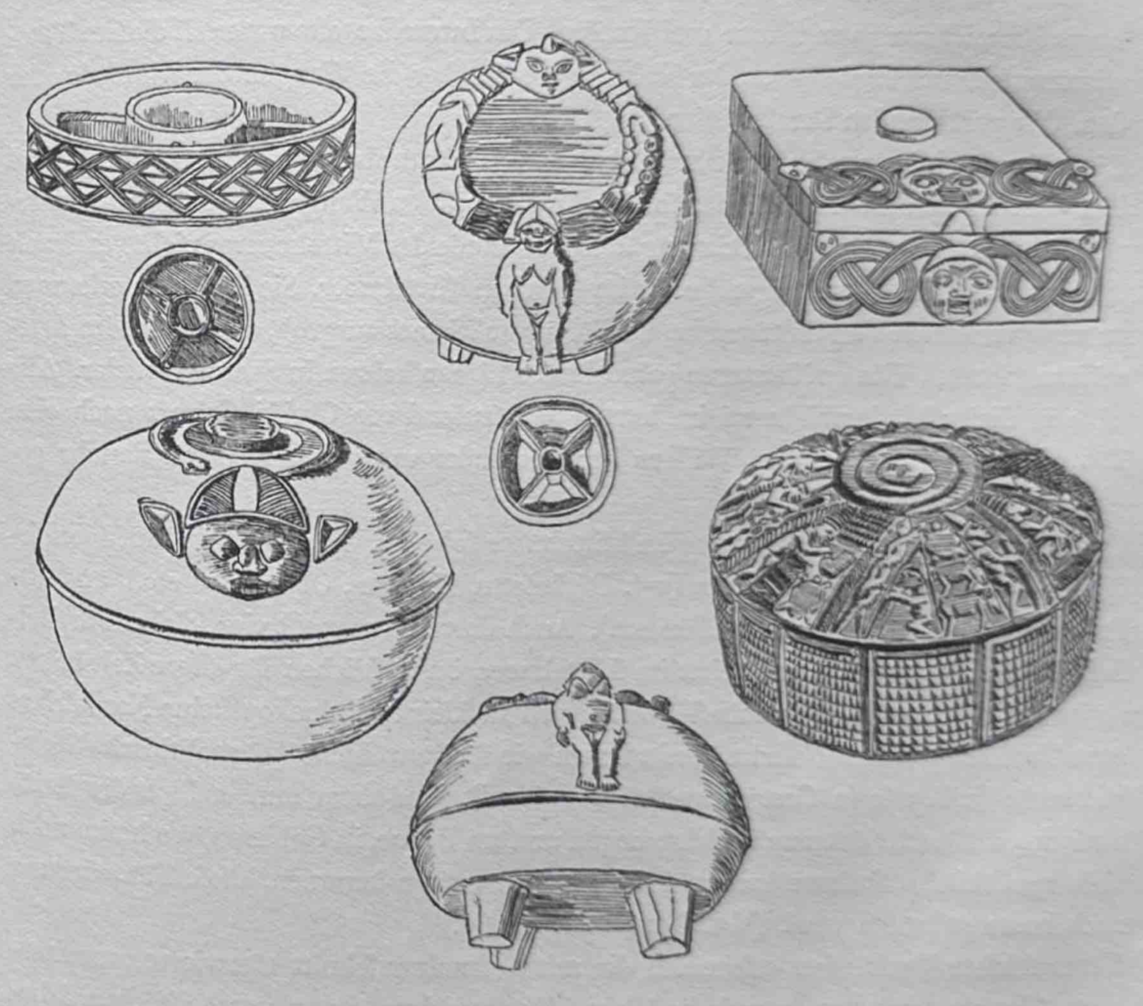
Im übrigen iſt die hamitiſche Kulturzone Afrikas ſo gut wie bar aller Plaſtik. Das gilt für die Berber Nordafrikas ebenſo wie für die Biſcharin, Somali, Maſſai oder Hottentotten. Und der Buſchmann, der ſo wundervolle Felsbilder malte, hat uns nicht ein einziges Stück Plaſtik gegeben. Wo Plaſtik in hamitiſchen Kulturgebieten vorkommt, iſt ſie Fremdgut.

Fremdgut iſt auch die älteſte Plaſtik, die auf kleinafrikaniſchem Boden bekannt iſt. Sie gilt als karthagiſch. Hier bilde ich unter Tafel 138—141 Beiſpiele ab, die von den Fachleuten als karthagiſch bezeichnet und dem 6.—5. vorchriſtlichen Jahrhundert zugeſchrieben werden. Es ſind Terrakottamasken aus den Ruinen Karthagos. Ganz ähnliche offenbar aus gleicher Schule wenn nicht Werkſtätte ſtammende und auf Sardinien ausgegrabene Stücke liegen in Cagliari. Bruchſtücke ähnlicher Werke ſah ich in algeriſchen und tuneſiſchen Privatſammlungen. Sie müſſen als Grabbeigabe ziemlich verbreitet geweſen ſein. Und dennoch konnte ich nichts Genaueres über die Fundumſtände ſagen. Sogar die Berichte der weißen Väter von Karthago geben nichts endgültig Aufſchließendes. Jedenfalls tauchen dieſe Stücke auf afrikaniſchem Boden unvorbereitet auf — und verſchwinden ebenſo unmerklich.

Dieſe Terrakottamasken ſind auf afrikaniſchem Boden Fremdlinge, Zugezogene. Wir kennen die Heimat dieſer Kunſt. Sie lebte um das VII. Jahrhundert im ägäiſchen Kulturkreis, und analoge Formen wurden auf den Inſeln wie auf dem Feſtlande aufgefunden. Sie gehören in eine Welle der Periode hervorragender Töpferkunſt, einer Meiſterſchaft im Tonbrande, die Ägypten und das ganze Mittelmeer mit Ware verſorgte. Dieſe Welle trug aber nicht nur Ware, ſondern auch Anregung. Die wundervollen Köpfe von Elche in Spanien gehören in den gleichen Kreis. Das bedeutet e i n e Formwelt von Kleinaſien bis zu den Säulen des Herakles, — eine Formwelt, eine Weſenseinheit, einen Kulturkreis. Auf italieniſchem Boden ſetzt dieſe Periode mit Altetruskiſchem ein. Auch hier wieder erſcheinen Terrakottamasken, die auf deutſchem Boden der Limes bot. Der Beginn ſolcher Geſichtsplaſtik mag mit ägyptiſchen Mumienverhüllungen und mykeniſchen Totenmasken beginnen und mit der römiſchen Schauſpielerlarve ihr klaſſiſches Ende

haben. In ihrer Terrakottavariante umfaßt ſie aber kürzeren Zeitraum. Gerade als ſolche intereſſiert ſie uns.

Unter den Terrakottamasken vom kleinafrikaniſchen Boden wählte ich hier diejenigen Typen aus, die den Lebensraum dieſer alten Koloniſten charakteriſieren. Der Kopf Tafel 138 iſt in ſeiner Faſſung der Haare ägyptisierend, derjenige Tafel 139 helleniſierend. Andere Masken ähnlicher Art zeigen noch ſtärker als dieſe beiden das merkwürdige Faltenſpiel des Lächelns um die Mundwinkel. Die Gruppe dieſer Masken weiſt unbedingt nach dem öſtlichen Mittelmeer als Urheimat, und wir werden daran erinnert, daß die phöniziſch karthagiſche Kultur eine weſtaſiatiſch-ſemitiſche Variante des ägäiſchen Kulturkreiſes iſt, daß dieſe weſtliche Inſel- und Küſtenwelt der Ausgangspunkt einer Kauffahrtei iſt, die Töpfergeſchirr und den Gedanken keramiſcher Kunſtfertigkeit



EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA
Schalen und Koffer des Ifadienstes. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

und der Terrakottenplastik nach Westen, in das westliche Becken des mittelländischen Meeres und wohl noch weiter hinaustrug.

Ganz andere Gedanken erweckt die eigenartige Verzierung und Kopfform der Stücke wie sie Tafel 140 zeigt. Von diesem Typus habe ich etwa neun Stück kennen gelernt, vier im Museum zu Tunis, zwei auf Sardinien und drei im Privatbesitz. Sie zeigen alle das verzerrte Lachen des Mundes, das Vorbild klassischer Schauspielermasken. Die Nasen sind sehr verschieden lang und spitz oder adlerschnabelförmig oder klobig gebildet. Das Auffallendste an diesen Masken ist aber die oft reiche Verzierung an eingeschnittenen Linien. Der Kopf Tafel 140 zeigt solche über jeder der beiden Augenbrauen, eine die mit Pfeilspitze entsprechend der Mittelhauptnaht auf die Nasenwurzel zielt, zwei weitere quer über beide Wangen. Andere solche Masken haben künstliche Warzen, zwei von denen im Museum von Cagliari vier- und fünflinige Stirnbänder und auf Stirn und auf Mittelhaupt Einzeichnung von Blume und Knospe. Das Interessanteste unter all diesem Tätowierungsschmuck sind die von der Nase wagerecht über die Wangen der Kinnlade oder dem Ohr zuführenden Parallellinien.

Dieser Parallellinien von Nase zu Ohr (ich bezeichne sie kurz als Nasen-Ohren-Schnitte) sind hier vier. Es sind meistenteils vier solcher Linien auf den Wangen dieses Typs der karthagischen Masken. Diese Markierung steht am Rande des Mittelmeeres nicht vereinzelt da. Auch andere Masken tragen sie. So im östlichen Mittelmeer. Sie ist gut zu erkennen an einer verletzten Terrakottamaske, die Böhlau auf Samos ausgrub, an Funden im Artemisium (Sparta). Die auf letzteren gebrochenen Linien kehren in Spanien wieder. Also lebte in dieser Maskenbildnerei im letzten Jahrtausend vor Christi Geburt noch eine Tätowierung fort, die meines Wissens kein Lebender unter den Klassikern mehr gesehen, resp. beschrieben hat.

Und dennoch ist diese Tätowierung im Mittelmeer sehr alt. Sie ist bekannt auf Menhirstatuen aus dem Spätneolithikum (vgl. Déchelette, Hoernes, Obermaier etc.), aus Alt-Portugal und -Spanien (Siret, Wilkes etc.). Auch dort sind es meist vier solcher Parallellinien. Also alt und weit verbreitet im Mittelmeer, im westlichen für ältere Zeit belegt als im östlichen. — Dazu nun die Tatsache, daß die kleinen Eulenkopfsteine Nordafrikas zum Teil den gleichen Gesichtsschnitt haben wie südfranzösische spätneolithische Steinbildwerke (z. B. wie in Courjoennet und Croizard). Und dazu nun endlich die letzte Tatsache, daß nach Süden zu im Nigerbogen und am Benue, in Gebieten, wo heute noch viele neolithische Steinwerkzeuge beim Hacken zutage kommen, diese Tätowierung noch heute gefunden wird. (Vgl. Textabbldg S. 160.)

Unter solchen Umständen erscheinen die mit Nasenohrenschnitt tätowierten mediterranen Terrakottamasken, zumal die Kleinafrikas aus dem letzten vorchristlichen Jahrtausend wie Bindeglieder zwischen dem Neolithikum Südwesteuropas und dem leben-



GESICHTSTÄTOWIERUNG

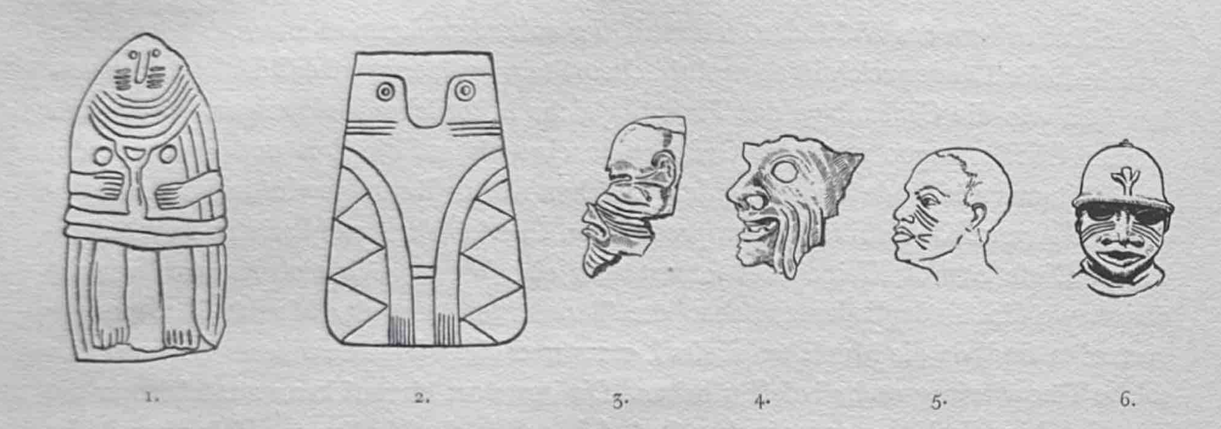
52. Nasenwangenschnitte (syrtisch) — 53. Kreise und Halbkreise (alterythräisch) — 54. Mundwinkelstrahlen (atlantisch)

digen Kulturkern des Weſtſudan. Ich muß hier außerdem daran erinnern, daß der Boden gerade dieſer Länder reich iſt an neolithiſchem Steinwerkzeug und daß der Kellergrubenburgbau wie die Grabanlage der Tumuli gleiche hiſtoriſche Tiefe zeigen. Auf Grund ſolcher Überlegungen muß der Gedanke an eine bis auf die Zeit und Formwelt des Neolithikums reichende Beziehung der ſyrtiſchen Kultur Raum gewinnen, und andererſeits die Armut Kleinafrikas an entſprechenden Überlebſeln ſowohl wie an Funden auffallen. Dieſe Armut Kleinafrikas fordert aber ebenſo energiſch eine Antwort wie die Frage, wo die Bindeglieder zwiſchen der Terrakotten- und der Menhir-Tätowierung zu finden ſind, da die Menſchen dieſes Landes und dieſer Periode unſeres Wiſſens keine ſolche Tätowierung mehr beſeſſen haben. Die Antwort hierauf kann zunächſt nur die ſein, daß hier Vorbilder ausgeſtorben ſind, d. h. daß ſolche Masken aus Holz einmal ſehr wohl üblich geweſen ſein mögen (wir ſelbſt trafen ſolche noch als offenbar uralte Einrichtung im ſüdöſtlichen Marokko), aber ſeitdem ausſtarben. Denn ihrem Typus nach repräſentieren die Masken nach Art der Tafel 140 augenſcheinlich die alteingeborene Raſſe am Südrande des öſtlichen Mittelmeeres.

Als Vertreter des letzten Typus unter dieſer Gruppe bleibt noch das Tafel 141 abgebildete Stück zu beſprechen. Die Masken dieſer Art ſind vielleicht die verbreitetſten. Ich ſah zwei Stücke in Tunis, eines in Oran, eines in Cagliari und außerdem mehrere Miniaturnachbildungen, die offenbar als Amulette gedient hatten, denn zwei derſelben waren mit Öſen zum Anhängen verſehen. Dieſe Stücke zeigen untereinander eine außerordentliche Einförmigkeit und ſtechen allein hierdurch von den andern ſchroff ab. Fernerhin ſind ſie durchweg dunkelrot gefärbt, während die andern gelblich, graurötlich oder grau gehalten und bemalt ſind. Die Farbe auf dieſen Masken kann ſich natürlich umgebildet haben. Dunkel war ſie wohl aber ſtets. Wie durch Einheitlichkeit und dunkle Farbe, ſo ſtechen ſie nun aber vor allen Dingen durch grobe, betont brutale karikierte Derbheit von den andern ab. Die Ohren ſind ſtets große Flügel, der Mund

wulſtlippig und ſchiefgezogen, die Naſe breit und eingedrückt. Die Augen ſtehen weit auseinander. Die Wangen ſind hartkantig.

Alles in allem die Karikatur eines Negerkopfes in Farbe wie in Form. — Dieſer Negerkopf zeigt nun ſtets die gleiche Ausſchmückung der Stirn, nämlich dreimal untereinander eine in vier konzentriſchen Ringen ausgebildete Wulſtung. Über dieſer in der Mitte eine Mondſichel. Die Mondſichel konnte ich nicht auf allen Masken dieser Art ſehen, die konzentriſchen Ringe waren aber auf allen zu erkennen. Sie gehört offenbar zu dieſem Negerſchreckkopf ebenſo wie die dunkle Farbe, die breite Naſe, der ſchiefe Wulſtenmund. Das Vorhandenſein und die große Verbreitung dieſer Negerporträts aus der Mitte des letzten vorchriſtlichen Jahrtauſends iſt eine ſehr wichtige Tatſache. Ganz beſonders,



NASEN-WANGEN-SCHNITT-TÄTOWIERUNG

1. Stele von Saint Sernin. Jungneolithikum in Südfrankreich — 2. Vorgeschichtliches Schieferamulett aus Portugal nach A. Bezzenberger — 3. Jonische Terrakottenmaske aus der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. nach J. Böhlau — 4. Terrakottenmaske aus Sparta, Silentyp mit Bart nach R. Traquair — 5. Heutige Tätowierung im Gebiet der schwarzen Volta L. Frobenius del. (DIAFE 1908) — 6. Krieger von einem den Beninern feindlichen Inlandvolk. Nach Beninplatte im Britischen Museum in London bei Read und Dalton. — Gezeichnet von H. Hagler

wo wir hier eine ſtereotyp gewordene Tätowierung (alſo am Ende eines längeren Gebrauchs oder direkter Neubildungen) mit ihm verbunden ſehen. Nun kennen wir das Gebiet der heutigen Verbreitung ganz genau. (Siehe Kartenſkizze 53 S. 159.) Es liegt an der Weſtküſte Afrikas und iſt alterythräiſcher Zugehörigkeit. Sehr weit nach Norden zu kann dieſe Tätowierungsweiſe nicht vorgedrungen ſein; wenigſtens in der für uns in Betracht kommenden Zeit nicht. Denn es liegen die ſehr alten beiden Verbreitungsriegel, die in Karte 52 und 54 dargeſtellt ſind, davor. Beſonders die norderythräiſche Kultur mit dem ſenkrechten Augenwangen- oder Schläfenſchnitt muß ſich zwiſchen die Sahara und die Weſtküſte ſchon in ſehr alter Zeit geſchoben haben. Da iſt nun die Frage, wie gerade dieſe Tätowierung der Neger den Mediterranen ſo bedeutungsvoll geworden ſein kann.

Da es in den Nilländern dieſe Tätowierung wohl niemals gegeben haben kann, ſo kommen

Beziehungen über Ägypten nach Innerafrika nicht in Betracht. Bleiben alſo nur zwei Möglichkeiten, wie die öſtlichen Mediterranen zu dieſer Kenntnis gelangten. Entweder auf indirektem Wege des Sklavenhandels durch Sahara und Sudan hindurch oder aber durch Seeverkehr um Nordweſtafrika herum. Erſteres iſt deswegen unwahrſcheinlich, weil, eine ſolche Beziehung vorausgeſetzt, nicht etwa dieſe Tätowierung als die auffallendſte, ſondern eher ein paar hundert andere, viel bizarrere Formen an den Rand des Mittelmeeres vorgedrungen wären. Daß die weſtafrikaniſche Kreistätowierung auf ſolchem Wege durch die Sahara hindurchgekommen wäre, iſt allein ſchon deswegen unwahrſcheinlich, weil nach ſehr genauer Kenntnis der Sklavenhändler wohl die Sudaner, nie aber die eigentlichen Weſtafrikaner den Weg durch die Sahara überſtehen.



STIRNKREIS-TÄTOWIERUNG

1. Auf einer Terrakottenmaske (vgl. Tafel 141), Negerkopf, westliches Mittelmeer, aus dem ersten Jahrtausend v. Chr. — 2. Auf einer Terrakotta (vgl. Tafel 146), Negerkopf aus Ife, aus dem ersten Jahrtausend v. Chr. — 3. Eines Negers aus dem inneren Kongobecken, Bussiragebiet. Nach dem Leben (L. Frobenius DIAFE 1905). Gez. von H. Hagler

Bliebe alſo nur die andere Möglichkeit, daß die weſtafrikaniſchen Neger auf dem Waſſerwege durch die Säulen des Herkules in das Mediterraneum gekommen ſind. D. h. alſo als Sklaven. — Nun iſt es wohl am Platze, auf eine Stelle im Alten Teſtament aufmerkſam zu machen. Wir ſind gewohnt die Stelle 1. Könige 10, 22 zu leſen: „Denn der König (Salomo) hatte Tarſisſchiffe auf dem Meere bei den Schiffern Chirams; einmal in drei Jahren kamen die Tarſisſchiffe und brachten Gold und Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen." Dieſes Wort für Pfauen — thukkijjim hat Flavius Joſephus nun in ſeinen Jüdiſchen Altertümern erſetzt durch das Wort ſukkijjim, womit gemeiniglich die Äthiopier gemeint ſind. Dementſprechend kann man für die Pfauen der Vulgata Sklaven aus Äthiopien ſetzen und damit dem Beiſpiele ſo beachtenswerter Autoren wie Joſephus, Bechart, Karl Niebuhr, Glaser und Dahſe folgen. Nun zeigte ich oben ſchon, daß dieſe

Fahrten des Phöniziers Chiram Silber aus Tarſis und Gold aus Uphas mitbrachten. Wenn dazu in dreijähriger Fahrt nun auch noch Negerſklaven an Bord genommen wurden, ſo ſtammten dieſe entſprechend der heutigen Verbreitung der Masken aus dem Buſen von Guinea. — Daß aber ſolche Schiffahrt und Völkerkenntnis um die Mitte der letzten vorchriſtlichen Jahrhunderte ſchon ſeit langem ſo gut wie ausgeſtorben war, das läßt ſich aus der Tatſache entnehmen, daß nur noch ein Modell für dieſe Negerdarſtellung übrig geblieben zu ſein ſcheint, — ein Kliſchee. Die perſönliche Bekanntſchaft des lebendigen Vorbilds gehörte um dieſen Zeitpunkt ſchon der Vergangenheit an. — Ein Gegenſtück zu dem Kopf Tafel 141 werden wir im übernächſten Abſchnitt kennen lernen.

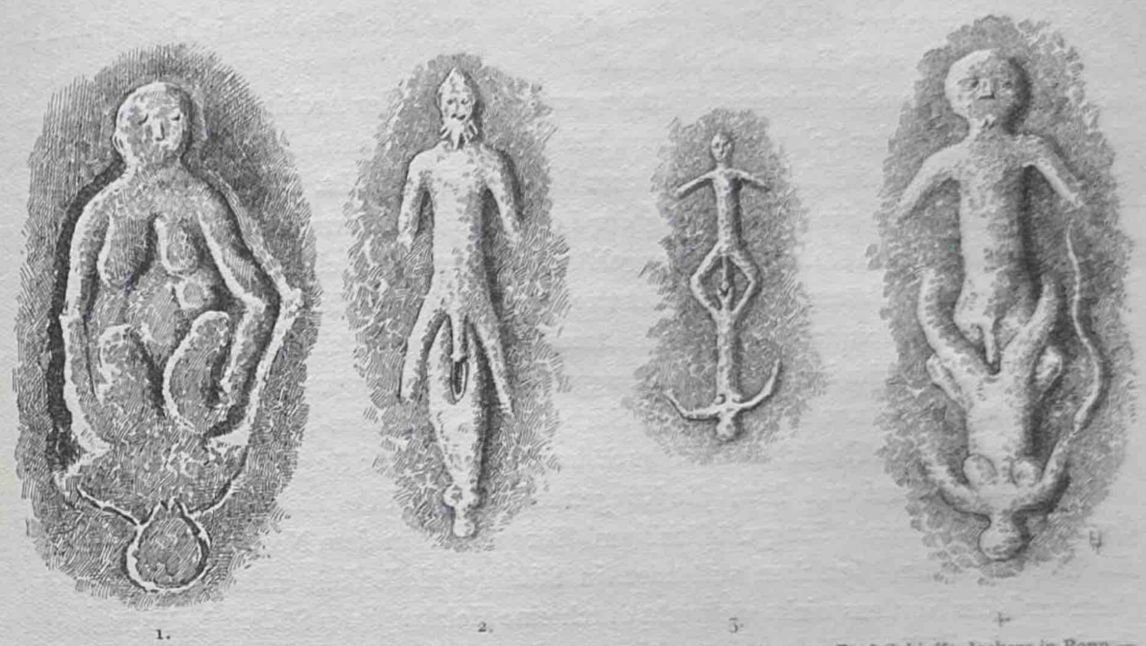
DIE TIEFE MEDITERRANER RELIEFKUNST

Im vorigen Abſchnitt wies ich auf die kulturelle Beziehung, die zwiſchen Südfrankreich und den Nigerländern beſtanden haben muß, die beiſpielsweiſe in den Naſen-Ohren-Schnitten der Tätowierung einen Ausdruck findet und deren Zeugniſſe auf europäiſchem Boden bis in das Neolithikum zurückreichen. Zwiſchen dem Nigergebiet und Südeuropa klafft eine Lücke. Von Norden nach Süden iſt das Kulturſymptom, das uns beſchäftigt hat, nach Innerafrika gelangt. Der Wanderzug durchbrach die afrikaniſch-hamitiſche Kulturflut und drang bis ins Volta- und Benuegebiet vor. Im Rücken dieſer Front rannen die afrikaniſch-hamitiſchen Bewegungen wieder zuſammen und ſpülten die Verbindungen hinweg. Wir kennen dieſe Erſcheinungen ſehr gut. Im Atlas Afrikanus Heft 2 Karte 11 habe ich mehrere Erſcheinungen ſolcher Art kartographiſch dargeſtellt: Verbreitung des Reisbaues, der feinen Ledertechnik, des Lehmbankbetts etc. Auch das Kaſulagewand, Haustiere, Mythenſtoffe etc. haben in ihrer Verbreitung nach Süden ähnliche Abnabelungen, d. h. Abſchnürung ihrer Verbindung mit dem nördlichen Quelland erfahren. Die Sahara ſtellt auch in kultureller Hinſicht ein Gebiet des Ausſterbens dar.

Eine Frage von außerordentlicher Bedeutung für die Geſchichte der Kultur nicht in Afrika, ſondern vor allem auch in Europa iſt es nun, wie weit zurück ſich ſolche Beziehung verfolgen läßt und ob ſich vielleicht noch für die Zeit vor dem Neolithikum ſolche (im afrikaniſch-hamitiſchen Gebiet unterbrochenen) Beziehungen zwiſchen dem afrikaniſchen Sudan und dem europäiſchen Südweſten nachweiſen laſſen.

Ich glaube, die Frage bejahen zu können.

In den beifolgenden Textabbildungen (S. 163) habe ich eine Reliefdarſtellung aus Lauſſel in der Dordogne, die aus dem Jungpaläolithikum ſtammt, (in der Auffaſſung Schiefferdeckers) einigen Darſtellungen aus dem Berglande der Tombo-Habe im Nigerbogen gegenübergeſtellt. Solche offenbar die Begattung darſtellenden Reliefs fand ich hier wie



1. 2. 3. 4.

1. Relief aus dem Abri von Laussel. Jungpaläolithikum Südfrankreichs in der Auffassung Prof. Schiefferdeckers in Bonn. — 2.—4. Reliefs vom Priestergebäude in Kani Kombole (Taf.77). Tombo Habe im Nigerbogen. Ganz gleiche Darstellungen wurden im nördlichen Mossigebiet beobachtet. Nach Skizzen von Fritz Nansen und L. Frobenius (DIAFE 1908). Gez. von H. Hagler

bei den nördlichen, den Habe-Tombe benachbarten Moſſi häufiger. Sie waren an den Lehmwänden der Tempel und Speicher angebracht, und der naiv keuſche Sinn dieſer Völker erblickt in ihnen die auch in der Vereinigung von Himmel und Erde verkörperte Befruchtung. Der Unterſchied der Reliefs von Lauſſel und Kani Kombole etc. beſteht hauptſächlich darin, daß bei erſterem das Weib, bei letzterem der Mann oben abgebildet iſt. Dieſem Unterſchied gegenüber tritt das Übereinſtimmende mit überraſchender Klarheit hervor. Die Übereinſtimmung geht aus von einer augenſcheinlich gleichen Stellung des Paares in der Begattung, vertieft ſich in einer bis auf eine Umkehrung der Geſchlechter gleichen Auffaſſung und Darſtellung dieſer (uns unverſtändlichen, in Afrika aber heute noch nachweislich geübten) Poſitur und gipfelt in feinen Einzelheiten, wie z. B. in der Bildung des männlichen Kinnbartes, der hier wie dort zwei Spitzen zeigt.

Nun heißt es ein durchaus charakteriſtiſches Merkmal in der ſymboliſch ornamentalen Kunſt des primitiven Sudan ins Auge faſſen. Sehr häufig werden zwei der hölzernen Stützen, oft die Portalpfeiler des Hauſes mit Ornamenten geziert, die links ein weibliches, rechts ein männliches Menſchlein oder dieſem charakteriſtiſche Zeichen zur Darſtellung bringen. Statt deſſen fand ich dreimal, nämlich bei primitiven Mande (Traore), bei Gurmankobe und am oberen Senegal eine ſkizzenhafte Darſtellung des gleichen Vorganges, der den eben wiedergegebenen Bildern aus dem Jungpaläolithikum und der Kunſt im

Nigerbogen zugrunde liegt. Da fragt es ſich denn, was hier älter iſt: die Darſtellung in Lehm und Stein oder die Arbeit in Holz.
Ich habe auf den vorhergehenden Blättern gezeigt, wie in der Architektur des syrtiſchen Kulturkreiſes ſich der Lehm von Norden her über die Holztektonik hinſchmeichelt, wie dieſe Architektur aufwächſt und in ſolcher Verbindung gedeiht. Leider verbietet es der Raum, des weiteren die Entwicklung der Lehmplaſtik, die durchaus dem atlantiſchen und ſüderythräiſchen Kulturbereich angehört, zu zeigen. Darſtellungen wie wir ſie eben betrachtet haben, gehören jedenfalls nicht zu dieſem Kultureinfluss. Sie müſſen dem Holz angehören. Wenn demnach so erſt ein älteres Motiv der Holzſchnitzerei Afrikas hervortritt, das gleicherweiſe im ſteinernen Jungpaläolithikum Europas heimiſch iſt, dann erhebt ſich die Frage: was iſt älter? Die Horn-, Zahn-, Knochen-, Weichſteinſchnitzerei des Nordens oder die Holzſchnitzerei des Südens? Aus welcher Region ſtammt überhaupt die ganze Schnitzerei und damit die Klingenkultur? Und iſt es nicht eigenartig, daß in der mittleren Steinzeit (Jungpaläolithikum) Europas wie in dem Neolithikum Ägyptens die Bildwerke der Menſchen vollendet, in Stilabgeſchloſſenheit auftreten? Sollte die Steinkunſt des Nordens nicht vielleicht durch eine Holzkunſt des Südens befruchtet und damit zu einer Klingenkultur fortgeführt worden ſein?
Sollte in alter Zeit einmal die Kulturbewegung von Süden nach Norden verlaufen ſein, ſo wie ſie in jüngerer (ſyrtiſch) von Norden nach Süden verlief? Sollte der Wechſel des Pendels Weſt-Oſt, Oſt-Weſt ein Analogon haben in einem Nord-Süd, Süd-Nord?
Sicher iſt, daß alles Holzwerk ſeitdem in der Erde verging, daß nur ein Zufall ein Stück erhalten haben könnte — ſogar im dürren Ägypten. Dieſes Verſchwinden würde die Kluft in der Verbreitung ſüdeuropäiſcher und zentralafrikaniſcher Kulturelemente erklären. Es lohnt, ſolche Möglichkeit ins Auge zu faſſen.
Aber verlieren wir uns nicht von dem noch zurückzulegenden Wege.

DIE TIEFE DER WESTAFRIKANISCHEN PLASTIK

(Hierzu Tafel 142—148)

Als ich nach langjährigem Suchen und Ausſchauen im Jahre 1910 die Stadt Ife im Yorubalande erreichte, genügten wenige Wochen, um hinreichendes Material für die Annahme zu ſchaffen, daß hier an der atlantiſchen Küſte vor Jahrtauſenden eine Kultur geherrſcht hatte, die den hohen Kulturen des Altertums naheſtand. Da gab es weite Palaſtanlagen, wenn auch heute nur noch epigonenhaft aus Lehm zuſammengepatzt, doch immer noch ſtolze Bauwerke, was die gebrannten Kacheln bewieſen. Es fanden ſich Teile von gebrannten Tonfiguren mit reichem Schmuck; merkwürdige Trichterrohre mit



TERRAKOTTAFUNDE AUS IFE IM YORUBALAND

Oben links ein kleiner, rechts ein größerer Torso. Darunter ein Fuß auf einem Podest, daneben ein Kultusgegenstand mit Mund, Augen, Ohren und Stirnkreistätowierung. Unten eine Kachel vom verfallenen Palast des Oni. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

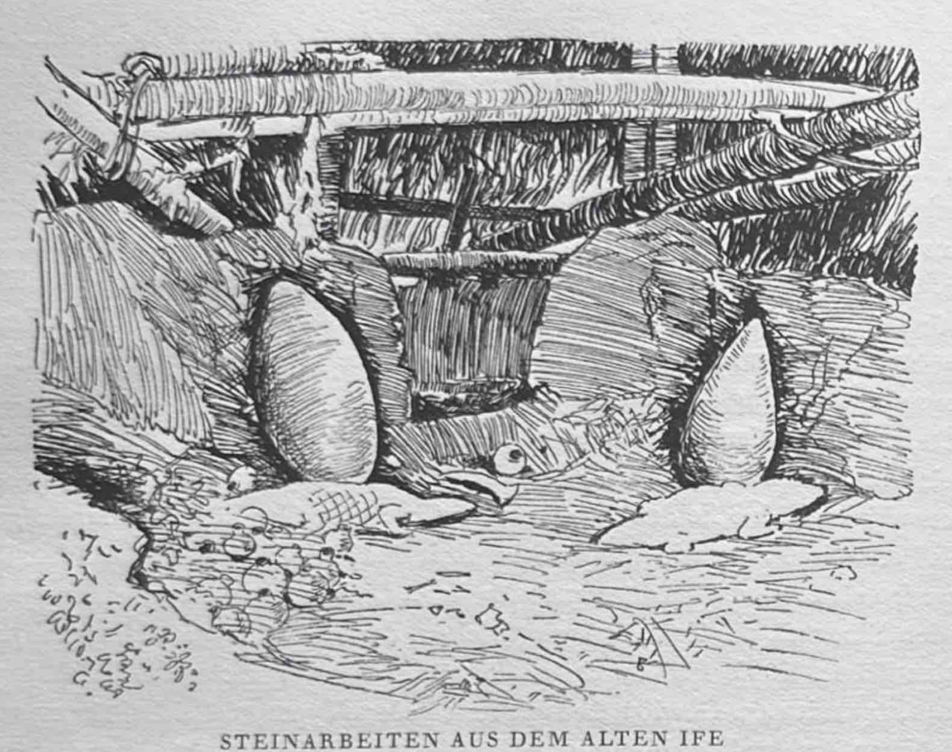



STEINARBEITEN AUS DEM ALTEN IFE

Links eine unbenannte Figur mit Steinhocker (hinter der Figur) und Steinschale (davor); rechts die Figur des Idena. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

Stirnſchmuck und Abbildung von Augen, Ohren und Mund, wohl meiſt als Speiſezufuhröffnungen auf Gräber geſetzt. Dazu allerhand Steingerät. Mit weit ausladendem Henkel verſehene Seſſel (vgl. Textfig. oben links hinter der linken Figur); ſteinerne Monolithen, Elfenbeinzähnen nachgebildet, menſchliche Figuren; Steinkaſten mit Krokodilen als Verzierungen; ſteinerne Krokodile und dergl. mehr. Dazu bedenke man: dieſe Steinarbeiten nicht etwa aus irgend welchem leicht bearbeitbaren Sand- oder gar Seifenſtein. Bevorzugt wurde offenbar Quarz. Der ſchöne Henkel oder Griff Textabbildung S. 175; ferner Krokodile, Käſten und Figuren beſtehen aus hartem Quarz. Allein das, was in wenigen Tagen gefunden wurde, bedeutet ein umfangreiches Material an Steinarbeit, das aus eigener Kraft herzuſtellen den heutigen Bewohnern dieſes Landes ganz unmöglich geweſen wäre. Leicht läßt ſich erkennen, daß alles dies aber nicht importiertes Gut iſt. Dieſe Krokodile, dieſe Seſſel, dieſe Elefantenzahnſtelen ſind Inventar einer weſtafrikaniſchen Kultur. Hier haben nicht etwa fremde Koloniſatoren eine Zeitlang gelebt, etwas aufgebaut und dann zurückgelaſſen. Das alles iſt nicht fremd, ſondern es iſt nur als Anregung aus der Fremde gekommen, iſt heimiſch geworden, hat eigene Formen, eigenen Stil gewonnen. Hier iſt etwas vor ſich gegangen, was jungeuropäiſche Kultur noch nicht erreichte. Unſere Kultur bringt dorthin ebenfalls religiöſe Lehre und Arbeitsideen, Bauweiſen und Möbel, Technik und techniſche Produkte. Aber alles bleibt dem Paideuma des Landes fremd,

es iſt wie ein Mantel, der einem Körper umgelegt iſt und der, vom erſten Sturm weggeweht, den Körper unverändert zutage treten läßt. Unſere Kolonialkulturen ſind aufgeklebt, aber nicht einmal wie Holz auf Holz, ſondern wie Papier auf Stein, und ein wahres Weltgewitter wird den Fetzen fortblaſen wie die Spreu von der Tenne.
Dieſe atlantiſche Kultur iſt auf atlantiſchem Boden gewachſen. Oben ſchilderte ich die durchaus bodenſtändig in dieſem Lande geformte templare Religion, die Architektur der Yoruba. Hier nun dazu das Steininventar, unter dem ſich Stücke wie in Textabbildung S. 166 finden, die an Strenge und Gewachſenheit nichts zu wünſchen übrig laſſen. Vor allem gehören aber nun in dieſen Zuſammenhang die von mir gefundenen Köpfe in Terrakotta und Meſſing (Tafel 142—148.)
Das erſte, was an dieſen Terrakotten auffallen muß, iſt der perſönliche Ausdruck der jeden einzelnen Kopf auszeichnet. Die individuelle Ausprägung des einzelnen geht aber nicht etwa ſo weit, daß ſie den gemeinſamen Charakter aller Köpfe in Frage zöge. Sowohl als Perſönlichkeiten wie in ihrer Stileinheit ſind dieſe Köpfe der atlantiſchen Kultur bedeutender als etwa die mediterranen Masken. Dieſe letzteren machen in gewiſſem Sinne den Eindruck des Zuſammengewürfelten, der Herkunft aus mehreren Quellen. Die atlantiſchen Köpfe ſind durchaus Porträts. Man vergleiche die Tafel 145 mit Tafel 142, 144 mit 143. Gewiß haben wir verſchiedene Typen, vielleicht Stämme vor uns, wie das ſchon aus der Tätowierung und der Haartracht hervorgeht. Aber das menſchlich Perſönliche leidet nicht hierunter. Noch kein Kenner mittelalterlicher oder klaſſiſcher, heimiſcher oder exotiſcher Kunſt, auch noch kein Bildhauer alter oder neuer Schule hat von dieſen Köpfen etwas anderes geſagt, als daß ſie Belege einer unerhört hohen Portraitkunſt ſeien. Sehr eigenartig iſt an ihnen die Behandlung der Hautflächen des Geſichtes (Tafel 142, 143, 148). Was bedeuten dieſe langen feinen parallellinigen Einſchnitte? Sind es Tätowierungsſchnitte wie auf Tafel 144 über den Augen, auf Tafel 145 im Mundwinkel? Gerade die feineren unter den Köpfen, die vornehmen Typen ſind ſo gezeichnet. Ich habe ähnlich verkratzte Köpfe unter den Lebenden des Benuegebietes getroffen, und der aus dem Sudan ſtammende, bis zum Kongo und Kuango vorgedrungene Völkerblock der Bateke, der Menſchen aus der nördlichen Steppe, hatte ebenfalls ähnliche Tätowierung. Aus ſolchen Vorbildern mag dieſe Linienführung hervorgegangen ſein und ſich dann zu einer techniſch raffinierten Flächenbehandlung herausentwickelt haben.
Eine wichtige Frage iſt, ob dieſe Köpfe irgendeine Auskunft geben über das Volk und die Raſſe, der ſie angehören. Ein Gegenſatz bietet die Antwort. Die Köpfe Tafel 142—145 und 150 ſtehen dem Kopf 146 ſchroff gegenüber. Es ſind die Geſichter eines Herrenvolkes gegenüber einem niedrigen, konventionell dargeſtellten Negervolk. Dem Neger vermochten dieſe Künſtler keine Perſönlichkeit abzugewinnen oder wollten es auch gar nicht. Hier wiederholt ſich das im vorigen Abſchnitt über kleinafrikaniſche Plaſtik Ge-

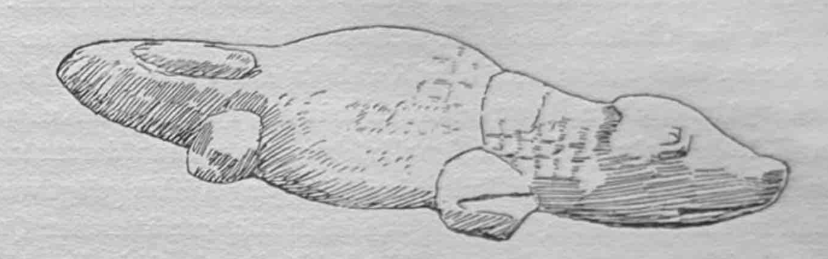


STEINARBEITEN AUS DEM ALTEN IFE

Zwei aus Quarz hergestellte Krokodile (s. S. 169), und ihre Aufstellung in der heutigen Kultusstätte. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

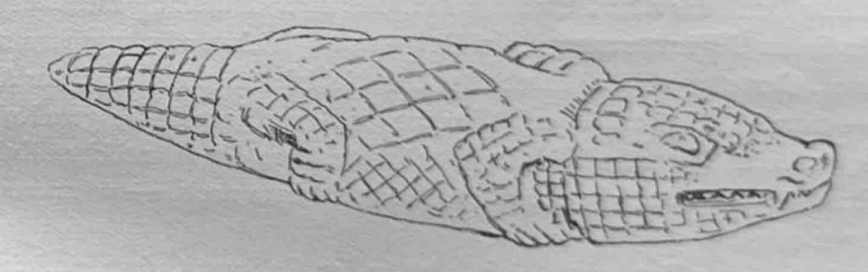
ſagte bis in das minutiöſe Detail. Auch die mediterranen Masken unterſcheiden die verſchiedenen Typen durch individualiſierende Schrammen. Nur den Neger behandelt dieſe mediterrane Kunſt ſchematiſch, ins allgemein Groteske ziehend. Sie ſchneidet in die Stirn des Negerkopfes die konzentriſchen Tätowierungsringe. Hier das Gleiche. Im alten Heimatland dieſer Kreistätowierung erſcheinen die vornehmen Köpfe alle mit beſonderen Merkmalen und der Neger wieder mit den konzentriſchen Ringen! (Vgl. Tafel 146 und Textabbildung S. 161.) Mit dieſer Übereinſtimmung hört das ſonſt vielleicht Zufällige auf. Hier fordern die Tatſachen eine Erklärung, und ich vermag beim beſten Willen keine andere allen Umſtänden gerecht werdende zu finden als die: daß beide Gruppen von Terrakottawerken, die aus dem weſtlichen Mittelmeer und die aus dem weſtlichen Afrika, Niederſchläge und Nachklänge einer Periode darſtellen, in der die Mittelmeervölker über die Säulen des Herakles herausfuhren bis an die Guineaküſte Afrikas, um hier Gold, Elfenbein, Perlhühner (Hehn, Kulturpflanzen 7. S. 359) und Sklaven aufzunehmen. Dieſe Negerköpfe, hier in Erinnerung an koloniale Weltfahrt, dort als Nachwirkung eingewanderter höherer Kunſt, kann ich nicht anders verſtehen, denn als Zeugniſſe der Uphas-Periode.

Damit wird ein Gesichtspunkt für die Betrachtung der gesamten westafrikanischen Plastik gewonnen. Zunächst aber muß dieser eigentümliche Winkel der Guineaküste, das westlich der Nigermündung gelegene Yorubagebiet nach seiner Bedeutung im Rahmen innerafrikanischer Kulturgeschichte gewürdigt werden. Ich gehe aus von der Tätowierung, die uns so weit schon ausgezeichnete Fingerzeige bot. In dem Kärtchen 52 kam die Wanderung der Nasen-Ohren-Schnitte syrtischer Herkunft (mit Anschluß an das Neolithikum in Südwest-Europa), in 53 die alterythräische Kreistätowierung, in 54 die



atlantische Mundwinkeltätowierung zur Darstellung. Nunmehr zeigen andere Kartogramme die norderythräische Stirntätowierung, wieder andere deren Mischung mit der Mundwinkeltätowierung, und dritte endlich die gesichtsumrahmende Längslinientätowierung, welch letztere zu Gesichtsüberzügen wie auf den Köpfen Tafel 142, 143 und 148 geführt hat. (Die eigentliche äthiopische Knöpfchentätowierung und andere sind nicht in Betracht gezogen.)

Das aber heißt aus den Formen und Verbreitungen abgelesen: daß die Langschnitte der



Köpfe Tafel 142, 143 und 148 nicht anders denkbar sind als entstanden aus der Tendenz, die gradlinigen Stirntätowierungen des norderythräischen Kulturkreises über das ganze Gesicht auszudehnen. Und das wieder bedeutet, daß in jener alten Zeit der Einführung der Terrakottakunst in Westafrika eine Beziehung zur norderythräischen Kulturausdehnung, alias zur Kolonialkultur des roten Meeres, alias zur Kultur des südlichen Arabiens schon bestand. Also trafen sich hier zwei der rhizomatischen Kulturen der vorgriechischen Kulturperiode. Die Terrakotta- und Gelbgußkunst wurde nicht nur durch kulturelle

Saat vom atlantischen Ozean her erweckt; sie traf zum mindesten auf eine andere Kulturwelle, die norderythräische.

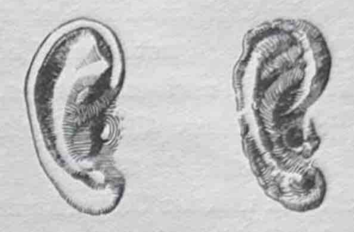
Aber noch mehr. In der Gelbgußkunst der Yoruba spielt die Spiralornamentik, hervorgegangen aus dem Wachsgußverfahren und des in feine Windungen gelegten dünnen Wachsfadens eine große Rolle. Die Erzeugnisse dieser Kunst entsprechen genau jenen der mykenischen Periode und den entsprechenden Funden aus Troja usw. Nun zeigt sich gleiche Technik und Detaillierung auch verbreitungsgemäß vorstoßend bis zur atlantischen Küste Westafrikas und zwar wieder im heutigen Yorubaland. Auch die kleinen Rosetten des Olokun-Poseidonkopfschmuckes Tafel 148 verraten solche Beziehung und damit: daß die atlantische Kunst in der Uphasperiode nicht nur mit der norderythräischen, sondern auch mit der syrtischen Kultur in Verbindung stand. In der Uphasperiode stießen also schon, um damit auf das zurückzugreifen, was im ersten Teile von der früheren Kulturdurchdringung Afrikas gesagt wurde, im atlantischen Kulturgebiet die alten Kulturen aus eurasiatisch-mediterranen Quellen, also aus mindestens drei Richtungen zusammen. Das heißt: die atlantische Kunst Westafrikas ist ein Gefüge hoher Kultur, ist klassische Kunst und hat nichts zu tun mit einer primitiven Negerkunst.

DAS AUSLEBEN DER ATLANTISCHEN KUNST

(Hierzu Tafeln 149; 151—171; 185—195)

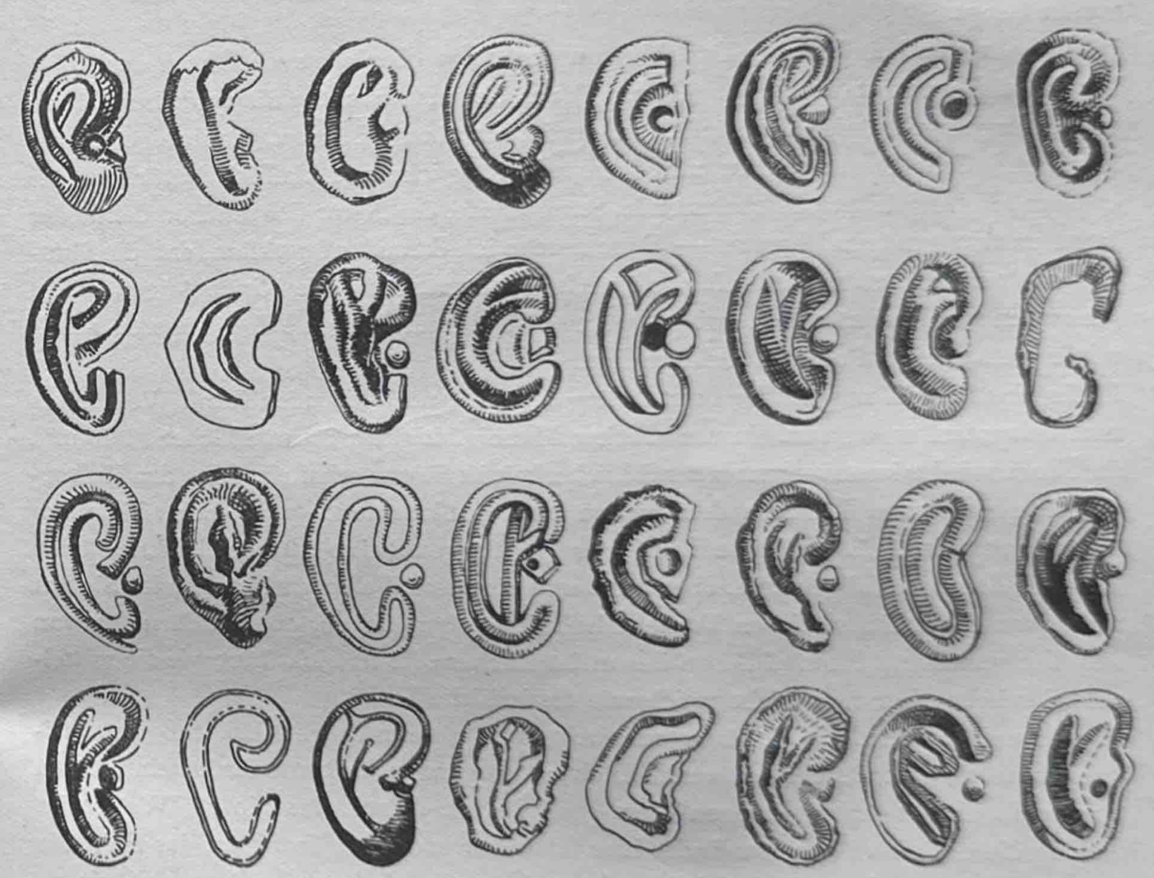
Diese klassische Kunst des atlantischen Afrika ist seit ihrer Entstehung nicht ausgestorben. Damit steht sie im Gegensatz zur ganzen übrigen europäischen oder mediterranen Kunst des Altertums. Der europäische Grieche hat keinerlei lebendige Erbschaft aus Altem aufzuweisen — trotz Lord Byron! Über Italien zog die Renaissance die jüngere Kulturhülle. Altägypten verschied unter Arabischem. Das Weiterleben der atlantischen Kultur ward aber nie durch ein Sterben abgeschnitten. Sie lebt heute noch, — wenn auch in den letzten Zügen atmend.

Als die mittelalterlichen Entdecker Westafrikas in den Golf von Guinea einliefen, fanden sie in der Küstenstadt des Yorubalandes, in Benin, dessen Herrscher aus Ufa-Ife stammten, allerhand Gelbgüsse. Lange blieb dann Benin halb vergessen, halb abgeschlossen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts eroberten die Engländer Benin und entdeckten die Gelbgüsse. Ein gewaltiges Hallo erschallte. Eine große Kunst in Westafrika! Man sah zunächst nicht, was hier vorgegangen war, daß nämlich die Portugiesen und Holländer, dem Begehren der Eingeborenen entsprechend, große Mengen von Gelbgußmaterial in das Land gebracht hatten, um dafür Sklaven einzutauschen und daß dadurch die an



DAS OHR ALS BELEG DER NATURBEOBACHTUNG UND URSPRÜNGLICHKEIT

Die Ohren eines Gelbgußkopfes (des Olokun) und eines Terrakottakopfes (der Mia), ausgegraben in Ife. Aus dem ersten Jahrtausend v. Chr. Gez. von H. Hagler



DAS OHR ALS BELEG DES FORTGESETZTEN KOPIERENS OHNE NATURBEOBACHTUNG, DES VERFALLS IN DAS SCHEMA UND DER FORMVERÖDUNG

Nach mittelalterlichen Gelbgüssen aus Benin und Stücken in den Museen in Cambridge, London, Berlin und Stuttgart. Gez. von H. Hagler

ſich alte Kunſt neue Anregung erhielt, gleichzeitig aber auch degenerierte. Von dieſer jüngeren Beninkunſt bringe ich Tafel 149 mit einem Leopardenkopf, der das Höchſte darſtellt, was dieſe mittelalterliche Kunſt noch erreicht hat, die im Allgemeinen offenbar um ſo ſchneller degenerierte, je mehr europäiſches Gußmaterial durch den Sklavenhandel zugeführt wurde.

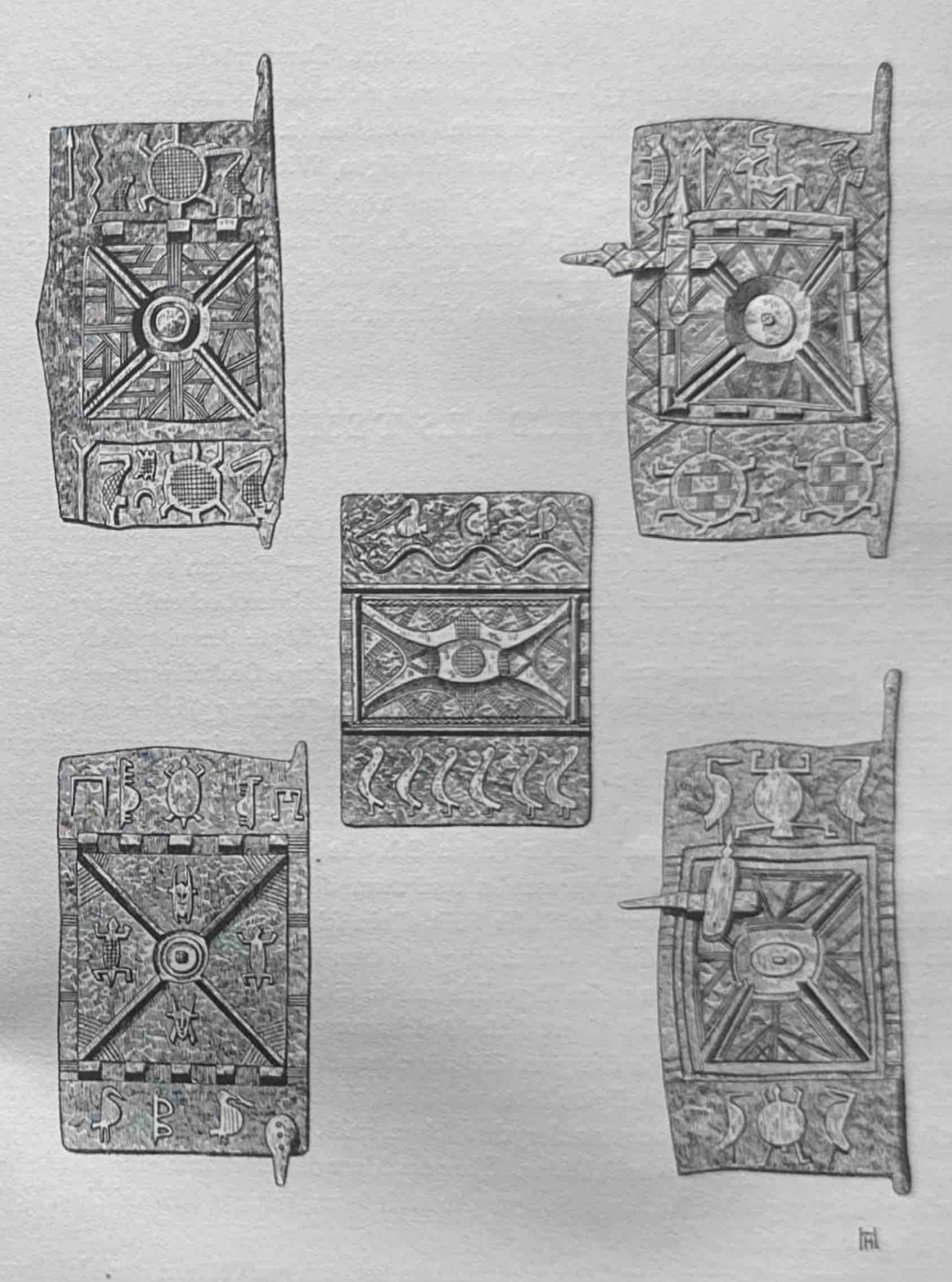
Mit der Entdeckung der Terrakotten und des Olokunkopfes in Ife rückten für alle, die ein Auge für Kunſt beſitzen, das Problem der Benin„bronzen“ in ein neues Licht. Hier handelt es ſich nicht um eine autochthone hohe Negerkunſt, oder auch nicht um eine durch portugieſiſche Seeleute eingeführte „neue“ Negerkunſt, ſondern um eine in Negerländern und im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtauſende von der Kunſt zur Kunſtfertigkeit degenerierte Formwelt. An einigen Beiſpielen iſt das leicht noch weiter belegt.

Ich habe in den beifolgenden Textabbildungen S. 171 oben die zwei Ohren der Köpfe Tafel 142 (Terrakotta) und 150 (Gelbguß) aus Ife und darunter die typiſchen Ohren von Beningelbgußköpfen der Muſeen in Berlin, Hamburg, London, Cambridge etc. abzeichnen laſſen. Das ungemein naturhafte, urſprüngliche und klaſſiſch Natürliche der erſteren, das Abgeleitete, Nachahmende, Stümpernde, der Natur ſich Entfremdende der letzteren tritt genügend hervor. — Dazu mache ich darauf aufmerkſam, daß die ſämtlichen alten Stücke der Ifekunſt noch nach mediterraner Weiſe blinde Augen haben (ſie waren wohl urſprünglich farbig), während die Beningelbgüſſe der jüngeren Kunſt mit eingeſtochenen Pupillen verſehen ſind.

Dieſes eine Beiſpiel mag bei der Betrachtung der heute noch lebenden Kunſt Weſtafrikas zum Leitgedanken werden. In unendlicher Mannigfaltigkeit, in unfaßlicher Fülle und doch auch wieder in unverkennbarer Stilſicherheit iſt ſie uns erhalten. Eine den Kulturzuflüſſen aus fernen Ländern dem Samen nach entſtammende und doch afrikaniſch ſtilklar gewordene. Es iſt keine Kunſt des Urſprunges, keine ſelbſtgeſchaffene, keine hohe, ſondern eine abgeleitete, aber ernſt und eigenem Weſen entſprechende. Sie hat nichts von der ariſtokratiſchen Vornehmheit der polyneſiſchen, aber auch nichts von dem ſinnverwirrend Phantaſtiſchen der melaneſiſchen; ſie iſt nicht hart wie die mittelamerikaniſche, aber auch nicht weich wie die indiſche Kunſt.

Wenn nun aber endlich die Frage auftaucht, wie es denn möglich ſei, daß dieſe afrikaniſche Formwelt aus der Zeit vorklaſſiſcher Anregungen bis heute ihr Daſein wahren konnte, ſo iſt mit einem einzigen Wort geantwortet: *durch das Holz!* Was ich im Anfang dieſes Teiles ſagte, das findet hier ſeine Anwendung. Die Hyläa, das Holz, die Vergänglichkeit des Materiales erzieht beſſer zur Lebendigerhaltung der Form, als Stein.

Dieſe zu immerwährender Erneuerung zwingende Eigenart hat aber nicht nur in der Tiefe (Dauer), ſondern auch in der Breite erzogen. In der Holzmaske (Tafel 150 und



GESCHNITZTE TÜREN AUS DEM SENUFO-POMPOROGEBIET
WESTLICH DES OBEREN NIGER

Nach Skizzen von Fritz Nansen und R. Hugerhoff (DIAFE 1908). Gez. von H. Hagler

151) lebt zunächſt noch der Geiſt der Terrakotta fort. Dann wächſt er ſich aus in das Groteske — (Tafel 152 bis 155) — und das entſpricht dem Sinn der Neger. Überall der Schritt vom Älteren, Feinſinnigeren zum Grotesken (z. B. von 156 zu 157), vom Einfachen, Einmaligen (z. B. Tafel 158) zum Häufigen, Wiederholten, zur Breite. Die Über- und Nebeneinanderreihung (Tafel 181 und 182) führt zum Flächenhaften (vgl. Textfigur S. 175 und Tafel 183, 184). Und nur da, wo von alters her feſtgewachſene Sinngliederung Entwicklung bietet und doch Zügel anlegt (Tafel 185 u. f.), wird auch das Bedeutſame einer dekorativen Kunſt im höheren Sinne geſtreift.

DIE WELT ALS TEMPEL

Allmorgendlich greift der fromme Yoruba zu ſeinem Ifabrett, auf dem entweder die ſechzehn Himmelsrichtungen (die Tauben auf Tafel 185 — Tauben als Himmelsboten wie im Urheimatlande dieſer Kultur, im öſtlichen Mittelmeerbecken!) oder die vier Götterpaare (Tafel 187, 188) oder die ſymboliſchen Geſchöpfe der vier Weltgegenden (Tafel 190) dargeſtellt ſind, und wirft ſeine ſechzehngliedrige Orakelkette — wie ſeine Altvordern. Dazu ſtellt er heiliges Gerät aus Elfenbein (Tafel 175) oder aus Stein geſchnitzt und er vereinigt ſo Formen aus Stoffen, die ſeit Perioden ineinandergriffen und nacheinander auftauchten, die nacheinander ihren Platz ſich eroberten. In dem atlantiſchen Kulturkreis — und hier allein haben ſich Steinſchnitzerei und Elfenbeinſchnitzerei auch für Figurenwerk eingeſtellt. Hier finden ſich alle Stoffe, Holz wie Stein, Eiſen wie Meſſing, Ton wie Elfenbein verwendet und zwar dies alles ſeit jenen Tagen des Aufblühens. Dieſe Vereinigung der Stoffe ſtellt allein ſchon eine Höhe dar, die Höhe, die in dieſem Sinne und in dieſer Verbindung mit dem ſummariſch einheitlichen Gehalt alter Überlieferung bis in unſre Tage ſich nur in dieſem Teile Afrikas erhalten hat. Alles iſt dieſen Menſchen, alles dient dieſer Anſchauung, alles umfaßt dieſe weitausgebaute Weltanſchauung, dieſe Religion, die wir oben als die templare kennen lernten. Die Kultur dieſer templaren Religion lebte einſt mit vielen Beziehungen: nach Norden zum ſyrtiſchen, nach Oſten zum norderythräiſchen, nach Süden zum süderythräiſchen Kulturkreis. Ihr Hauptgott war Poſeidon. Über das Meer der Herkunft, vom Lande her, aus allen Richtungen Verbindung. So groß, ſo weit kann keinem afrikaniſchen Volke die Welt geweſen ſein.

Dieſe Welt war ein Tempel der Götter, genau wie bei anderen Völkern der klaſſiſchen und vorklaſſiſchen Zeit im Mittelmeer, eine Welt von menſchenähnlichen Göttern geſchaffen und bewohnt. — Unwillkürlich müſſen wir da vergleichen mit den Religions-

formen anderer Afrikaner, die in diesen Blättern skizziert und umschrieben wurden. Wir kehren zurück zu den Hamiten, denen die Natur zugänglich wurde durch Magie, zu den Äthiopen, die mit der natürlichen Umwelt in einer pflanzenhaften Einheit leben. Wir sehen vor uns die gewaltigen Einheiten kulturellen Seins.

Und gegenüber diesen Anschauungen der Menschen treffen wir das Werden und Aufkeimen der Kulturformen, die Phänomene der großen Gegensätze und Ergänzungen. Von der Steinzeichnung auf den Felsen der Sahara bis zum Götterbilde im Boden der Hyläa ist ein weiter Weg. Nicht nur den Yoruben, auch mir will diese Welt erscheinen als ein großer Tempel, in dem die Kultur in majestätischer und unbeugsamer Ruhe Formen annimmt, Formen gibt, — als ein Tempel, in dem die Menschen als Zwischenglieder mit den Füßen auf dem Boden der Erde wandeln (töricht, selbstüberheblich, anmaßend), begnadet von höherer Macht, das wahrhaft Bedeutende in einigen Stunden der Verklärung zu ahnen und sich ihres Berufes zum Dienen bewußt zu werden.



STEINARBEIT
AUS DEM
ALTEN IFE
Griff eines Gefäßes aus
Quarz (DIAFE 1910)

HYLÄA

TAFELN

TAFEL 119

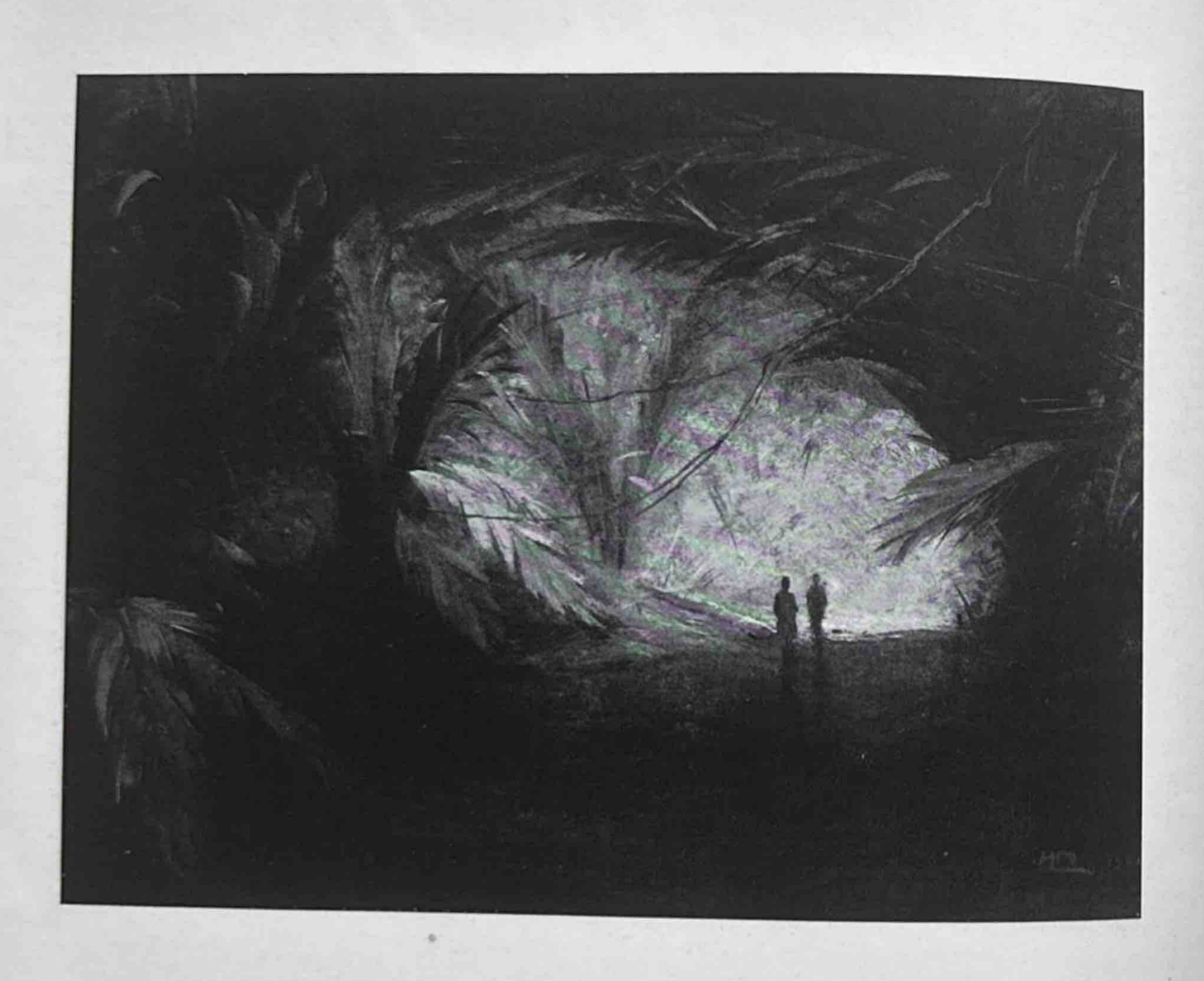
Landschaftsbild der Hyläa. Mächtige Hauptader der Entwässerung. Mündungslauf des Kongo. L. Frobenius phot. DIAFE 1905



TAFEL 120

Landschaftsbild der Hyläa. Windbruch am Rande des Urwaldes im nördlichen Liberia. Der in der Mitte unten am Fuße der oben abgebrochenen Bäume sitzende Mensch gibt einen Maßstab für die Größe der Waldriesen. L. Frobenius phot. DIAFE 1908





TAFEL 121
Landschaftsbild der Hyläa. Von Elephanten im Palmwald ausgebrochene Straße.
Südliches Kassaibecken. H. M. Lemme pinx. DIAFE 1905



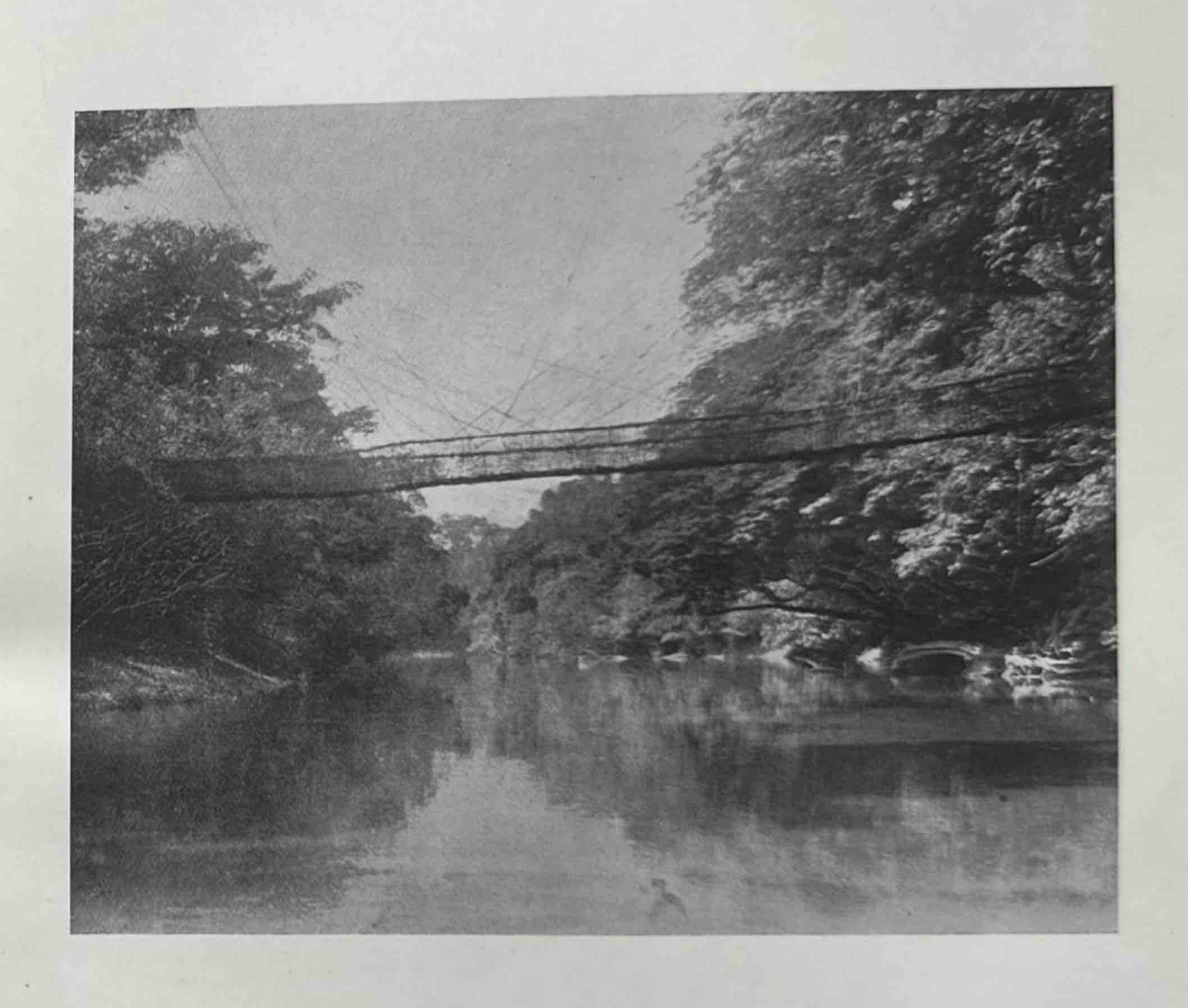
TAFEL 122

Bauweise in der Hyläa. Dorf der Pygmäen mit Bienenkorbhütten im südlichen Kassai-Lulua-Urwald im Kongogebiet. H. M. Lemme pinx. DIAFE 1905

TAFEL 123

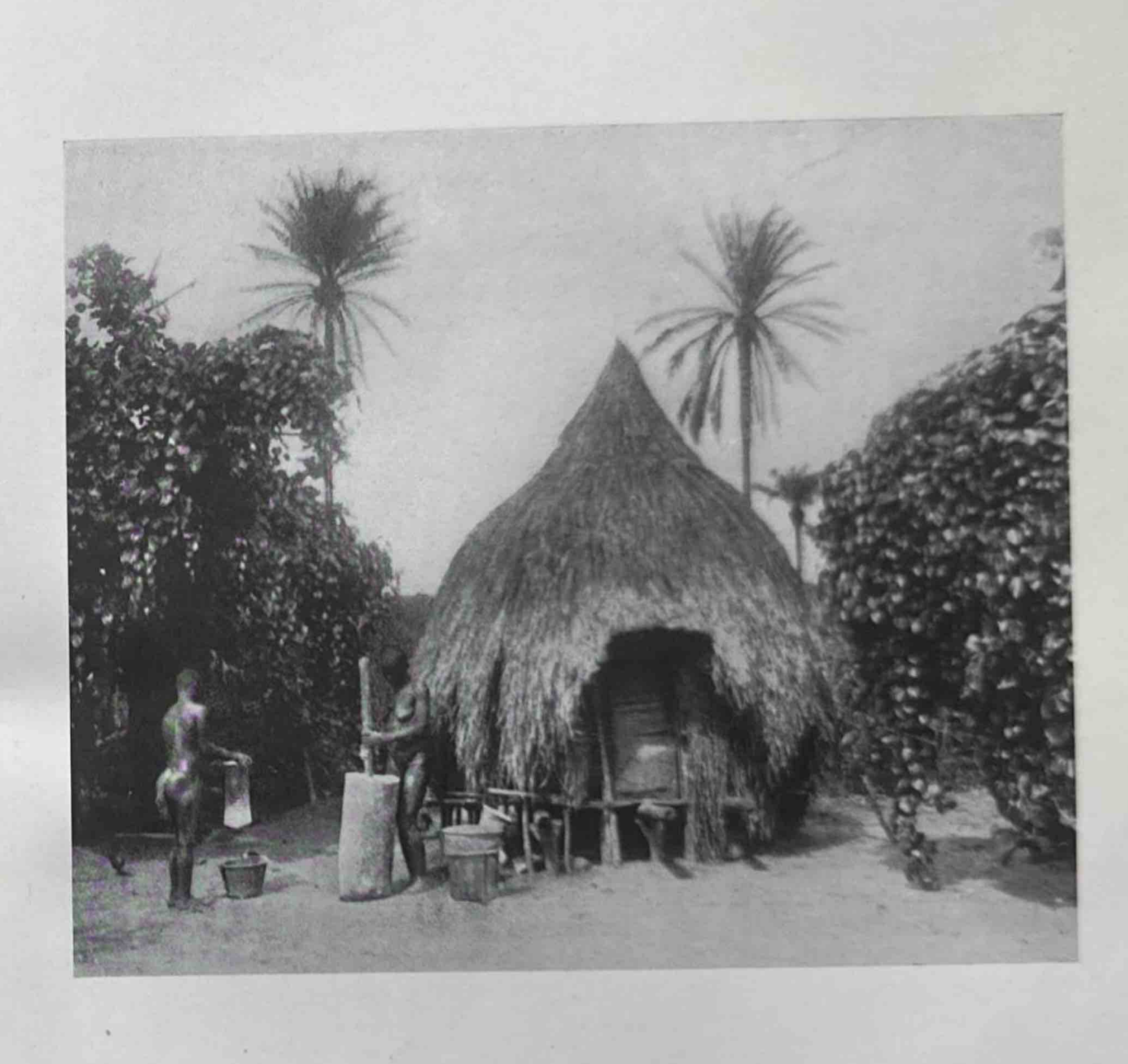
Bauweise der Hyläa. Lianenbrücke über den St. Paul River im Urwald Liberias.

L. Frobenius phot. DIAFE 1908



TAFEL 124

Bauweise der Hyläa. Pfahlbauten der Bakete in den Galeriewaldungen des Kassai-Lufudi im südlichen Kongobecken. L. Frobenius phot. DIAFE 1906





TAFEL 125

Bauweise der Hyläa. Pfahlbauten der Lufudi-Bakete. Vergl. Tafel 124. H. M. Lemme des.

DIAFE 1906



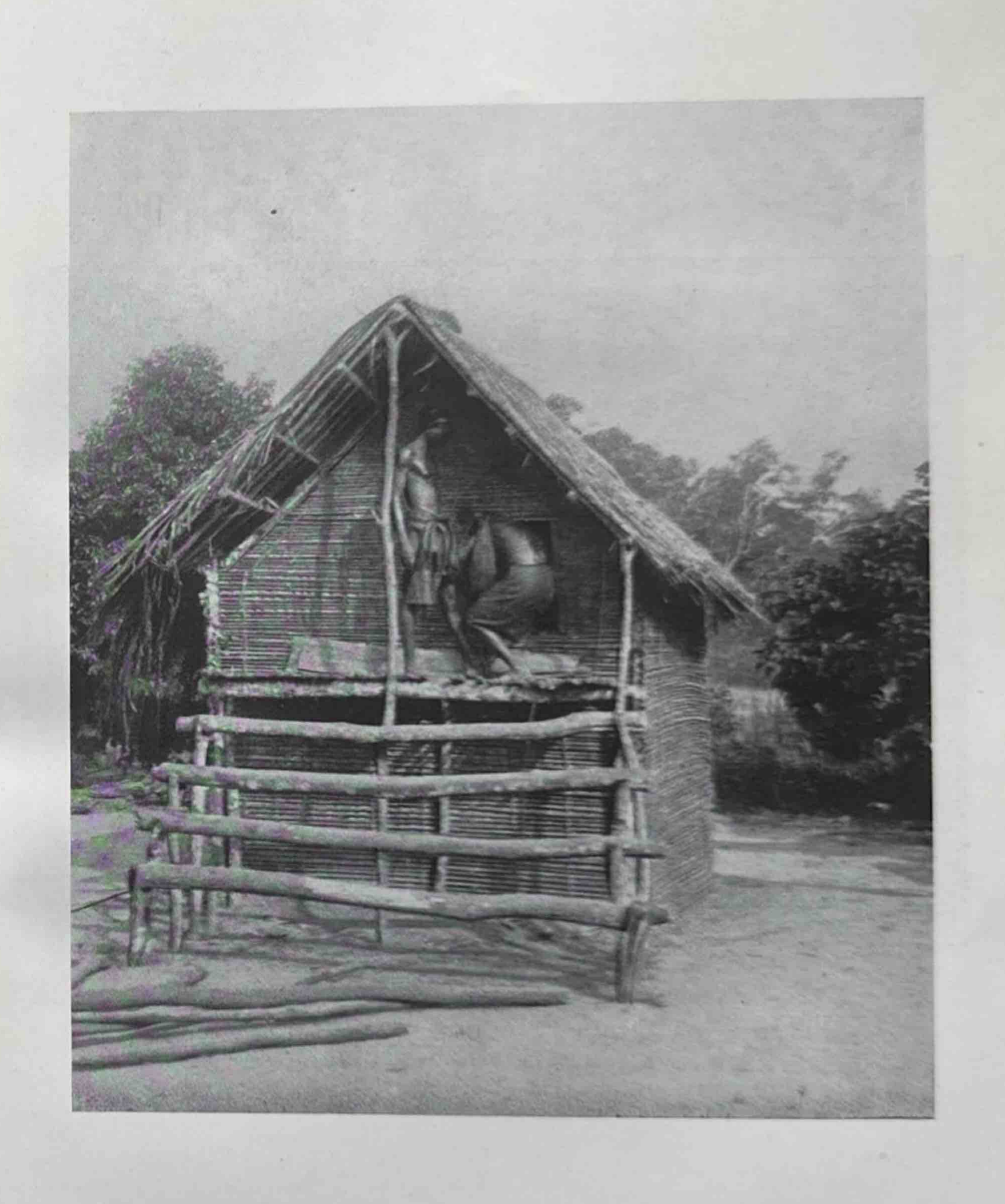
TAFEL 126

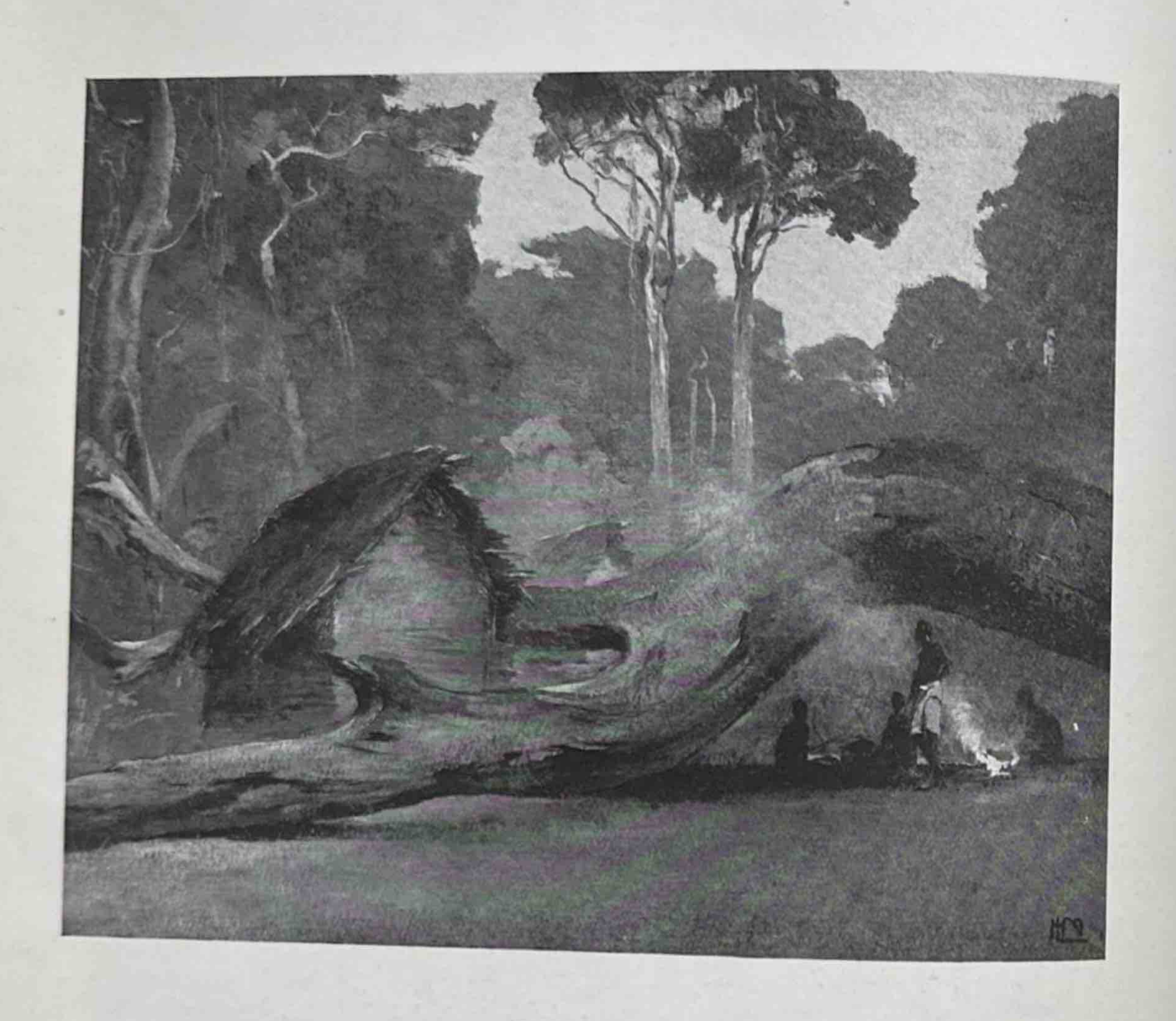
Bauweise der Hyläa. Pfahlbauten der Lufudi-Bakete. Vergl. Tafel 124. H. M. Lemme des.

DIAFE 1906

TAFEL 127

Bauweise der Hyläa. Pfahlbauten der Bajansi-Urwaldstämme am Kuilu im südlichen Kongo-Kassaibecken. L. Frobenius phot. DIAFE 1905

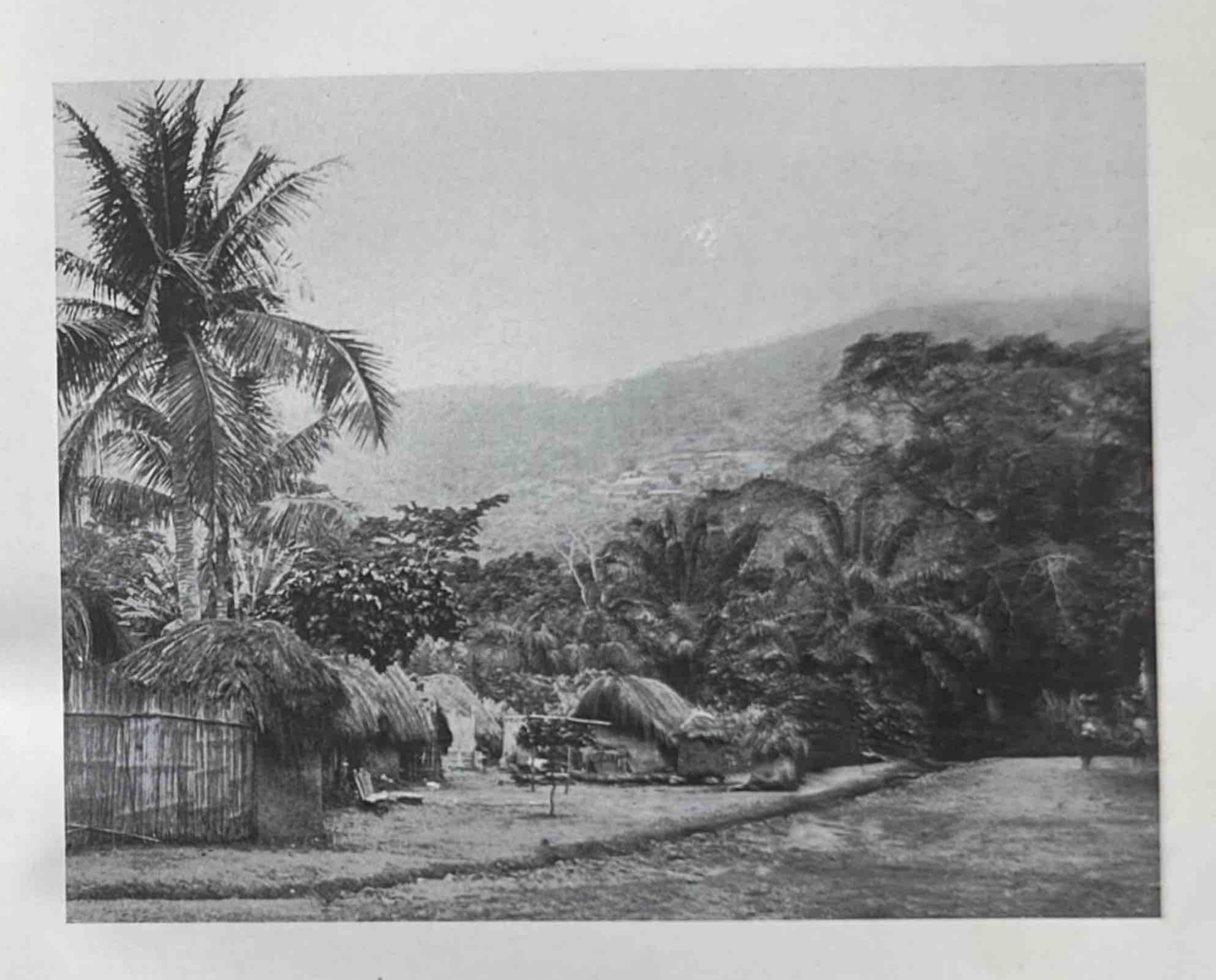




TAFEL 128

Bauweise der Hyläa. Der einfache Kastenstil. Unter den Ästen eines gestürzten Urwaldriesen errichtete Hütte zwischen Kuilu und Kantscha im südlichen Kongo-Kassaigebiet.

H. M. Lemme pinx. DIAFE 1905

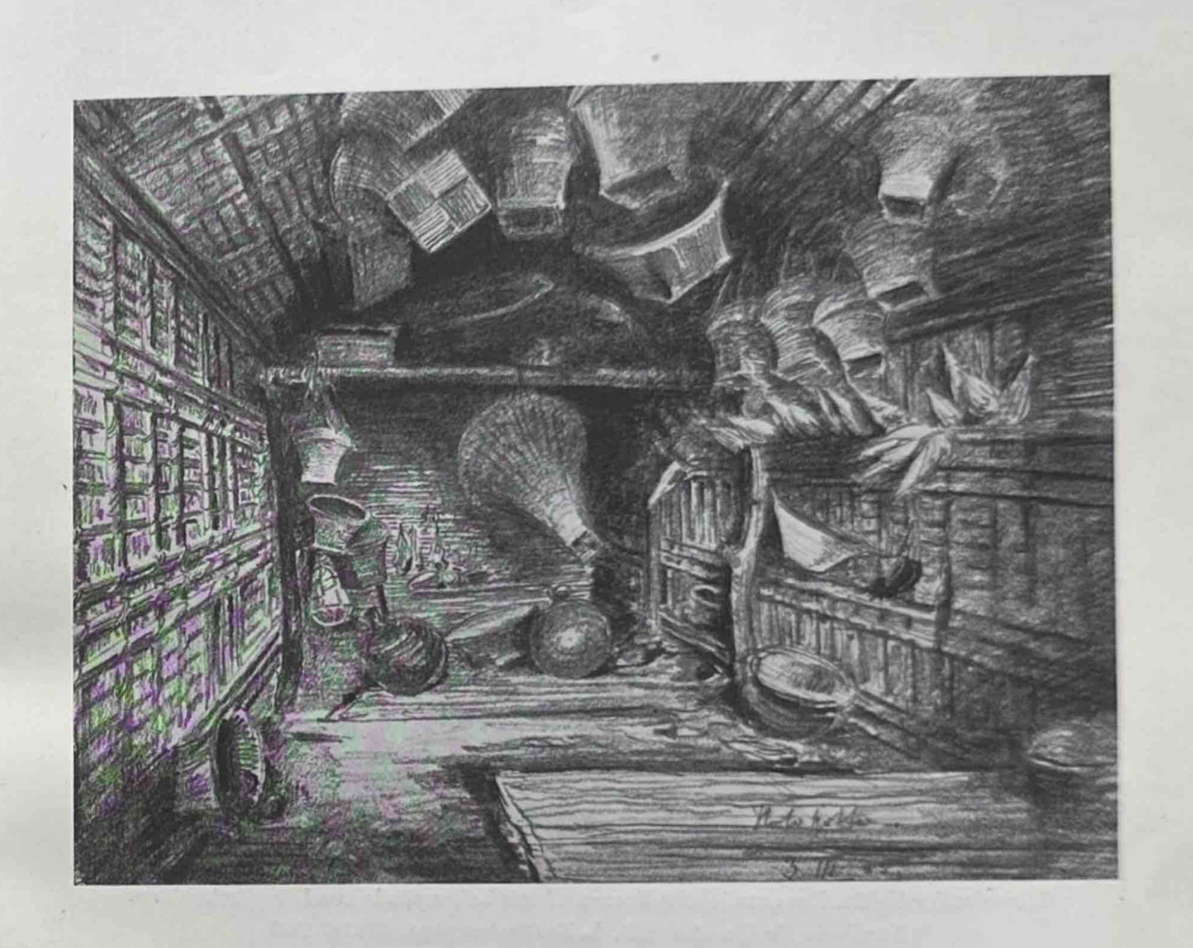


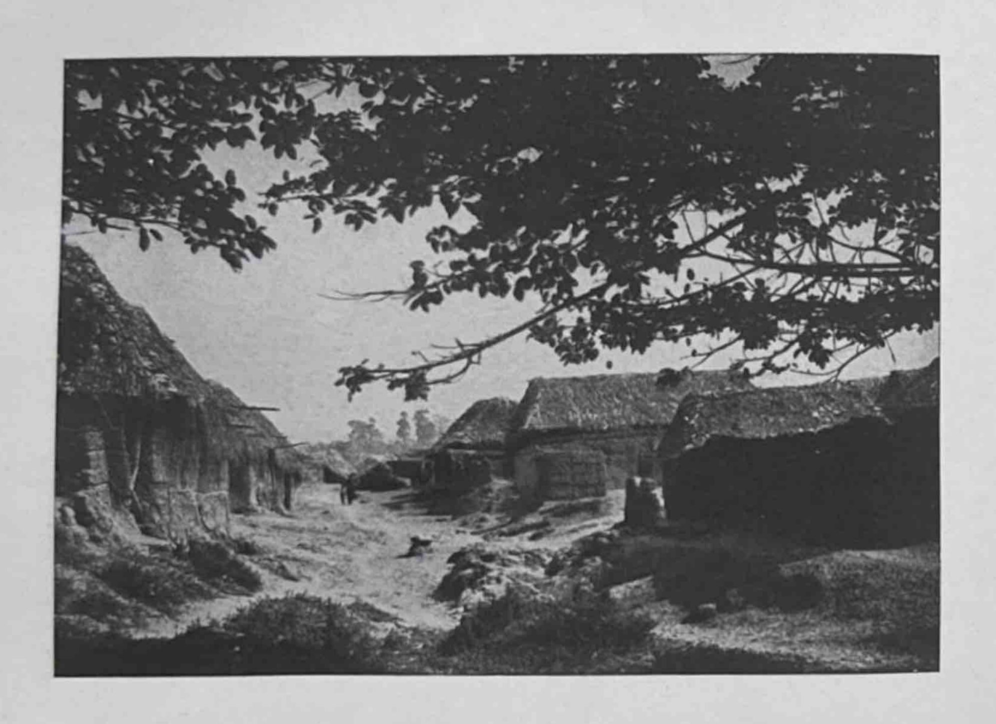
TAFEL 129

Bauweise der Hyläa. Der einfache Kastenstil. Typus der nördlichen Guineaküste. Das Ewedorf Palime am Fuße des Randgebirges. Im Hintergrund die Station Misahöhe, Togo

TAFEL 130

Bauweise der Hyläa. Der einfache Kastenstil. Inneres einer Hütte am Kuilu im südlichen Kongo-Kassaigebiet mit Rohrwänden, Rohrbett, Körben usw. H. M. Lemme des. DIAFE 1905





TAFEL 131

Bauweise der Hyläa. Der entwickelte Kastenstil mit Lehmwänden und Impluvialhöfen.
Straße in Ife (Jorubaland). L. Frobenius phot. DIAFE 1910

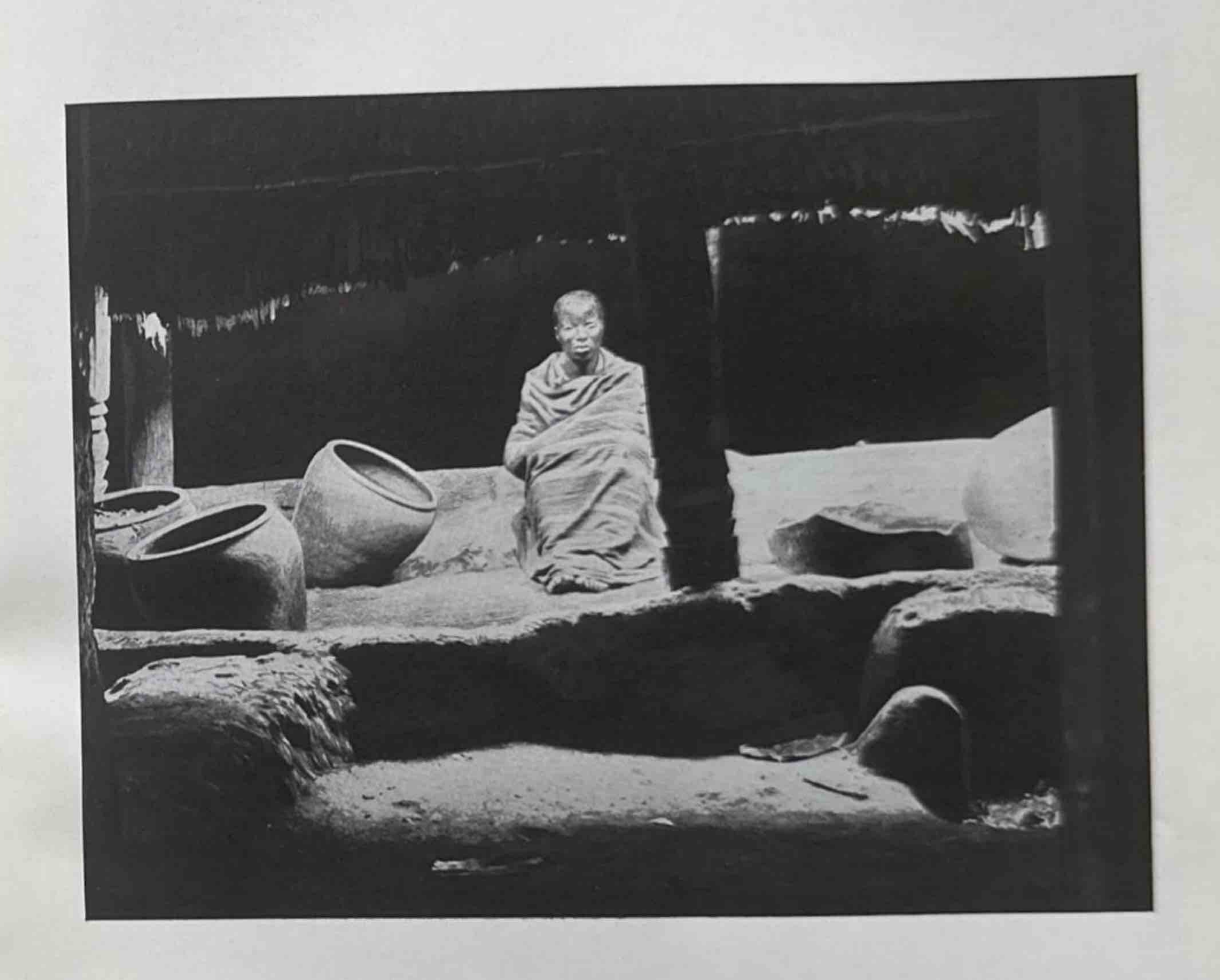


TAFEL 132

Bauweise der Hyläa. Der entwickelte Kastenstil mit Verandagalerie. Vorbau in Ife (Jorubaland). L. Frobenius phot. DIAFE 1910

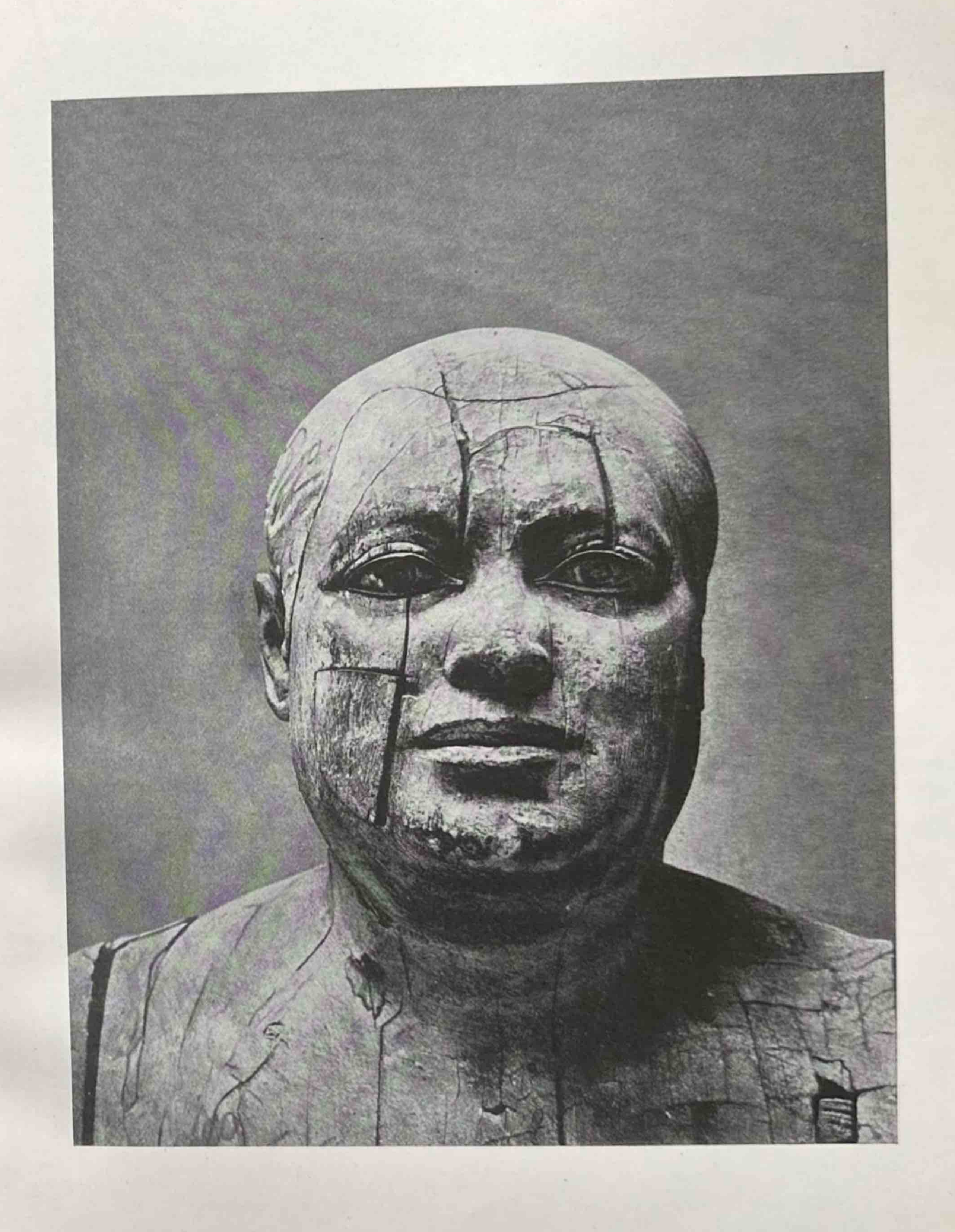
TAFEL 133

Bauweise der Hyläa. Der entwickelte Kastenstil mit Lehmwänden. Blick durch die Innengalerie in das Impluvium. L. Frobenius phot. DIAFE 1910



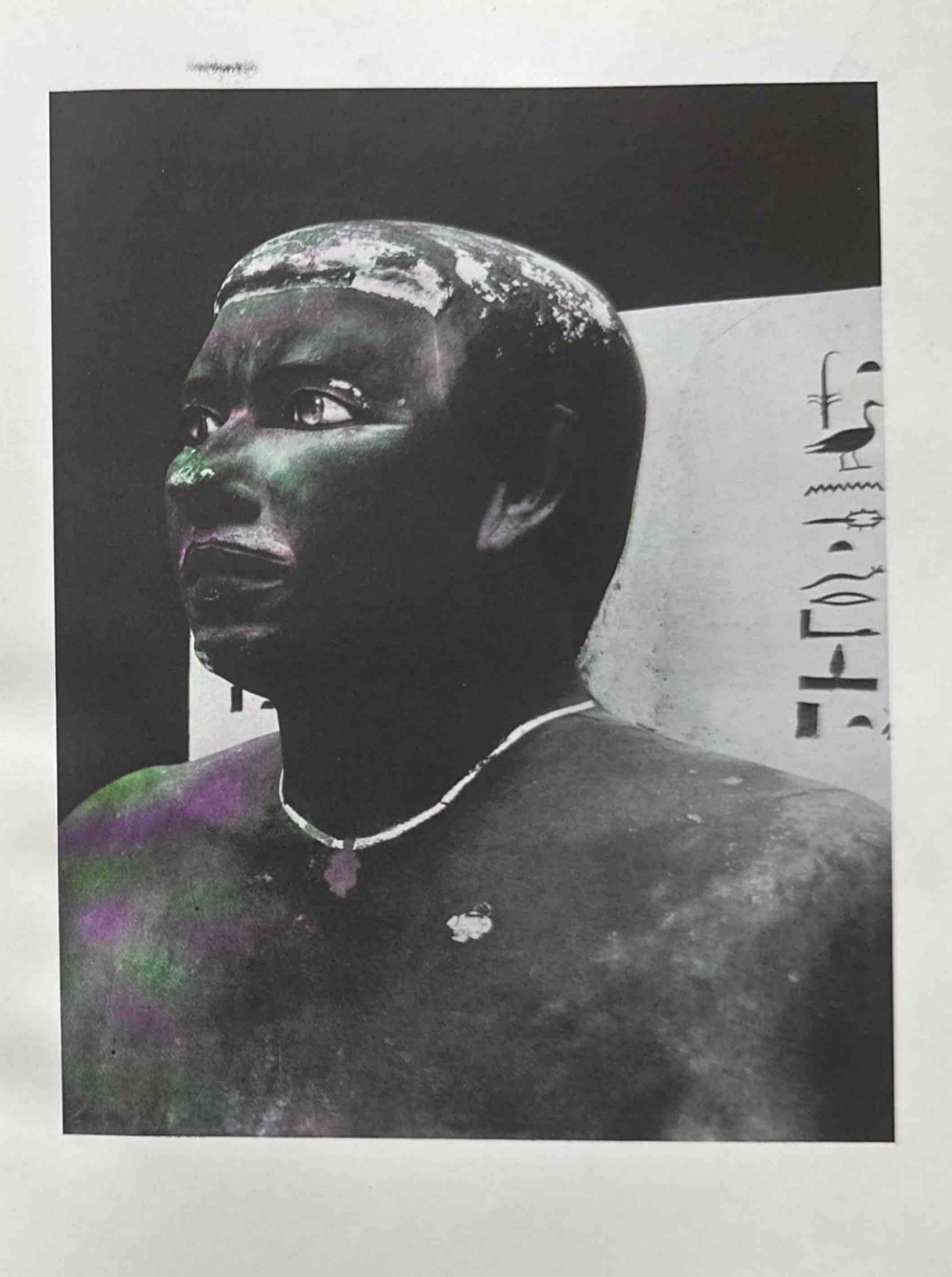
TAFEL 134

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kopf der altägyptischen Holzstatue genannt Scheik el beled. Aus dem ersten Drittel des dritten Jahrtausends v. Chr. IV. Dynastie Sakkara



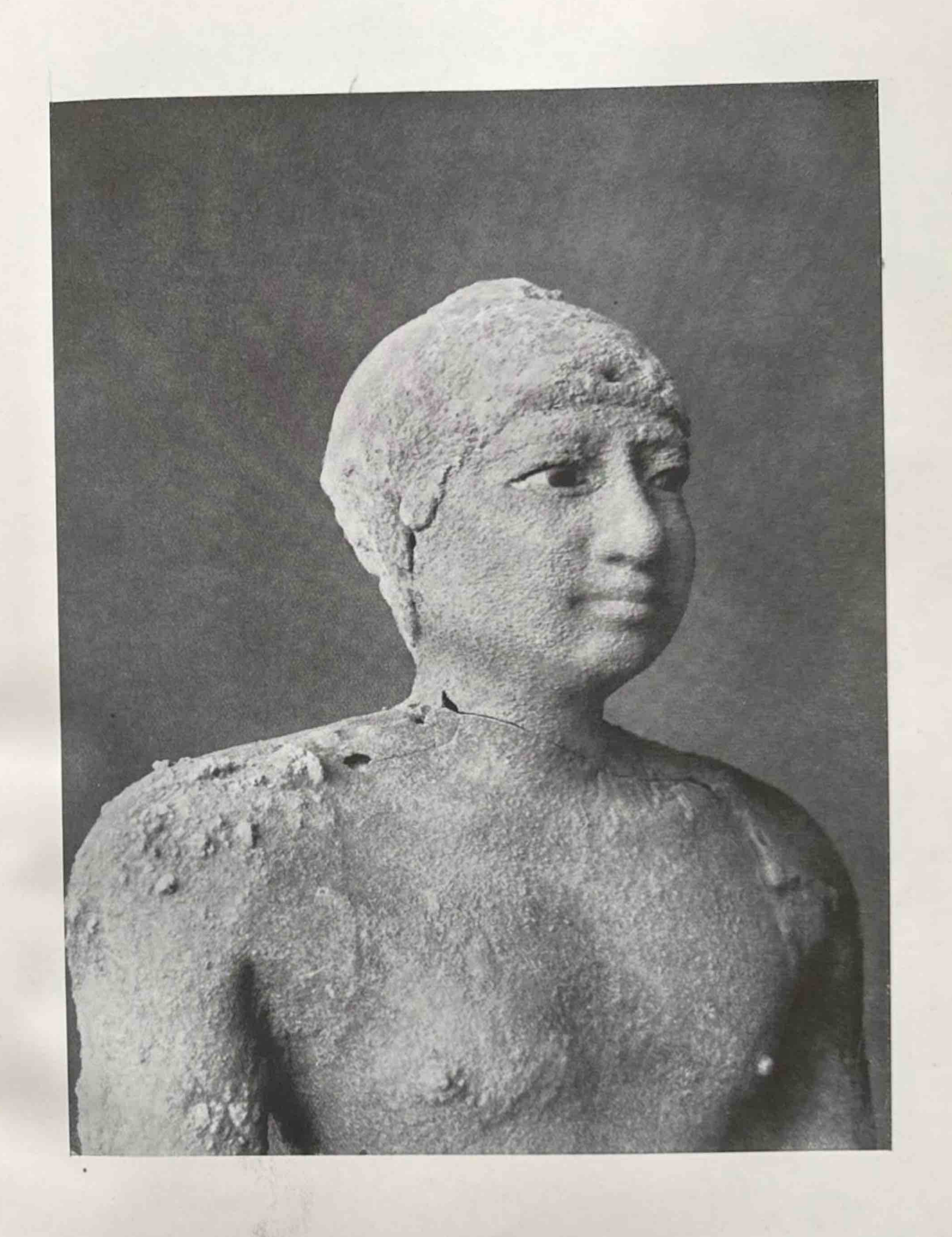
TAFEL 135

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kopf der altägyptischen Kalksteinstatue des Prinzen Rahotep der IV. Dynastie aus dem ersten Drittel des dritten Jahrtausends v. Chr. Meidum



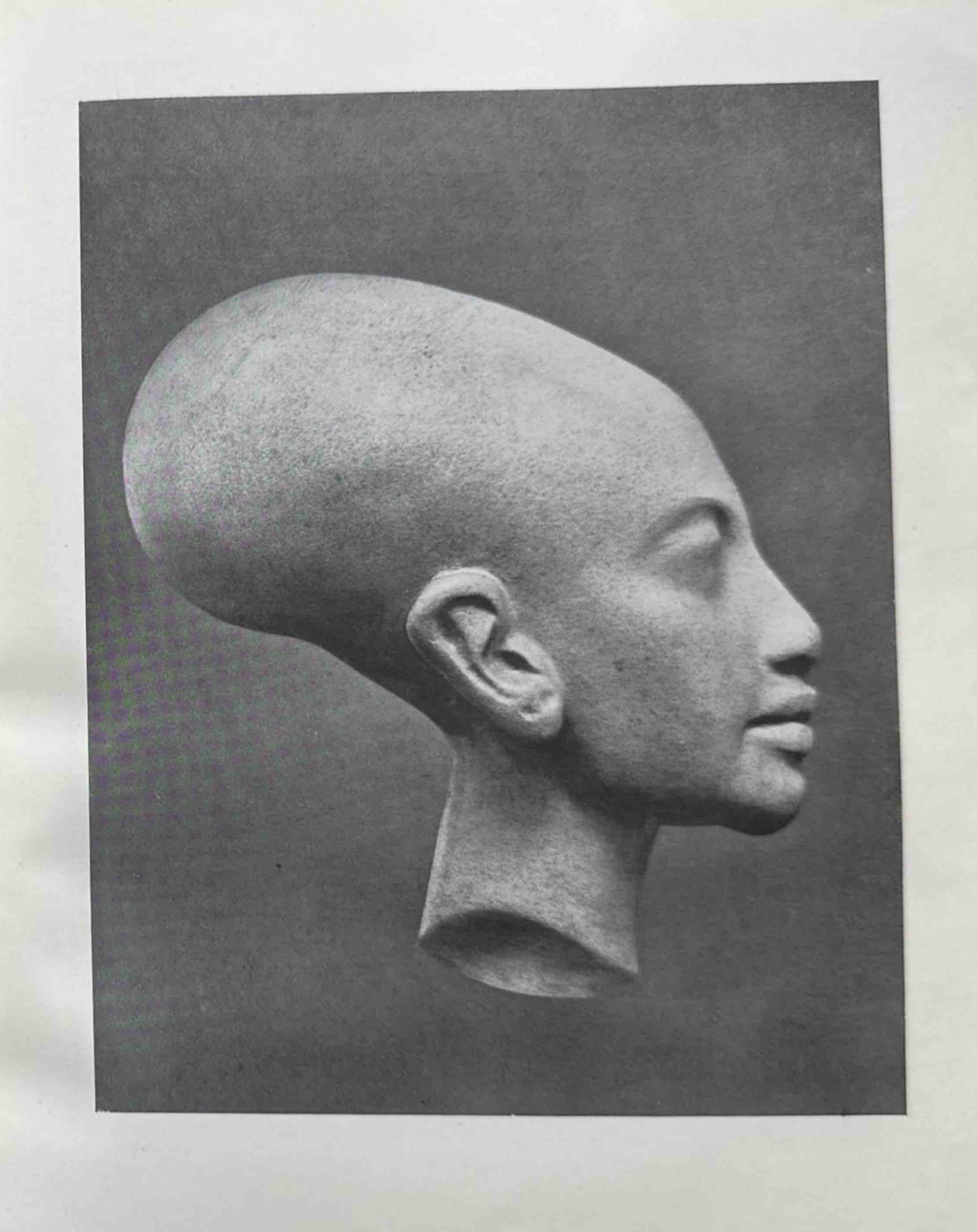
TAFEL 136

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Statue des Prinzen Merenzê, des Sohnes Pepi I. der VI. Dynastie aus der Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. Mit Kupfer überzogene Holzstatue. Hierakompolis



TAFEL 137

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Altägyptischer Kalksteinkopf aus der Zeit Amenophis IV. der XVIII. Dynastie nach der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. Photographie nach einem Gipsabguß



TAFEL 138

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Terrakottamaske als Grabbeigabe in Karthago aus der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. Ägyptisierender Stil. Höhe achtundzwanzigeinhalb cm. Photographie nach einem Gipsabguß



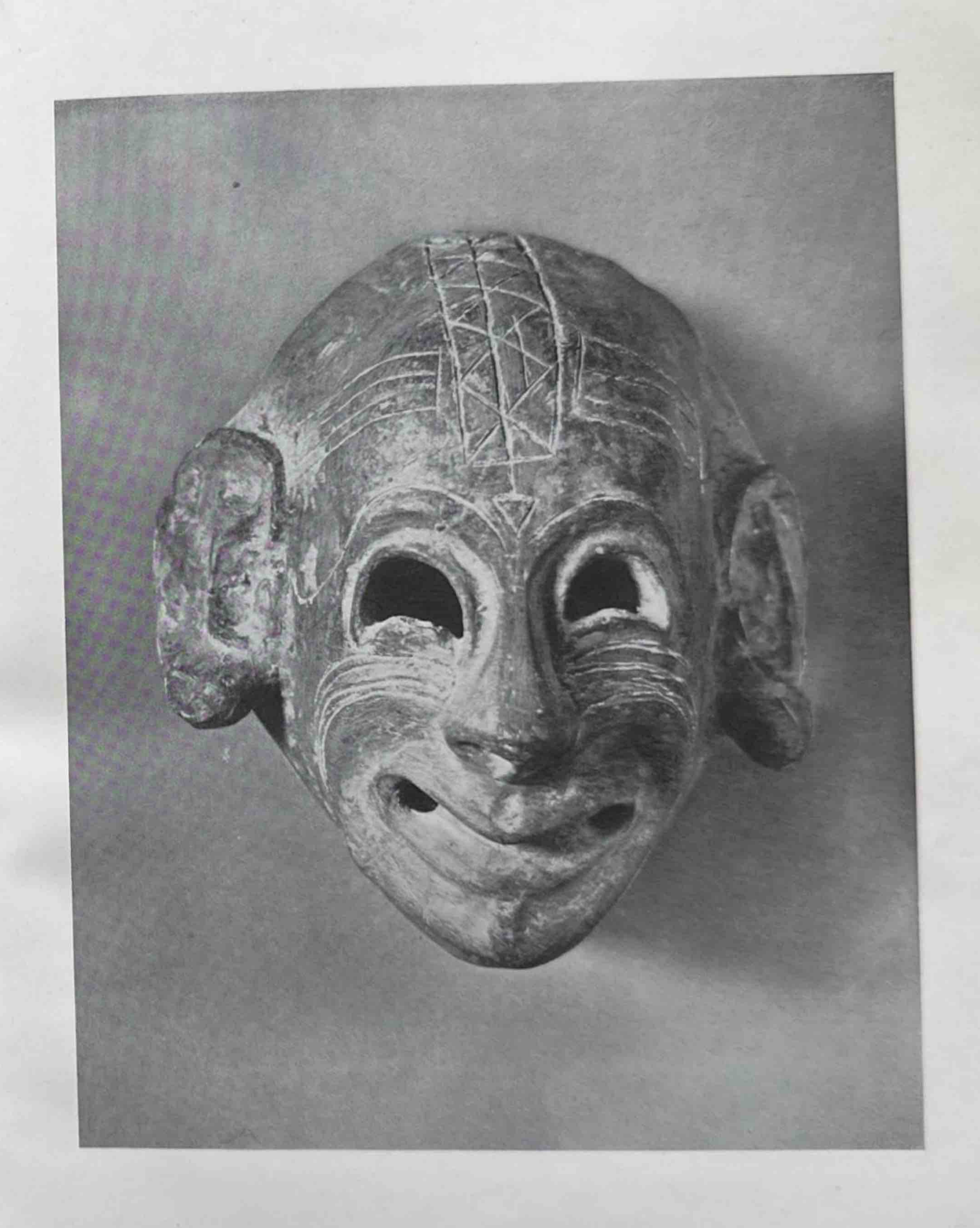
TAFEL 139

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Terrakottamaske als Grabbeigabe in Karthago aus der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. Hellesierender Stil. Höhe fünfundzwanzig cm. Photographie nach einem Gipsabguß



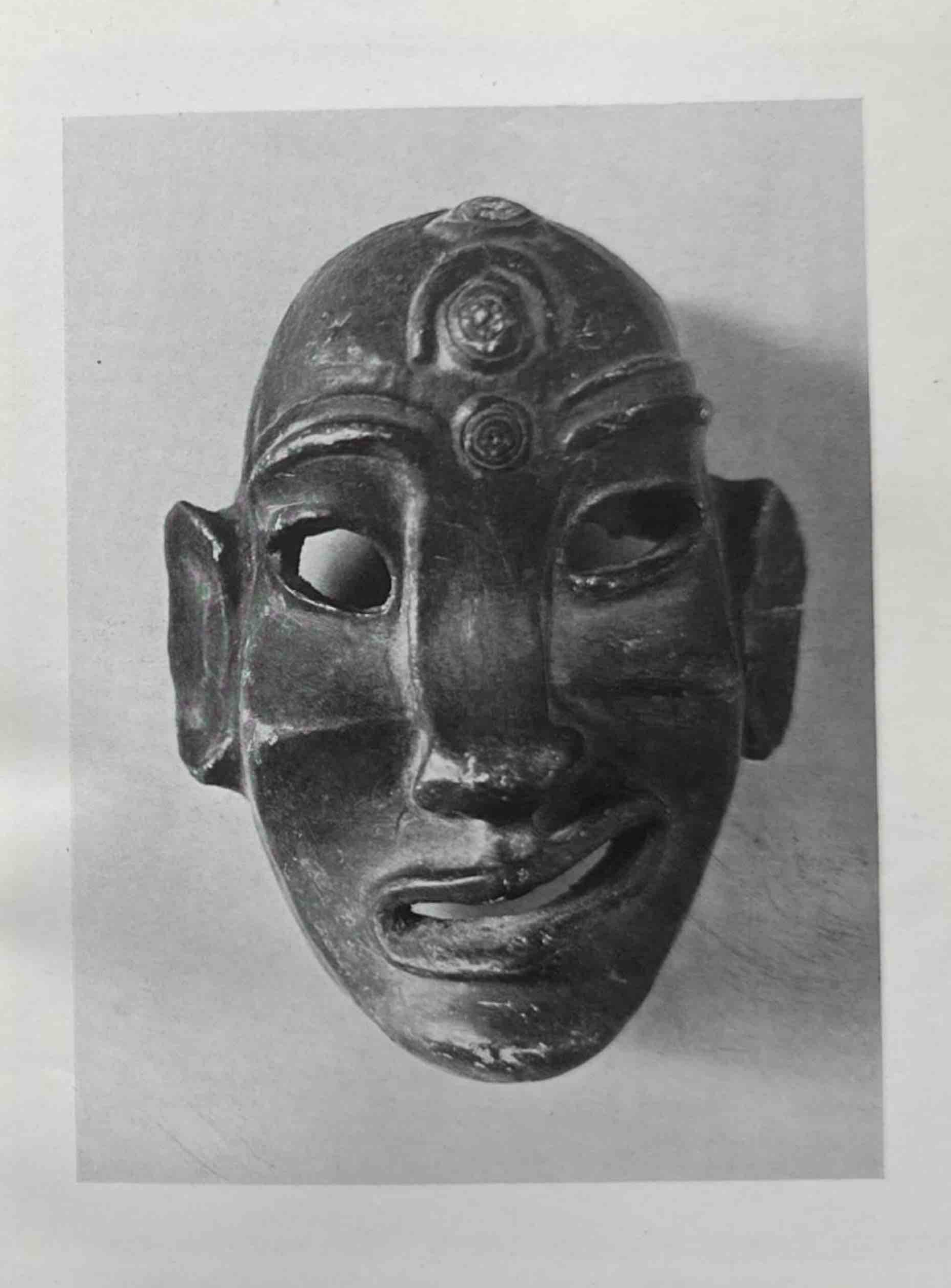
TAFEL 140

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Terrakottamaske als Grabbeigabe in Karthago aus der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. Berberisierender Stil. Höhe sechzehn cm. Photographie nach einem Gipsabguß



TAFEL 141

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Terrakottamaske als Grabbeigabe in Karthago aus der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. Negroisierender Stil. Höhe dreizehneinhalb cm. Photographie nach einem Gipsabguß



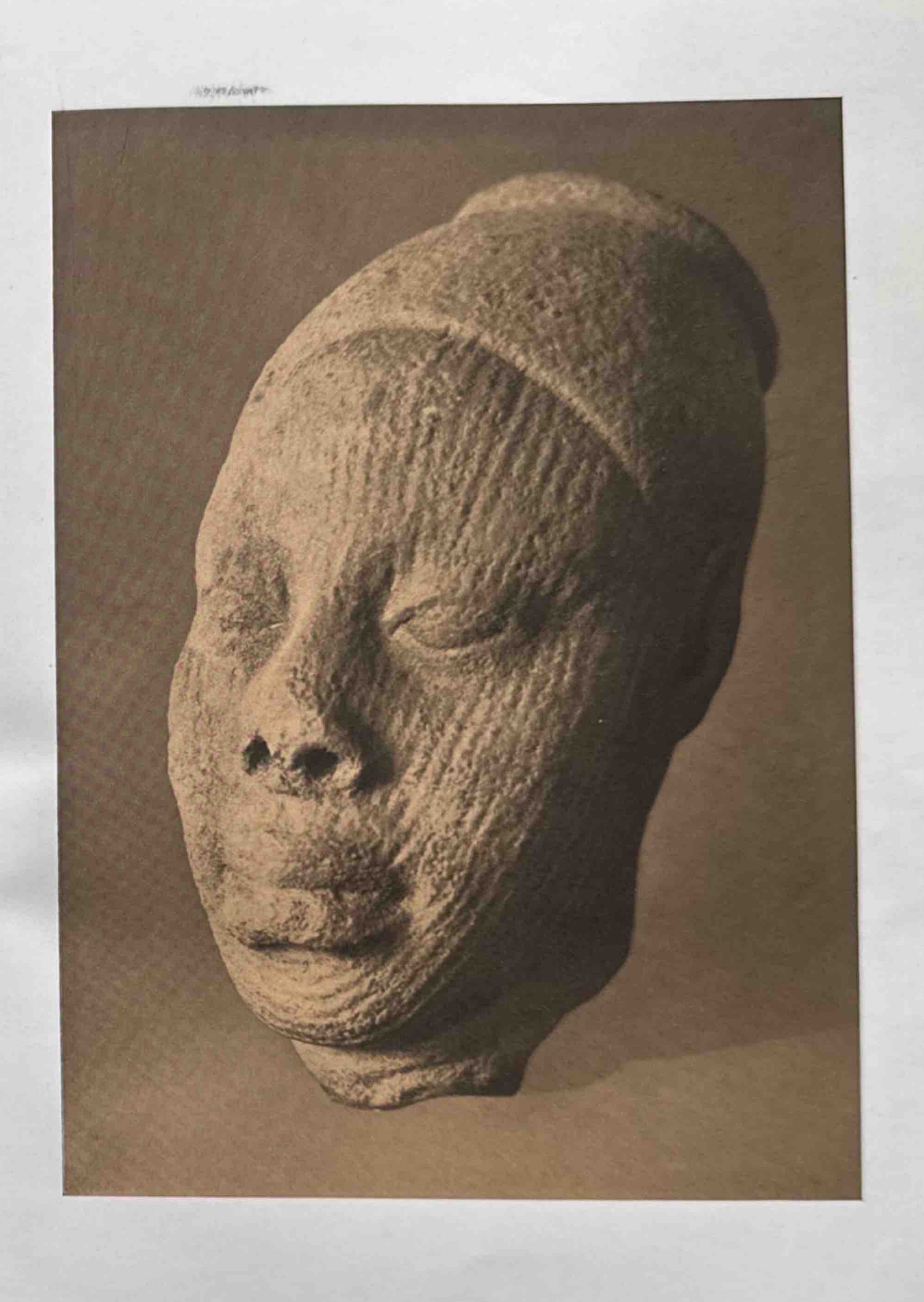
TAFEL 142

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kunstblüte des atlantischen Westafrika im ersten Jahrtausend v. Chr. Terrakottakopf aus Ife im Jorubaland. Höhe fünfzehneinhalb cm. Fund der DIAFE 1910



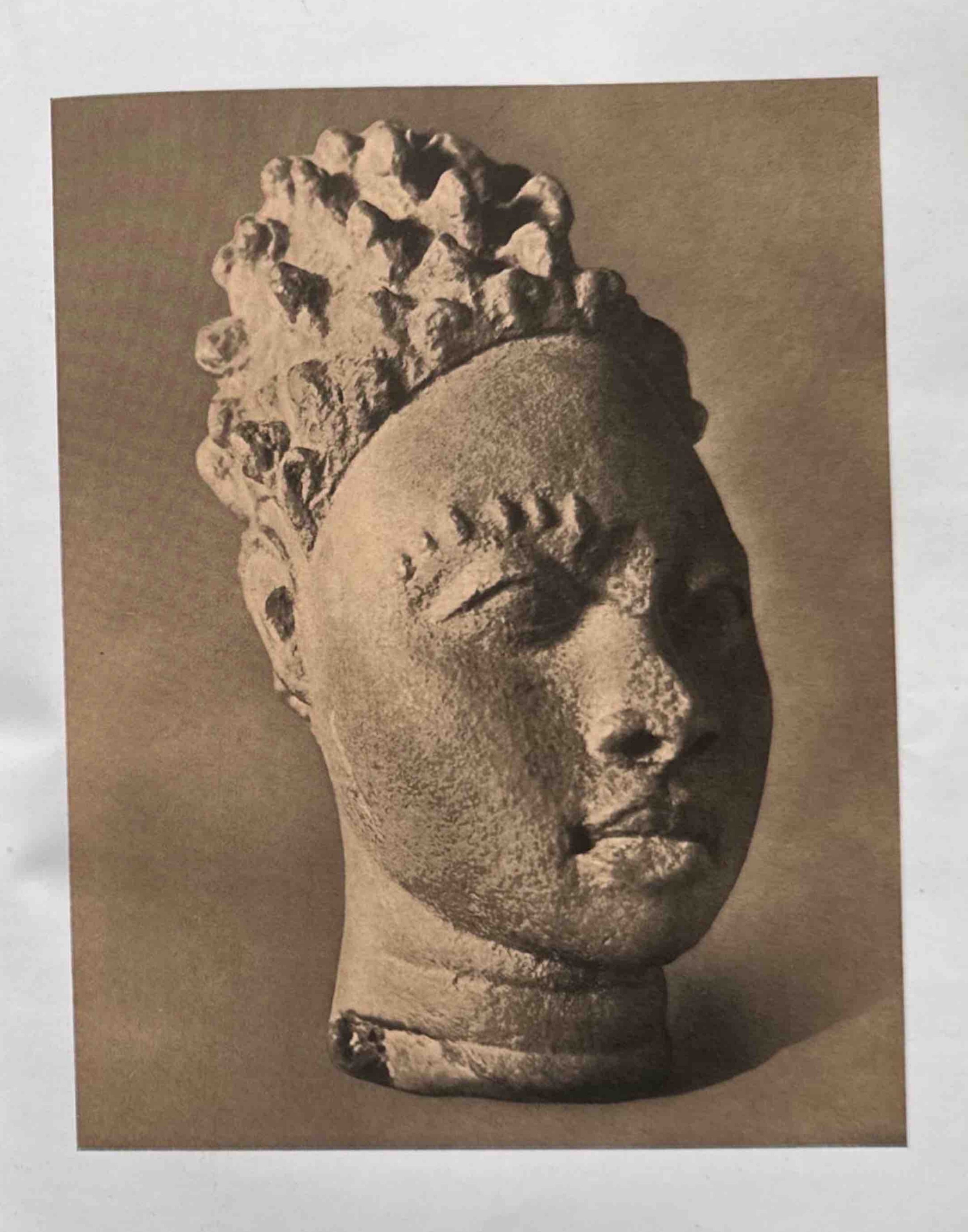
TAFEL 143

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kunstblüte des atlantischen Westafrika im ersten Jahrtausend v. Chr. Terrakottakopf aus Ife, Jorubaland. Höhe dreizehneinhalb cm. Fund der DIAFE 1910



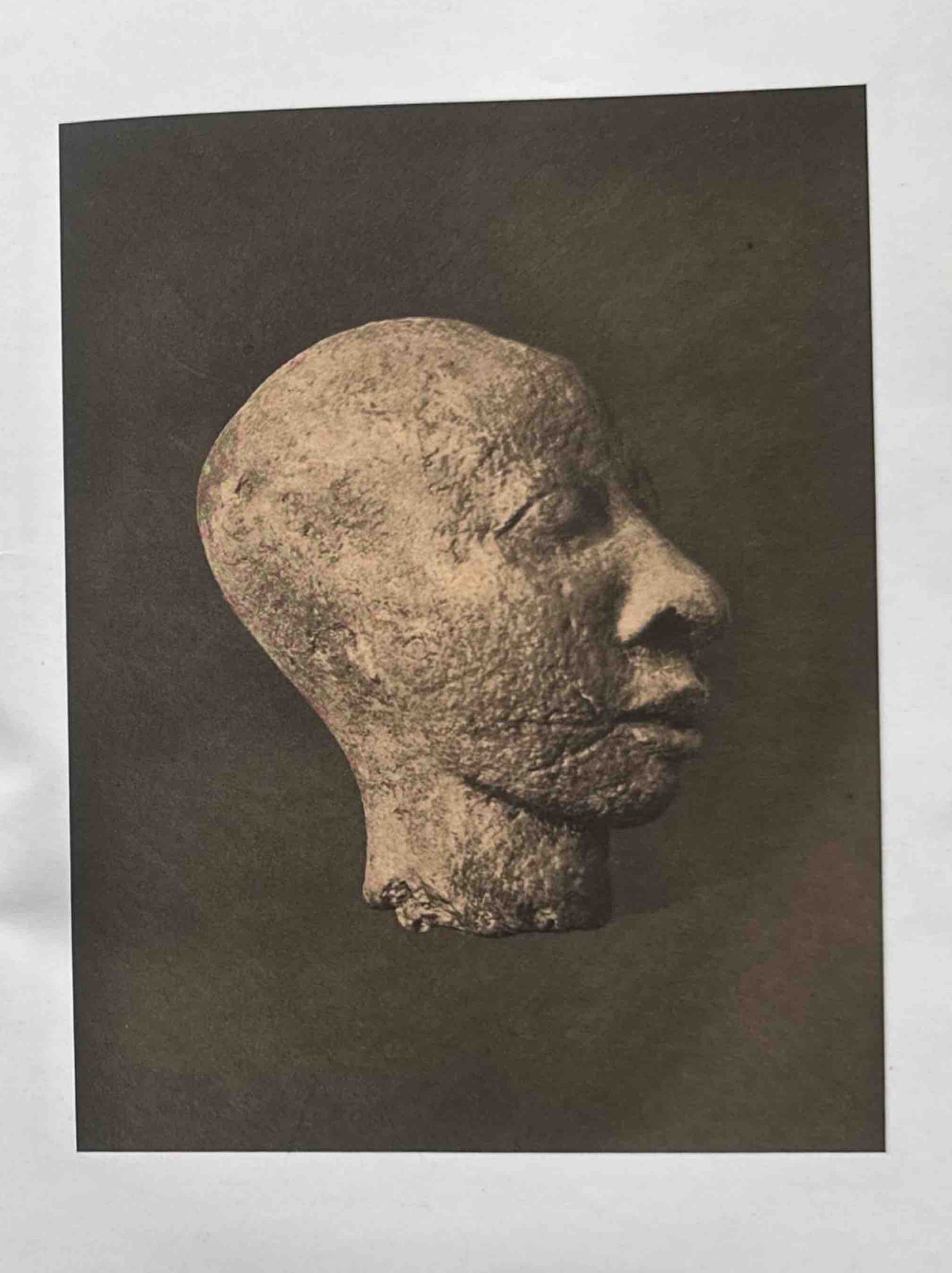
TAFEL 144

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kunstblüte des atlantischen Westafrika im ersten Jahrtausend v. Chr. Terrakottakopf aus Ife, Jorubaland. Höhe achtzehn cm. Fund der DIAFE 1910



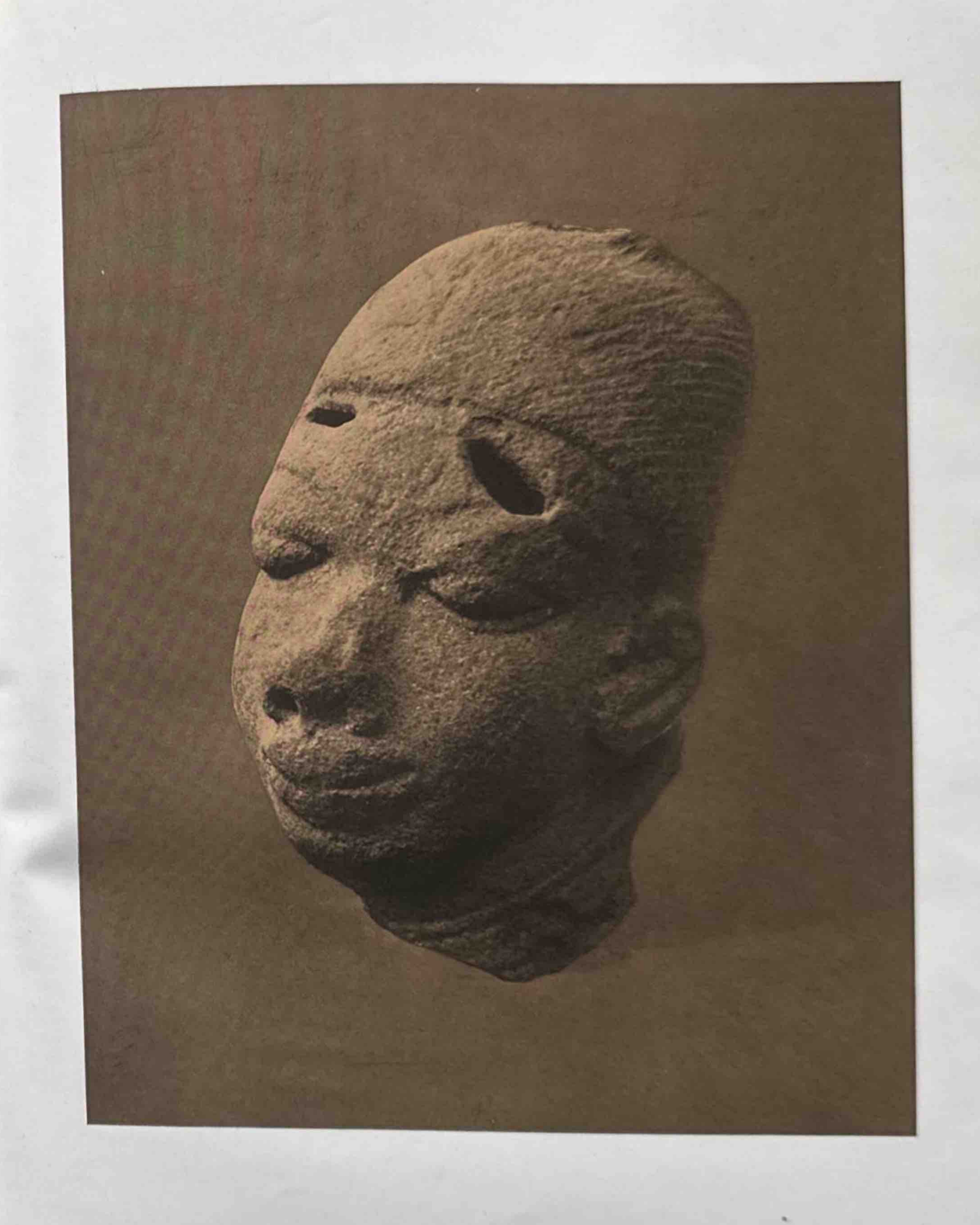
TAFEL 145

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kunstblüte des atlantischen Westafrika im ersten Jahrtausend v. Chr. Terrakottakopf aus Ife, Jorubaland. Höhe elfeinhalb cm. Fund der DIAFE 1910



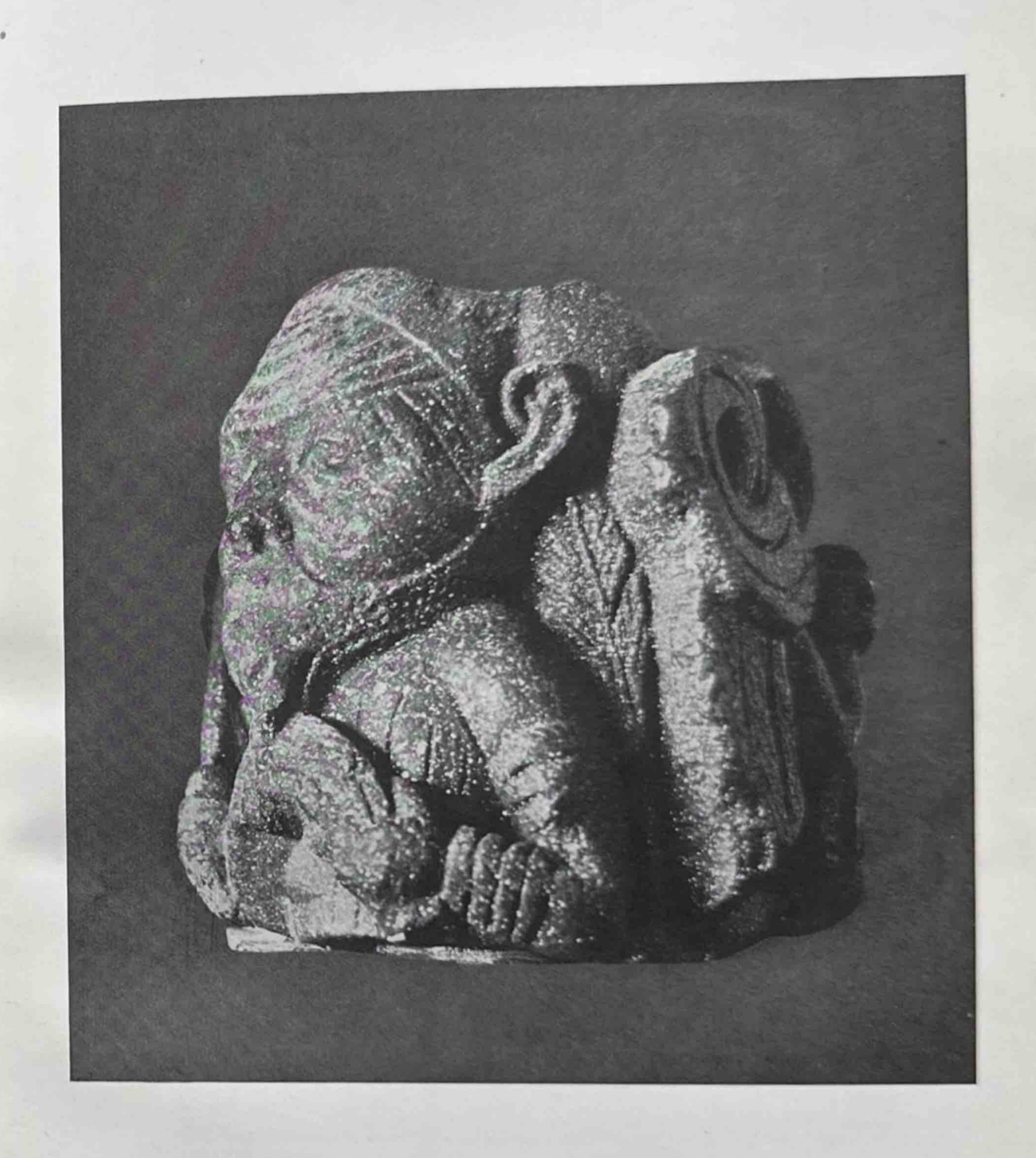
TAFEL 146

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kunstblüte des atlantischen Westafrika im ersten Jahrtausend v. Chr. Terrakottakopf aus Ife, Jorubaland. Der grobe Negerkopf im Gegensatz zu den Köpfen der feinen Träger der atlantischen Kultur. Vergl. Textabbildung S. 161. Höhe fünfzehneinhalb cm. Fund der DIAFE 1910



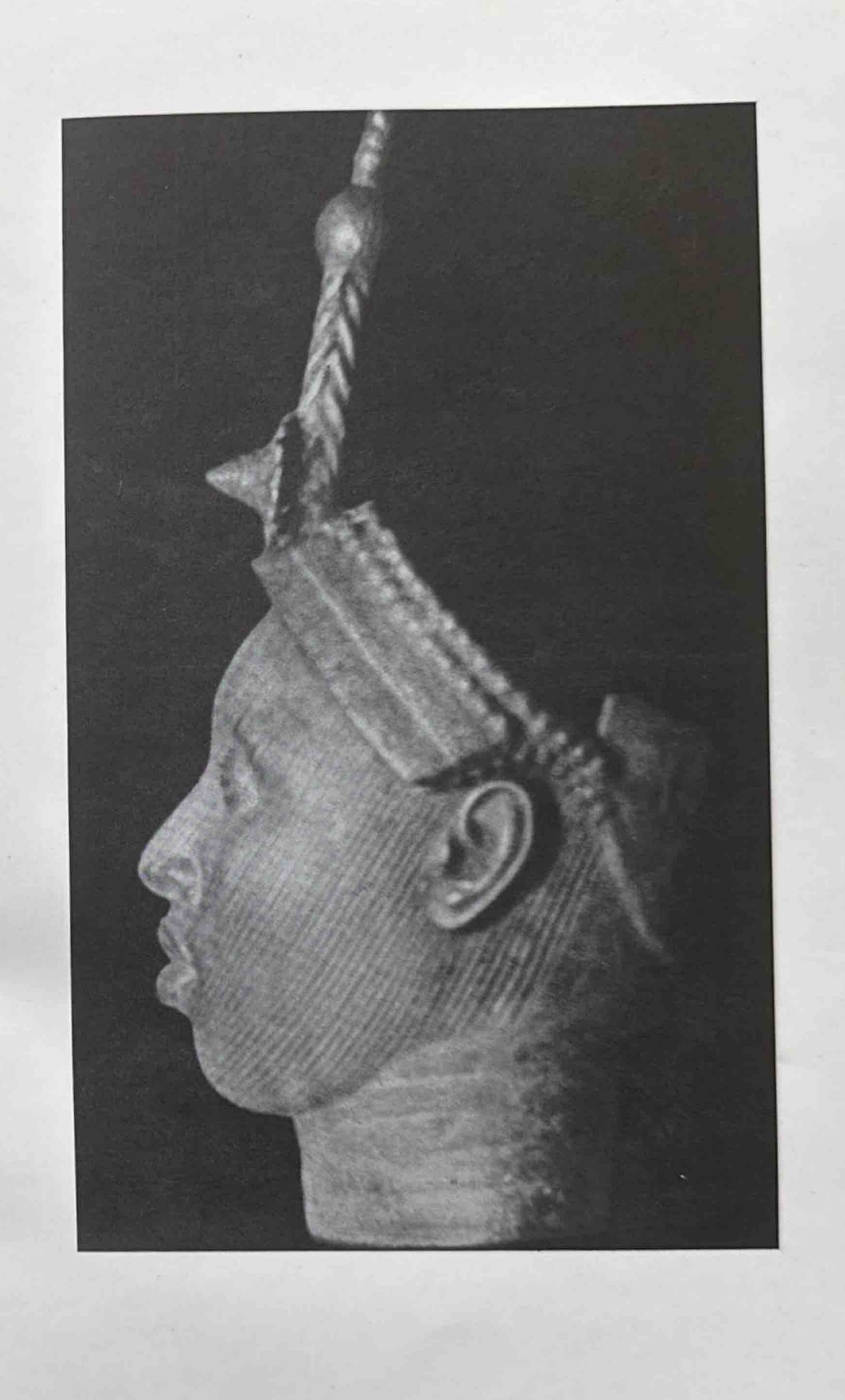
TAFEL 147

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kunstblüte des atlantischen Westafrika im ersten Jahrtausend v. Chr. Terrakotta mit einem Menschen nach vorn und einer Eule nach rückwärts. Aus Ife im Jorubaland. Höhe zehnundeinhalb cm. Fund der DIAFE 1910



TAFEL 148

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kunstblüte des atlantischen Westafrika im ersten Jahrtausend v. Chr. Kopf des Meergottes Olokun in Gelbguß nach der Weise der verlorenen Form. Aus Ife im Jorubaland. Höhe von der Diademspitze bis zum Halsabschnitt fünfunddreißigundeinhalb cm. Fund der DIAFE 1910



TAFEL 149

Messinggelbguß Benin. Leopardenkopf. Höhe sechzehn cm. Sammlung Baeßler, Dresden, Museum für Tier- und Völkerkunde



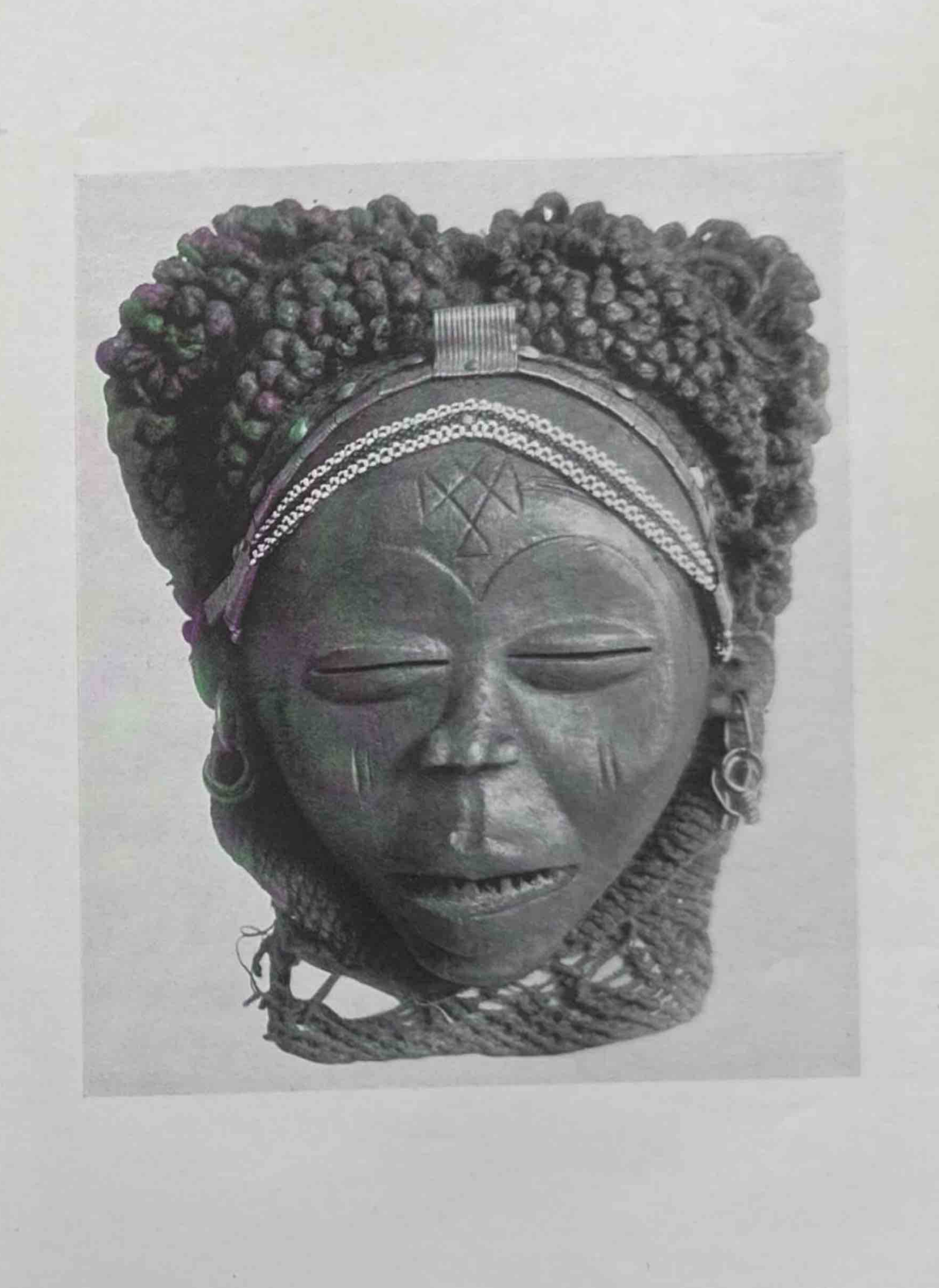
TAFEL 150

Hölzerne Gesichtsmaske. Loango-Ogowe, Westküste. Höhe dreißig cm. Sammlung Visser, Leipziger Museum für Völkerkunde



TAFEL 151

Hölzerne Gesichtsmaske der Kioque im südlichen Kassaigebiet. Sammlung der DIAFE.
Hamburger Museum für Völkerkunde



TAFEL 152

Hölzerner Kopf der Bangere. Höhe neunzehn cm. Berliner Museum für Völkerkunde



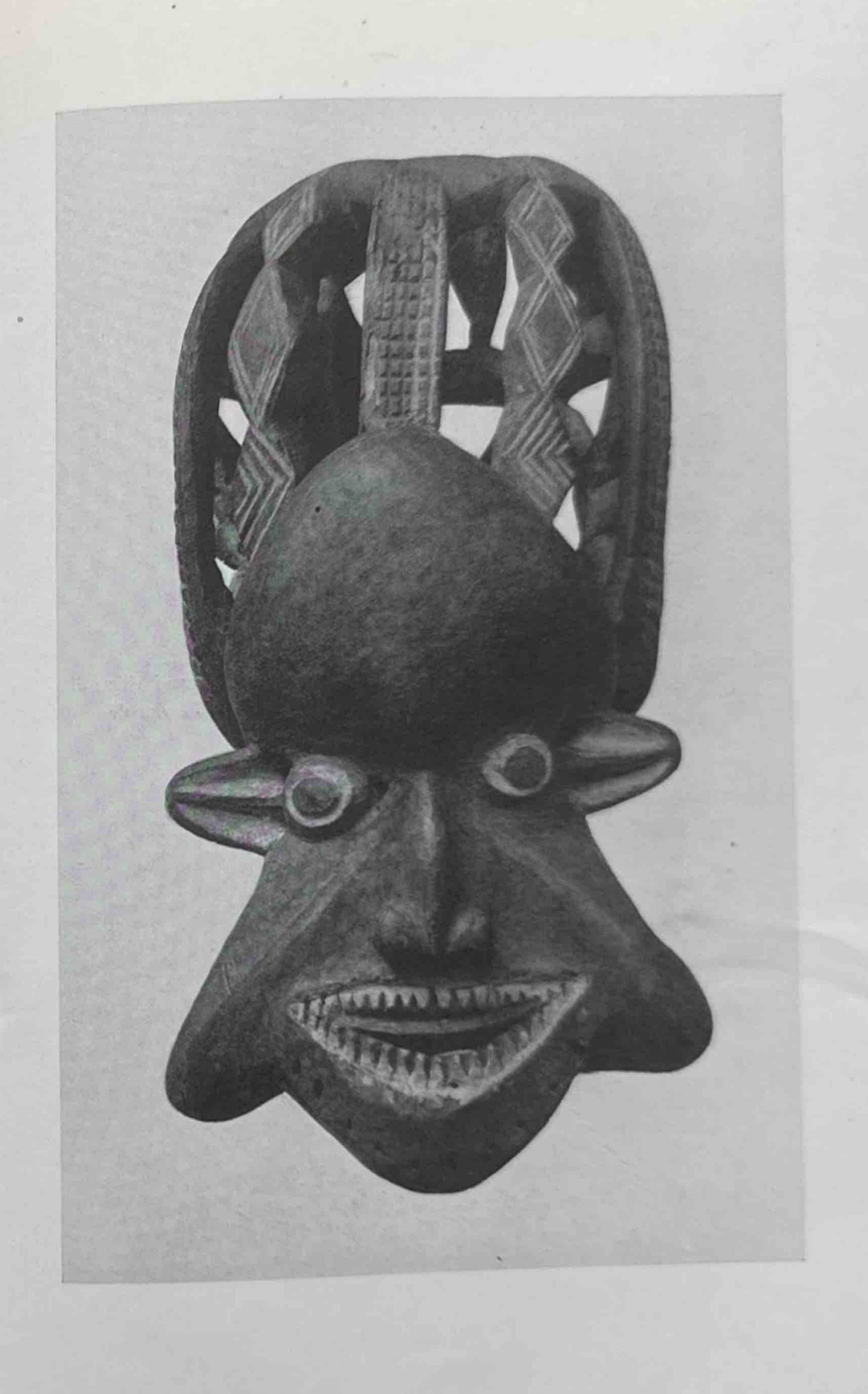
TAFEL 153

Hölzerne Kopfmaske der Bankom, Balihochland. Höhe sechzig cm. Berliner Museum für Völkerkunde



TAFEL 154

Hölzerne Gesichtsmaske aus N.W.-Kamerun, Bametta. Höhepunkt der Entwicklung ins Groteske. Sammlung Hirtler, Leipzig, Museum für Völkerkunde



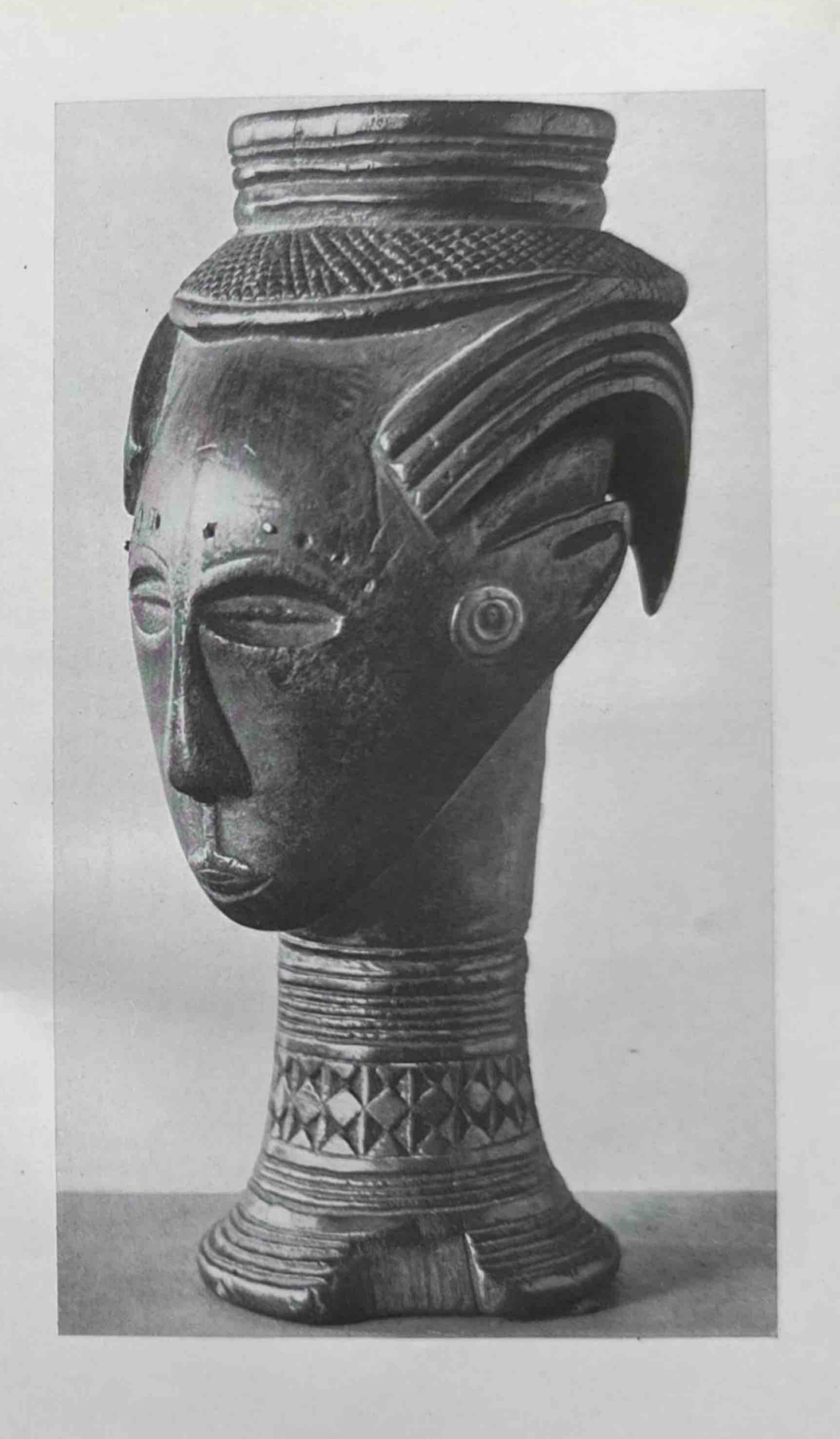
TAFEL 155

Hölzerne Gesichtsmasken der Mpassa, eines Bassongestammes im Lomamigebiet; die linke im Hamburger, die rechte im Stuttgarter Museum für Völkerkunde



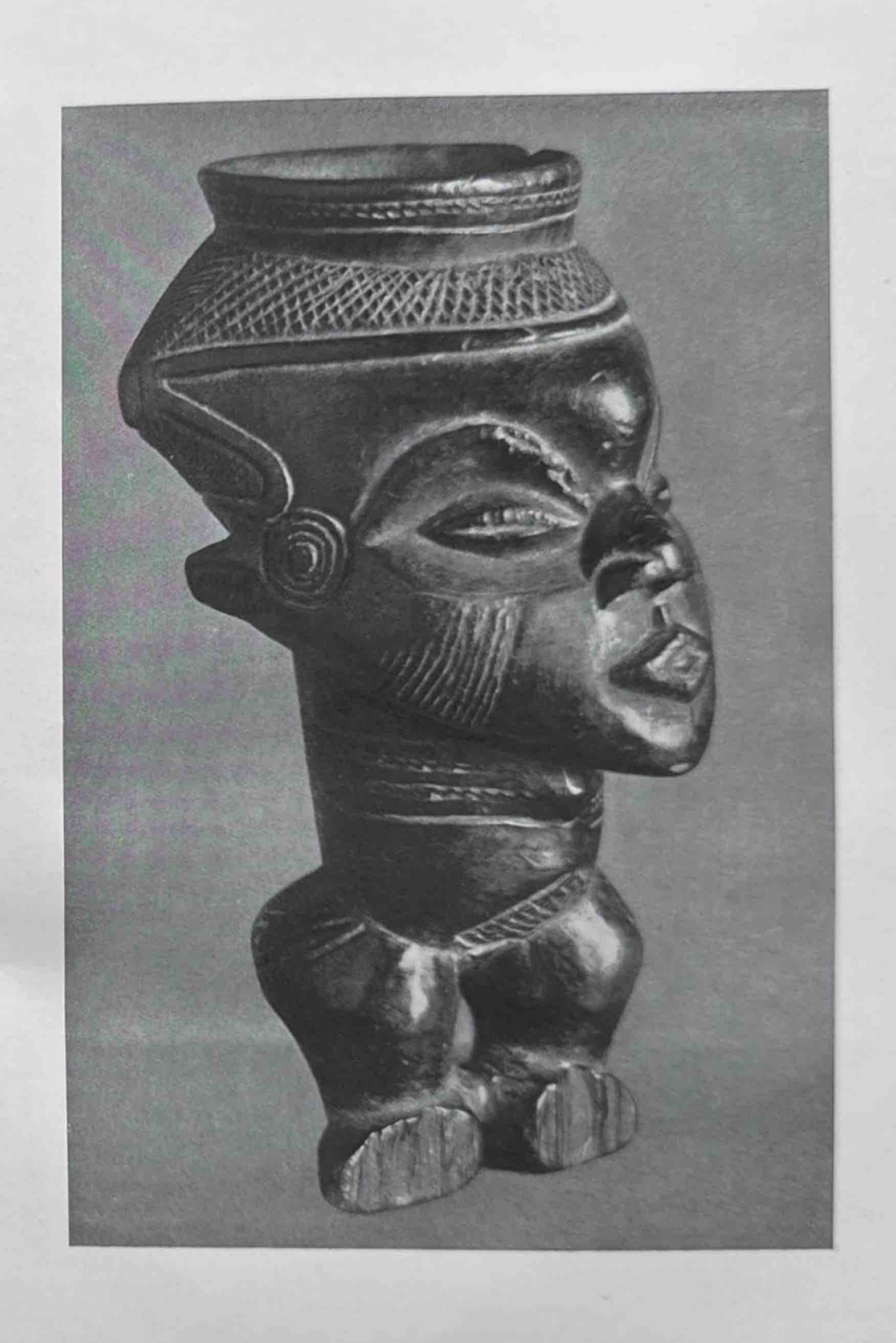
TAFEL 156

Holzbecher der Bakuba, zentrales Kongobecken und zwar Kassai-Sankurrugebiet.
Höhe einundzwanzig cm. Sammlung der DIAFE



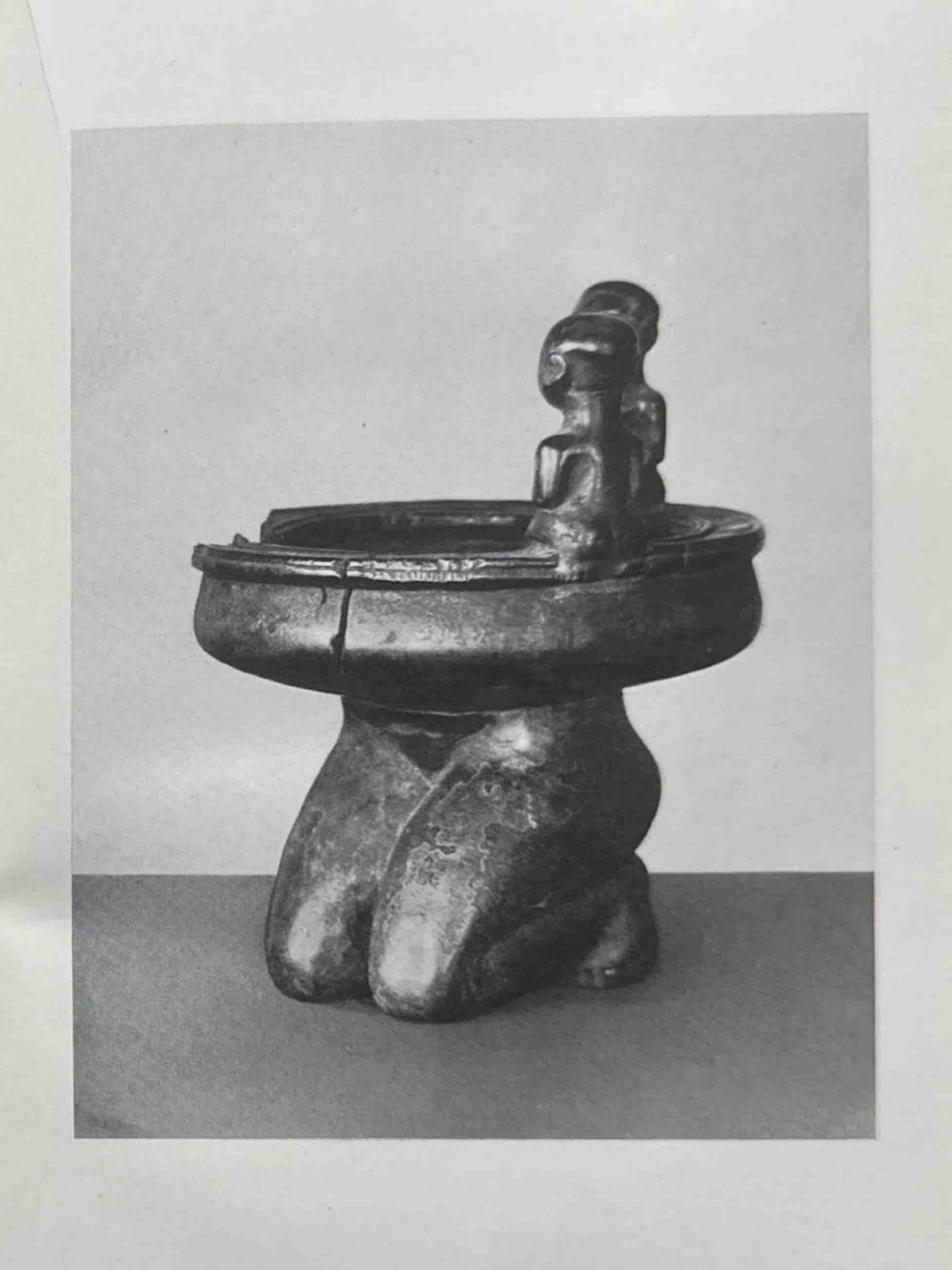
TAFEL 157

Holzbecher der Bakuba, Kassai-Sankurrugebiet. Höhe einundzwanzig cm.
Sammlung der DIAFE



TAFEL 158

Holzgefäß der Bakuba, Kassai-Sankurrugebiet. Auf einem weiblichen Körper eine Schale mit drei Figürchen, von denen eine abgebrochen ist. Sammlung der DIAFE



TAFEL 159

Holzfiguren aus dem nordwestlichen Kamerun. Bakowen. Höhe 1,14 m.
Provinzialmuseum in Hannover





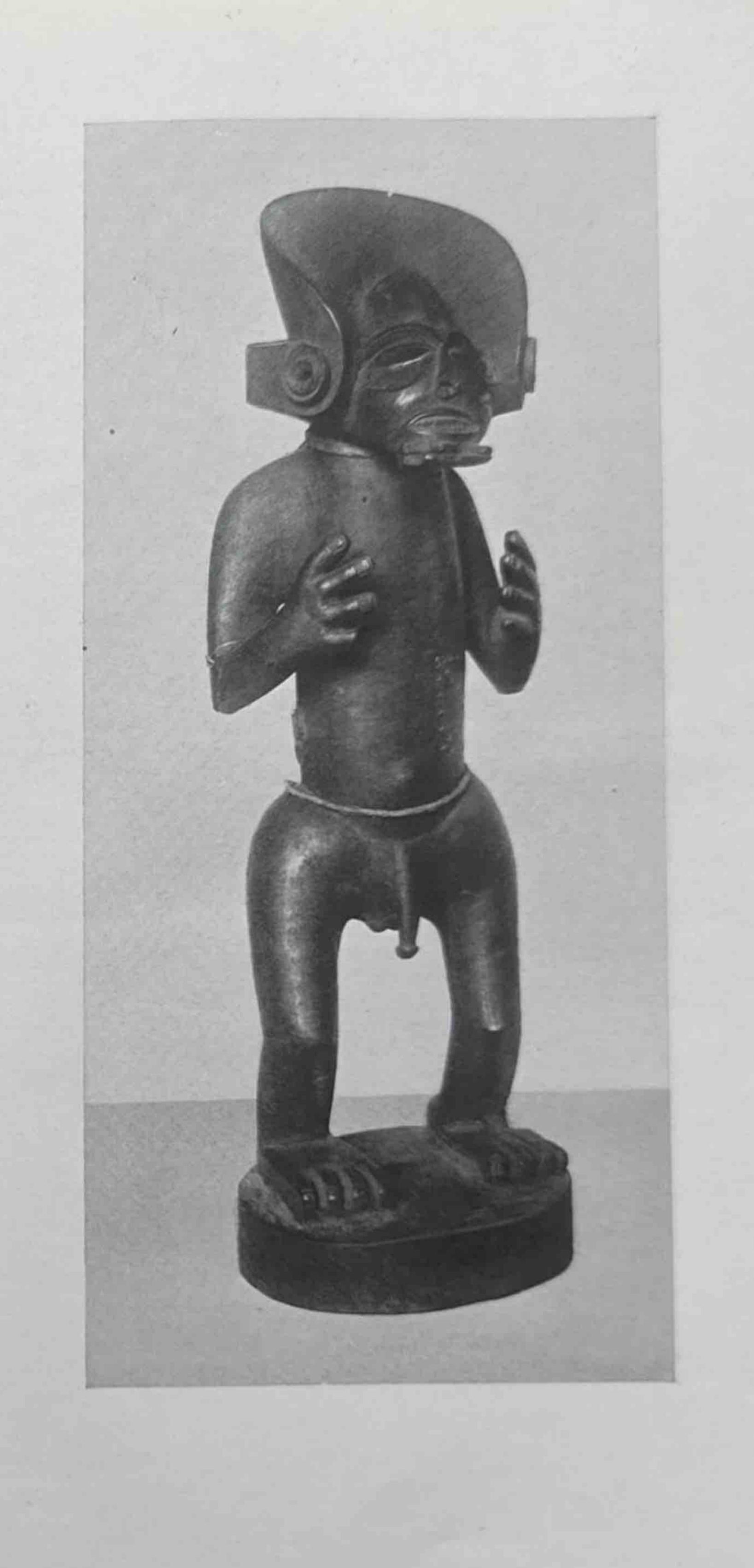
TAFEL 160

Holzfiguren von den Bassonge Lupungus aus dem Sankurru-Lomamigebiet. Sammlung der DIAFE 1906. Hamburger Museum für Völkerkunde



TAFEL 161

Holzfigur aus dem Benguela-Hinterland. Nach Schachzabel sicher Vatsivokoe Südangola.
Höhe siebenunddreißig cm. Berliner Museum für Völkerkunde



TAFEL 162

Holzfigur aus Urua, Kongoquellstromgebiet. Berliner Museum für Völkerkunde. Höhe dreiundsechzig cm



TAFEL 163

Holzfigur vom Moerosee, Kongoquellstromgebiet. Berliner Museum für Völkerkunde.
Höhe zweiunddreißigeinhalb cm



TAFEL 164

Holzfigur. Der Reichsgründer oder Reiterheilige der Joruba. Sammlung der DIAFE



TAFEL 165

Holzfigur der Bena Lulua im Kassai-Luluagebiet. Städtisches Museum für Völkerkunde in Leipzig



TAFEL 166

Holzfiguren der Bagos an der französischen Guineaküste. Kopfform und Haltung vergl. mit Tafel 185. Historisches Museum in Bern



TAFEL 167

Holzfiguren der Mangbattu im nordöstlichen Kongobecken. Beide im naturhistorischen Museum in Wien. Die rechte Sammlung Hansal, die linke Sammlung Emin Bey. Letztere zum Andenken an Verstorbene im Trauerhause aufgestellt. Die rechte mehr ostafrikanischer, die linke typisch westafrikanischer Stil





TAFEL 168

Tanzfigurenpaar aus dem Kam-Tal; Nordwestkamerun, von vorn und von hinten; links Frau, Höhe 1,52 m, rechts Mann, Höhe 1,25 m. Hannover, Provinzialmuseum



TAFEL 169

Tanzfigurenpaar aus dem Kam-Tal; Nordwestkamerun, von vorn und von hinten; umgekehrt gegenüber Tafel 168: links Mann, rechts Frau. Hannover, Provinzialmuseum

TAFEL 170

Holzgefäß der Tomma-Habe im Nigerbogen; auf dem Deckel ein Figurenpaar.
Sammlung der DIAFE



TAFEL 171

Holzfiguren der Bari am Nil. Als Ahnenfiguren erklärt. Naturhistorisches Museum in Wien



TAFEL 172

Hölzerne Särge in Menschengestalt der Wangata an der Mündung des Tschuapa-Bussera in den Kongo. Nach Originalphotographie überwiesen vom Kongostaat.



TAFEL 173

Hölzerne Figuren. Das östlichste Vorkommen auf nordafrikanischem Boden. Grab mit Denkmälern aus Wollamo, Ometogebiet. Graf Erwin Schönborn-Buchheim phot.



TAFEL 174

Ältester ägyptischer Stil in der Figurenplastik. Kalksteinfigur aus dem vierten Jahrtausend v. Chr.



TAFEL 175

Westafrikanische Elfenbeinschnitzereien des Jorubalandes. Gegenstände des Ifakultus und zwar in der Mitte ein Klopfer (Iroke), in der Runde vier Köpfchen, die gewissermaßen als Zuschauer beim Orakelwurf aufgestellt werden. Ausgegraben in Modeke. Sammlung der DIAFE 1910



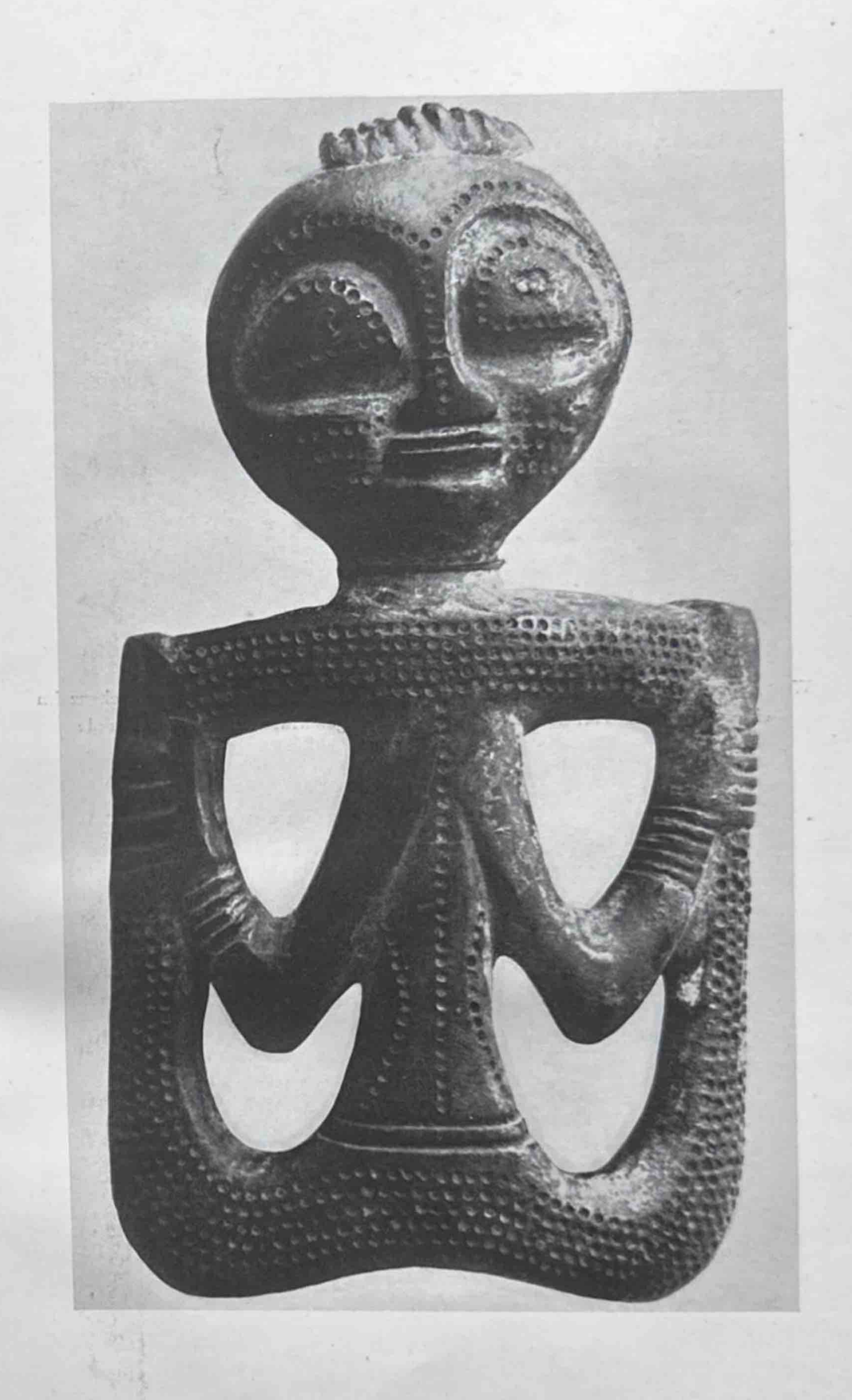
TAFEL 176

Westafrikanische Elfenbeinschnitzereien. Amulette, Kongogebiet. Die oberen zwei aus dem Lualabagebiet, die unteren sechs vom Kuango-Kuilu. Etwa nat. Größe. Sammlung der DIAFE



TAFEL 177

Westafrikanische Elfenbeinschnitzerei. Amulett in Gestalt eines Wasserdämonen. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke bei Ife im Jorubaland



TAFEL 178

Westafrikanische Elfenbeinschnitzerei. Figurale Darstellungen auf dem Backenzahn eines Elefanten. Von der Loangoküste. Leipziger Museum für Völkerkunde







TAFEL 179
Westafrikanische Elfenbeinschnitzerei. Armmanschette in durchbrochener Arbeit.
Ausgegraben von der DIAFE 1910 im Jorubaland

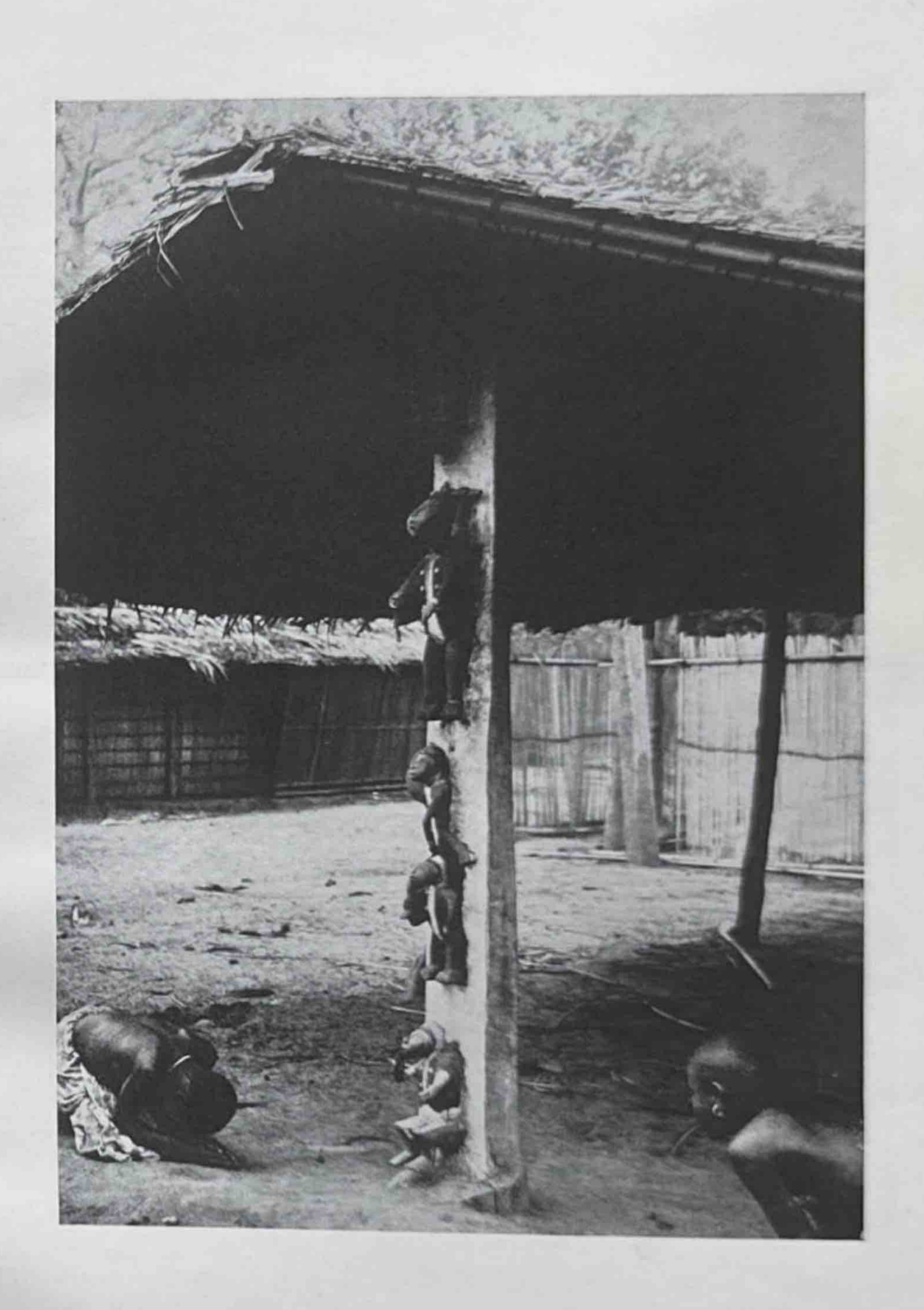


TAFEL 180

Westafrikanische Elfenbeinschnitzerei. Armmanschette in durchbrochener Arbeit.
Ausgegraben von der DIAFE 1910 im Jorubaland

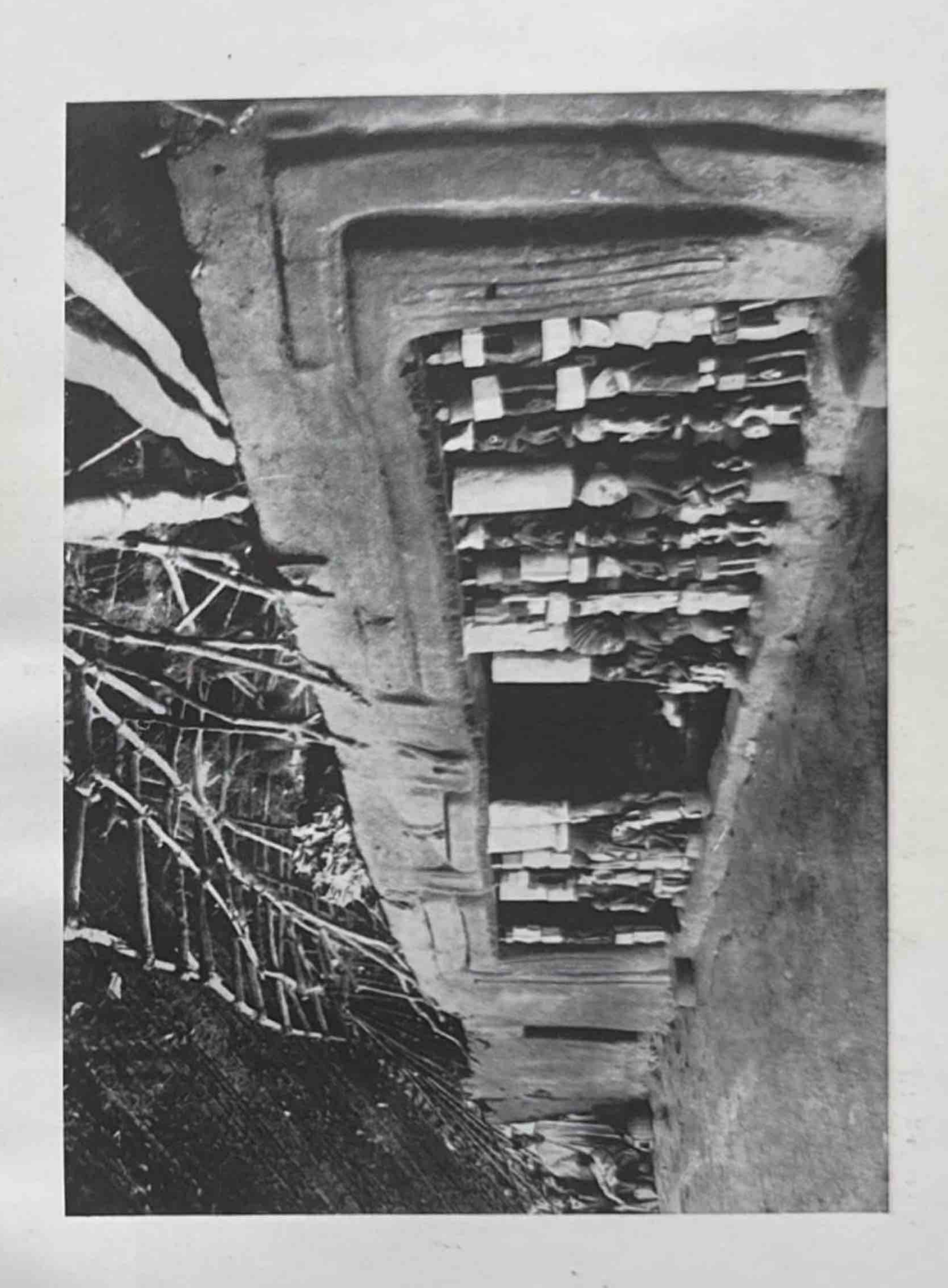
TAFEL 181

Westafrikanische Holzschnitzerei im Loangogebiet nördlich der Kongomündung. Grabtempel, Plastik übereinander gereihter Figuren. Photo unbekannter Herkunft



TAFEL 182

Westafrikanische Holzschnitzerei im Jorubaland. Schangotempel in Ibadan. Plastik nebeneinander gereihter Figuren. L. Frobenius phot. DIAFE 1910



TAFEL 183

Westafrikanische Holzschnitzerei. Tür von einem Jorubagehöft mit Darstellungen aus der Mythologie. Figurenplastik in Flächenfüllung. Sammlung der DIAFE 1910



TAFEL 184

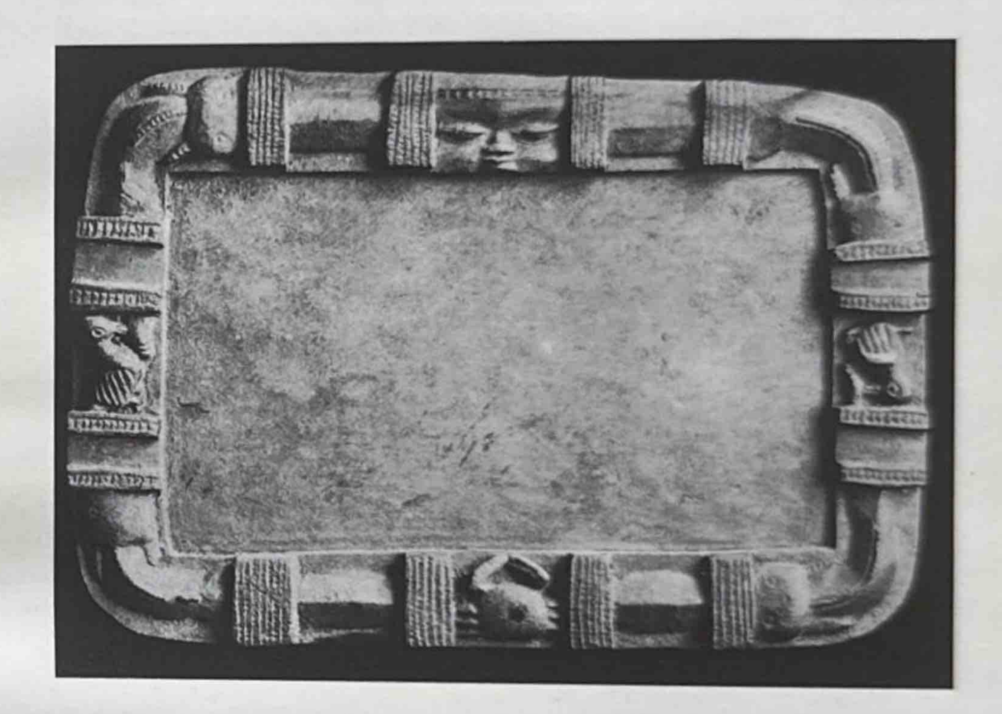
Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Geschnitzte Tempelbretter. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke, Jorubaland





TAFEL 185

Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ifabrett. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke im Jorubaland. Figural-massig ausdrucksvolle Stilvariante. Typus der Kopfform und Haltung vergl. Tafel 166

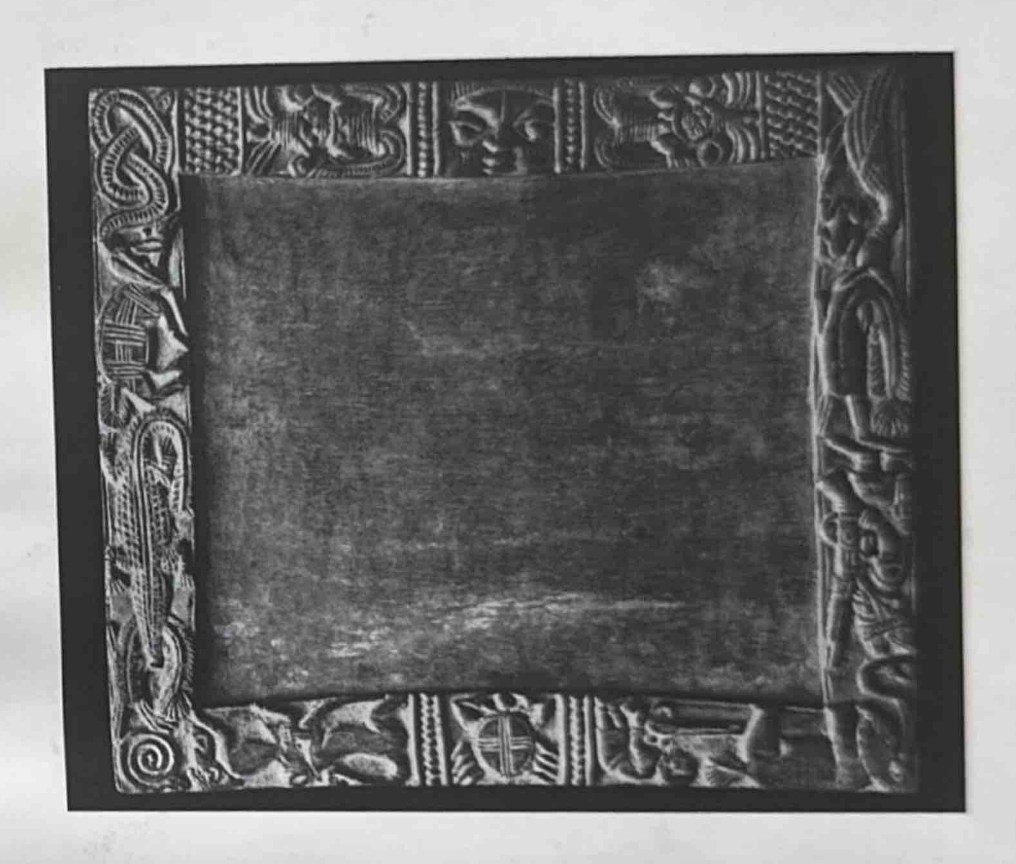


TAFEL 186
Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ifabrett. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke im Jorubaland. Ornamental zierlich gliedernde Stilvariante



TAFEL 187

Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke im Jorubaland. Zumal ornamental prunkhafte Stilvariante

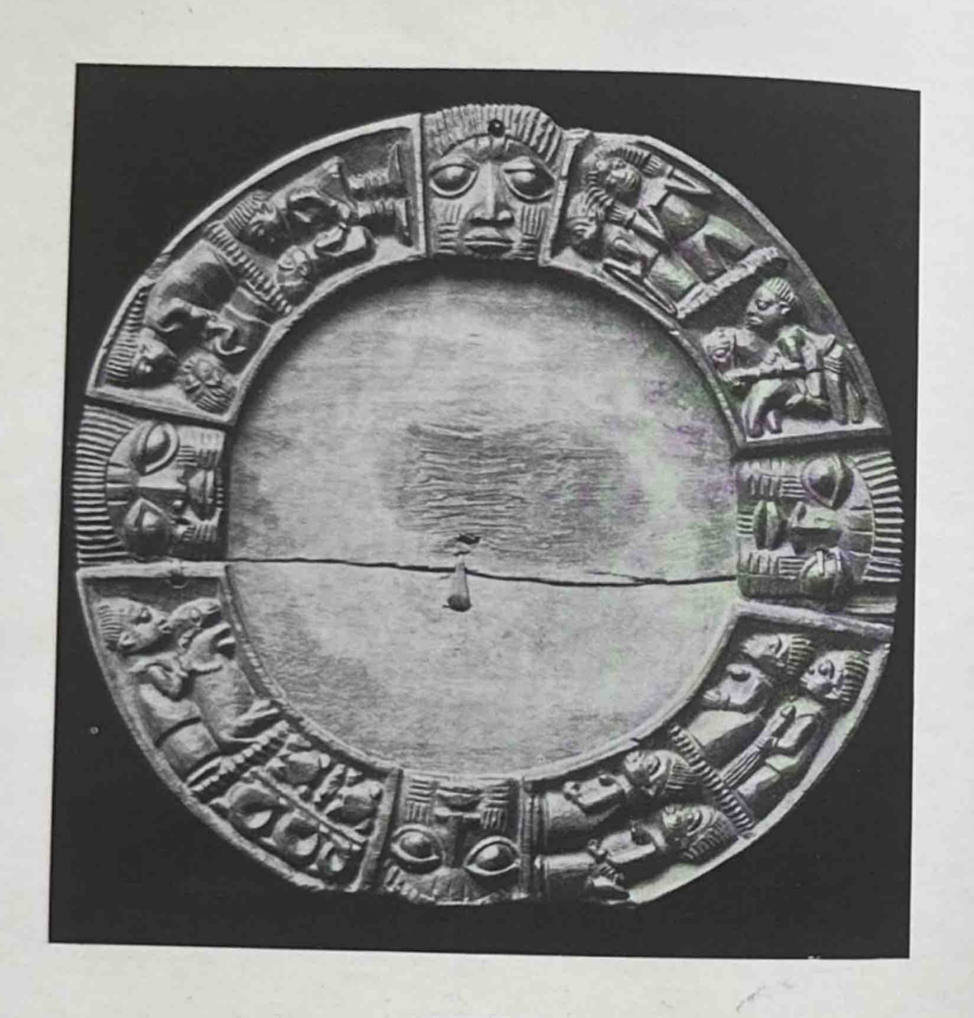


TAFEL 188
Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke im Jorubaland. Zumal figural prunkhafte Stilvariante

TAFEL 189

Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke.
Ifabrett. Die sechzehn Himmelsgötter, dargestellt als Tauben





TAFEL 190

Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ifabrett. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke im Jorubaland. Besonders klare Gliederung nach den vier Himmelsgegenden und entsprechend der Symbolik der Götter



TAFEL 191

Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ifabrett. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke im Jorubaland. Beachtenswert die vier alten Götterpaare in der Verschlingung der Urmythe

TAFEL 192

Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ifabrett. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke im Jorubaland. Figural-massig ausdrucksvolle Stilvariante



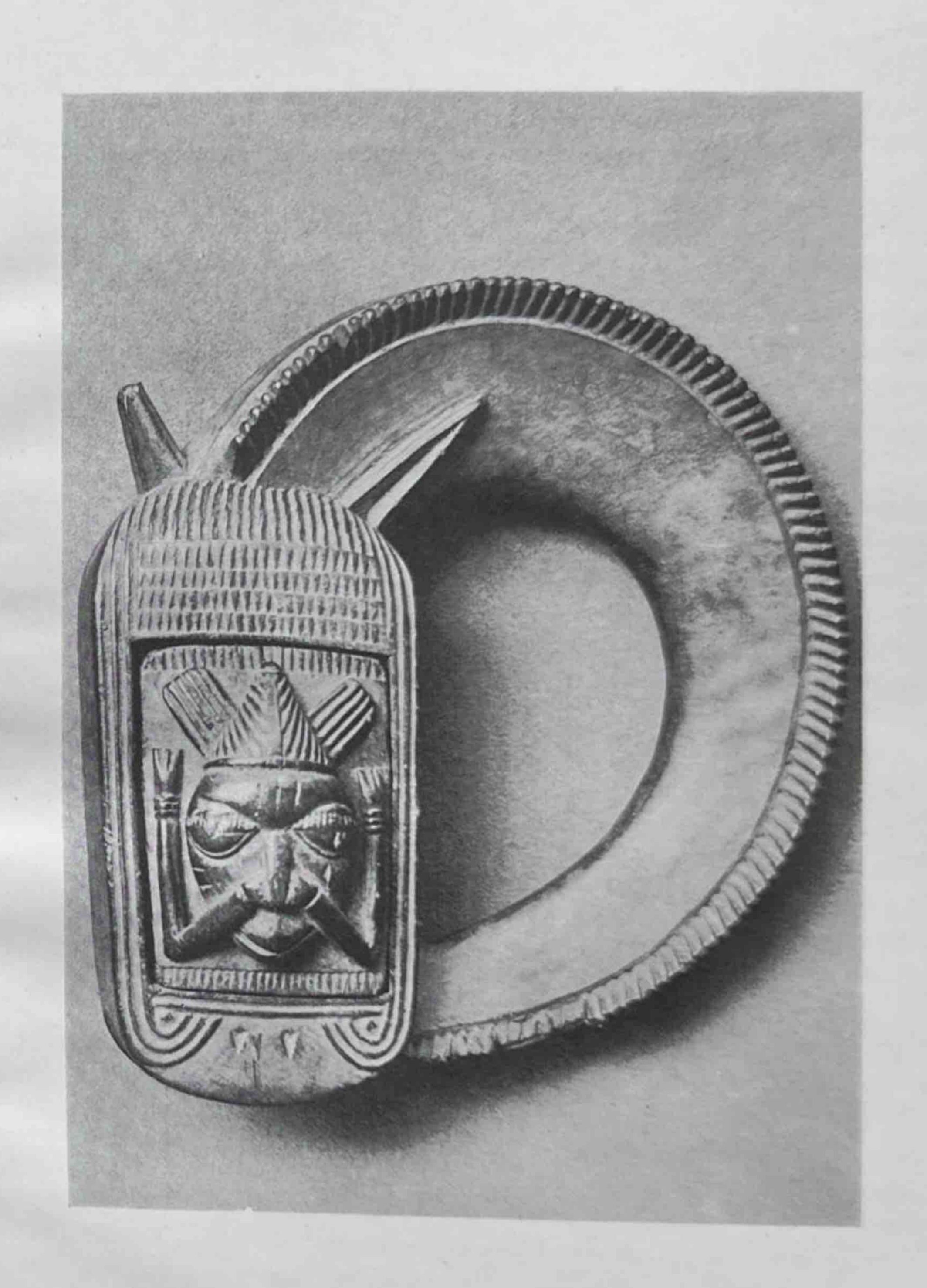
TAFEL 193

Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke im Jorubaland. Vielleicht eine Stuhllehne. In der Mitte das Bild des Sonnengottes



TAFEL 194

Alte westafrikanische Holzschnitzerei aus dem Jorubaland. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke. Holzgefäß in Form eines Fisches. Der Deckel ein Wasserdämon



INHALT

„DIE EWIGEN WEGE“ IX

I. AFRIKA ALS EINHEIT

Der erwachende Erdteil 3. Drei Erdteile 4. Europa als Beschauer 5. Das beschaute Afrika 6. Betrachtungswandel 6. Vordem und heute 7. Die erste Erschließung Afrikas durch Asien 9. Die Auswirkung Altasiens in Afrika 12. Die zweite Erschließung Afrikas durch Europa 13. Die Durchdringung Afrikas durch Jungeuropa 16. Die geschichtlichen und natürlichen Grundlagen der afrikanischen Kulturen 18

II. SAHARA

Stein, Natur, Kultur 23. Steinzeit 25. Steinzeitliche Kunst 27. Saharische Steinzeitfunde 30. Natur, ein Tempel 33. Der widderköpfige Sonnengott 36. Das hamitische Mutterrecht 41. Wegsickerung und Grenzen der hamitischen Kultur 44. Die graphische Kunst der Afrikaner 50. Das Haus des Todes in der hamitischen Kultur 52. Die Wohnstätte der Lebenden 55. Die Seele der Steinzeit 61

III. ZEGA

Mutter Erde 67. Tellurische und chthonische Kultur 69. Das metaphysische Wesen der tellurischen Kultur 71. Die Gestaltung der Materie in der chthonischen Kultur 74. Fruchtbarkeit, Blüten und Rhizome 78 (1. Beispiel. Die hamitisch-chthonische Architektur 81; 2. Beispiel. Die äthiopisch-tellurische Architektur 88; 3. Beispiel. Die syrtische Architektur 93). Der Reichtum der syrtischen Burgarchitektur 100. Die Formwelt des Tones und Lehmes 103. Architektur in Schichtung und Wesen der Kultur 109. Tempel als Bauwerke 110. Das hohe Lied vom Helden 120

IV. HYLÄA

Holz und Hyläa 127. Die Hyläa als Zufluchtsstätte 130. Die Wellen von Osten. Erythräische Kultur 132. Die Welle von Westen. Die atlantische Kultur 135. Stilbildung in Afrika 140 (1. Der Stil der ostafrikanischen Plastik 141; 2. Der Stil der westafrikanischen Plastik 146). Die Tiefe der ägyptischen Plastik 153. Die Tiefe der kleinafrikanischen Plastik 156. Die Tiefe mediterraner Reliefkunst 162. Die Tiefe der westafrikanischen Plastik 164. Das Ausleben der atlantischen Kunst 170. Die Welt als Tempel 174

VERZEICHNIS DER TAFELN

SAHARA

1—9 Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika
1 Der Zeichenberg bei Zenaga im marokkanisch-algerischen Grenzgebiet
2 Felsgravierungen bei Ksar Amar im Sahara-Atlas Vierfarbendruck
3 Felsgravierung bei Ain Safsaf im Sahara-Atlas
4 Felsgravierung bei El Korema im Sahara-Atlas
5 Felsgravierung bei Enfuss im Sahara-Atlas
6 Felsgravierung bei Ksar Amar im Sahara-Atlas
7 Felsgravierung bei Ain Gudeja im Sahara-Atlas
8 Felsgravierungen bei Djebel Bes Seba im Sahara-Atlas. Vierfarbendruck
9 Die eingestürzte Felskante bei Taghit-Süd
10—13 Weiterbildung der Steinzeitkunst in Afrika
10 Gravierungen auf den Tempelwänden von Philä in Ägypten
11 Darstellungen in den überhängenden Felsen der Homburiberge im Nigerbogen
12/13 Felszeichnungen der Buschmänner Südafrikas
14—15 Zur Geschichte der Zeichenkunst in Afrika
14 Teile aus dem ägyptischen „Papyrus der Dame Herub"
15 Zeichnungen von Kabylen als Illustrationen zu ihren Erzählungen
16—22 Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika
16 Lage der Packbautumuli am Horizont
17 Steinzeittumulus zwischen Mograr und Medauar im Sahara-Atlas
18 Geöffneter Steinzeittumulus mit stehendem Steloid bei Fugani
19 Geöffneter Steinzeittumulus mit kleiner Leichensteinkiste
20 Schichtbauweise
21/22 Standbauweise
23—26 Altgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika
23 Der Medracen
24 Kbur Rumia
25 Kante des Medracen
26 Die größte noch stehende Stockwerkstele in Aksum, Nordabessynien
27—28 Hamitische Wohnbauten
27 Zelte der Nomaden der nubischen Wüste
28 Zelte der Nomaden der algerischen Küste
29—32 Hamitische Wohnweise. Oasenwirtschaft
29 Staubecken
30 Kanäle über eine Straße geführt
31/32 Konstruktion der Hallen des unterirdischen Kanalsystems
33—36 Landschaft des hamitischen Wohnbaues
33 1. Die Hammada, Taghit, Südmarokko
34 Die Oase im Tal, am Rande der Hammada
35 2. Der Erg. Oase Taghit
36 Die Oase am Fuße des Erg
37 Hamitische Wohnbauten. Typische dunkle, halbunterirdische Straße in Ziban, südliches Algerien
38—39 Hamitische Oasenorte
38 Durchblick zu einem offenen Platz in Figuig
39 Dunkle Straße in Figuig
40—41 Hamitische Wohnbauten. Wabenbau
42—45 Hamitische Bauweise
42 Speicherturm in der Oase Tolga
43 Burgbau an den Abhängen der Hammada in Taghit
44/45 Speicherbauten am Felsabhang im Bassira, Aures
46—48 Hamitische höhere Architektur
46 Der Marktplatz zu Uled Djellal in Südalgerien
47 Haus in Tauzeur
48 Gebäude des Kadi in Figuig
49—53 Moscheebauten Kleinafrikas
49 Holzarchitektur der Moschee von Tiut im Aures
50 Inneres der Moschee von Uled Djellal
51 Die Trümmer der Moschee von Mansura bei Tlemcen
52 Das Portal des Minarets der Moschee von Mansura
53 Schnitzereien am Mimbar der großen Moschee von Kairuan in Tunis
54—56 Arabische Baukunst in Nordafrika
54 Höhepunkt des Impluvialbaues in Algerien
55 Inneres eines arabischen Hauses in Cairo
56 Wandbekleidung eines arabischen Hauses in Cairo
57/58 Fremde Kunst auf kleinafrikanischem Boden. Fabrikstempel der Mützenmacher in der Stadt Tunis

ZEGA

59—61 Landschaftsbilder aus der Zega
59 Buschsteppe mit Lateritgeröll in Beledugu
60 Freie Steppe bei Sansannu Mangu in Nordtogo
61 Der Nigerstrom, die Steppe nördlich Bamakos durchziehend

62—71 Baustile der Zega
62 Die Tukul bei den Mande im Gebiet des oberen Niger
63/64 Der Tukul und die durch ihn gebotenen Architekturbilder
65 Der Tukul bei den Galla im nordwestlichen Afrika
66 Der Tukul im fürstlichen Gehöft der Bimbila in Nordtogo
67 Der Tukul als fürstlicher Bau in Kaffa, Nordostafrika
68 Der Tukul als fürstliches Gebäude bei den Kanioka im südlichen Kongo-Sankurrubecken
69 Flachbauten der Bamana in Kumi
70 Flachbauten der Bamana bei Segu am Niger
71 Flachbauten in Agbafo im südlichen Togo
72—76 Der Lehm in der Architektur der Nordafrikaner
72 Ofen mit Lehmschrank der Tigreleute in Hamassen, Nordabessynien
73 Schlafbecken der Fellachen von Theben in Ägypten
74 Krugbank in einem Hause der Kabylen im algerischen Gebirge
75 Urnenbank über dem Viehstall im Hause der Kabylen
76 In Relief verzierter Lehmspeicher in einem Hause der Schauja zwischen Kabylie und Aures. Farbendruck
77 Der Lehm in der Architektur des syrtischen Kulturkreises. Mit Relief geschmückte Fassade des Priesterhauses in Kani Kombole des Tombe-Habe-Gebietes
78—95 Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan
78/79 Burgen der Tamberma im nördlichen Togo
80/83 Burgen der Ssola im nördlichen Togo
84 Burg der Gurunsi im zentralen Voltabecken
85 Eingang in eine Burg der Gurunsi
86 Auf den Dächern einer umfangreichen Burg der Gurunsi
87/90 Burgen der Gurunsi im zentralen Voltabecken
91 Bilder aus dem Formreichtum des Burgbaues der Gurunsi
92 Burg der Gurunsi im zentralen Voltabecken
93 Inneres eines Hauses in Djenn am englischen Benue. Farbendruck
94 Lehmplastik und Wandbemalung im Farotale des nördlichen Kamerun
95 In Lehm aufgeführte und bemalte Zwischenwände. Farotal im nördlichen Kamerun
96—102 Architektur der Städte des Sudan
96 Die ursprünglichen Hausformen der Stadt Timbuktu
97 Die junge Luftziegelbauweise in Timbuktu
98 Straßenbild in Bamako am Niger
99/100 Straßenbild in Djenne am Niger-Bani
101 Der Tukul als Fürsten- und Torhalle
102 Inneres einer Katamba in Bida, Nupereich. Farbendruck
103—107 Tempelbau im Sudan
103 Alte Formen des syrtischen Kulturkreises. Tempel des Warabundes in Sangaradugu
104 u. 105 Alte Formen des syrtischen Kulturkreises. Tempel des Konebundes
106 Alte Formen des syrtischen Kulturkreises. Tempel des Djarrabundes der Pomporo in Fugula, Banigebiet
107 Die christliche Kirche von Zazega im nördlichen Abessynien
108—110 Altes Christentum in Afrika
108 Das Tabot oder Allerheiligste aus einer Kirche Abessyniens
109 Silberne Trommel aus einer abessynischen Kirche
110 Das christliche Kreuz als Symbol alter Dynastien in Nupe, Zentralsudan
111—116 Tempelbauten im Sudan
111 Islamische Moschee in Kete Kratschi, westlich Zentraltogo
112 Islamische Moschee in Sansannu Mangu, Nordtogo
113 Islamische Moscheen im Westen des Sudan
114 Moscheen am oberen Niger. Fassade der Moschee von Nyamina
115 Die größte unter den Moscheen jener Länder in Timbuktu, erbaut 1355 nach Chr.
116 Inneres der Dingiray Beer in Timbuktu
117/118 Spuren alter Kulturwanderungen im Sudan. Altnupische Metallgefäße in Treibarbeit aus dem fünfzehnten Jahrhundert

HYLÄA

119—121 Landschaftsbilder der Hyläa
119 Mächtige Hauptader der Entwässerung. Mündungslauf des Kongo
120 Windbruch am Rande des Urwaldes im nördlichen Liberia

121 Von Elefanten im Palmwald ausgebrochene Straße
122—133 Bauweisen in der Hyläa
122 Dorf der Pygmäen mit Bienenkorbhütten im Kongogebiet
123 Lianenbrücke über den St. Paul River im Urwald Liberias
124 Pfahlbauten der Bakete in den Galeriewaldungen des Kassai-Lufudi im südlichen Kongobecken
125/126 Pfahlbauten der Lufudi-Bakete
127 Pfahlbauten der Bajansi-Urwaldstämme im südlichen Kongo-Kassaibecken
128/130 Der einfache Kastenstil
131/133 Der entwickelte Kastenstil mit Lehmwänden
134—148 Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden
134 Kopf der altägyptischen Holzstatue genannt Scheik el beled
135 Kopf der altägyptischen Kalksteinstatue des Prinzen Rahotep
136 Statue des Prinzen Merenzê
137 Altägyptischer Kalksteinkopf aus der Zeit Amenophis IV.
138 Terrakottamaske als Grabbeigabe in Karthago
139/141 Terrakottamasken als Grabbeigaben in Karthago aus der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr.
142/148 Kunstblüte des atlantischen Westafrika im ersten Jahrtausend v. Chr.
149 Messinggelbguß Benin, Leopardenkopf
150 Hölzerne Gesichtsmaske, Loango-Ogowe, Westküste
151 Hölzerne Gesichtsmaske der Kioque im südlichen Kassaigebiet
152 Hölzerner Kopf der Bangere
153 Hölzerne Kopfmaske der Bankom. Balihochland
154 Hölzerne Gesichtsmaske aus Nordwestkamerun. Bametta
155 Hölzerne Gesichtsmasken der Mpassa, eines Bassongostammes im Lomamigebiet
156 Holzbecher der Bakuba (zentrales Kongobecken und zwar Kassai-Sankurrugebiet)
157 Holzbecher der Bakuba (Kassai-Sankurrugebiet)
158 Holzgefäß der Bakuba (Kassai-Sankurrugebiet)
159 Holzfiguren aus dem nordwestlichen Kamerun, Bakowen
160 Holzfiguren aus dem Sankurru-Lomamigebiet von den Bassonge Lupungus
161 Holzfigur aus dem Benguela-Hinterland
162 Holzfigur aus Urua (Kongoquellstromgebiet)
163 Holzfigur von Moero-See (Kongoquellstromgebiet)
164 Holzfigur. Der Reichsgründer oder Reiterheilige der Yoruba
165 Holzfigur der Bena Lulua im Kassai-Luluagebiet
166 Holzfiguren der Bagos an der franz. Guineaküste
167 Holzfigur der Mangbattu im nordöstlichen Kongobecken
168 Tanzfigurenpaar aus dem Kam-Tal, Nordwestkamerun; von vorn und von hinten
169 Tanzfigurenpaar aus dem Kam-Tal, Nordwestkamerun; von vorn und von hinten, umgekehrt gegen Tafel 168
170 Holzgefäß der Tomma-Habe im Nigerbogen; auf dem Deckel ein Figurenpaar
171 Holzfiguren der Bari am Nil. Als Ahnenfiguren erklärt
172 Hölzerne Särge in Menschengestalt der Wangata an der Mündung des Tschuapa-Buosera in den Kongo
173 Hölzerne Figuren. Das östlichste Vorkommen auf nordafrikanischem Boden. Grab mit Denkmälern aus Wollamo, Ometogebiet
174 Ältester ägyptischer Stil in der Figurenplastik. Kalksteinfigur aus dem vierten Jahrtausend v. Chr.
175 Westafrikanische Elfenbeinschnitzereien des Yorubalandes
176—180 Westafrikanische Elfenbeinschnitzereien
176 Amulette, Kongogebiet
177 Amulett in Gestalt eines Wasserdämonen
178 Figurale Darstellungen auf dem Backenzahn eines Elefanten
179/180 Armmanschette in durchbrochener Arbeit
181 Westafrikanische Holzschnitzerei im Loangogebiet nördlich der Kongomündung. Grabtempel
182 Westafrikanische Holzschnitzerei im Yorubaland. Schangotempel in Ibadan
183 Westafrikanische Holzschnitzerei. Tür von einem Yorubagehöft mit Darstellungen aus der Mythologie
184—193 Alte westafrikanische Holzschnitzereien
184 Geschnitzte Tempelbretter
185 Ifabrett. Figural-massig ausdrucksvolle Stilvariante
186 Ifabrett. Ornamental zierlich gliedernde Stilvariante
187 Sowohl figural wie ornamental prunkhafte Stilvariante
188 Ifabrett. Figural-prunkhafte Stilvariante
189 Ifabrett. Die 16 Himmelsgötter, dargestellt als Tauben
190 Ifabrett. Besonders klare Gliederung nach den vier

Himmelsgegenden und in der Symbolik der Götter
191 Ifabrett. Beachtenswert die vier alten Götterpaare in der Verschlingung der Urmythe
192 Ifabrett. Figural-massig ausdrucksvolle Stilvariante
193 Vielleicht eine Stuhllehne. In der Mitte das Bild des Sonnengottes
194 Alte westafrikanische Holzschnitzerei aus dem Yorubaland. Holzgefäß in Form eines Fisches. Der Deckel ein Wasserdämon

VERZEICHNIS DER TEXTABBILDUNGEN

Felszeichnung von Tiut 23
Felszeichnungen des westeuropäischen Paläolithikums 29
Zeichenberg und Tumuli östl. von Zenaga . . 32
Zeichnungen eines Mussonge 51
Originalzeichnungen eines Kabylen 53
Steinmonumente in Afrika 55
Ruinen des süderythräischen Kulturgebietes . . 57
Kleinafrikanische Bewässerungsanlagen . . 59, 60, 62
Sippenburg der Tusia 67
Hamitische Kreuzkelleranlagen 82
Gehöft V zu Figuig (Abidad) 83
Gehöft IV zu Figuig (Hammam) 85
Wabenbau der Matamata (Süd-Tunis) I und II 86, 87
Reste des äthiopischen Pfahlbaues 89
Schillukweiler 91
Kreuzkellerbauten im syrt. Kulturgebiete des Sudan 92
Burg der Ssola. Vertikalschnitt und Grundriß . 95
Burgenarchitektur im Voltabecken 97
Burg der Somolo im Gebiet der schwarzen Volta (Grundriß und Horizontalschnitt) 98, 99
Sippengebäude der Bobo bei Diulassu . . . 99, 100
Lehmplastik als Mauerschmuck des syrtischen Kulturkreises 101, 103, 104, 105
Lehmplastik als stilbildende Vorbedingung des Kuppelbaues 106, 107
Auf dem Dach einer Burg im Gurunsiland . . 108
Tambermaburgen (nördlich Togo) 108
Lehmplastik in der Architektur des syrtischen Kulturkreises 111
Tempelbau im Sudan: Die Moschee Sankore 112, 113; Grundriß der Moschee in Sankore 114; Die christliche Kirche von Zazega . . 115
Tempelbau im syrtischen Kulturkreis 117
Byzantinische Kunst in Afrika 118, 119
Die monumentalen Grabbauten des syrtischen Kulturkreises 121, 122
Epigonenkunst der atlantischen Kultur in Yoruba 127
Schematische Darstellung eines Yorubagehöftes 137
Die heiligen Symbole des Kultus der Mambila im nördlichen Kamerun 143
Heilige Figuren der Tschamba in Adamaua . . 145
Epigonenkunst der atlant. Kultur in Yoruba 146—152
Sockelartige Götterstühle 153
Urne mit figürlichen Darstellungen des Schango-Kultes 153
Epigonenkunst der atlantischen Kultur in Yoruba 155, 157
Nasenwangenschnitt-Tätowierung 160
Stirnkreis-Tätowierung 161
Relief aus dem Abri von Laussel und Reliefs vom Priestergebäude in Kani Kambole 163
Terrakottenfunde aus Ife im Yorubaland . . . 165
Steinarbeiten aus dem alten Ife 166, 168, 169
Das Ohr als Beleg der Naturbeobachtung und Ursprünglichkeit 171
Das Ohr als Beleg des fortgesetzten Kopierens ohne Naturbeobachtung 171
Geschnitzte Türen aus dem Senufo-Pomporogebiet 173
Steinarbeit aus dem alten Ife 175

VERZEICHNIS DER KARTEN

1.—3. Die Kulturbewegungen im Mittelmeer. In der Steinzeit. In der Bronzezeit. Bedeutung für Afrika S. 3
4.—6. Die süderythräische Kultur. Das Ruinengebiet. Größte Ausdehnung. Berührung mit anderen Kulturen S. 9

7.—9. Die norderythräische Kultur. Das Ruinengebiet. Größte Ausdehnung. Berührung mit anderen Kulturen S. 11
10.—12. Die syrtische Kultur. Das Ruinengebiet. Größte Ausdehnung. Berührung mit anderen Kulturen S. 15
13.—15. Die atlantische Kultur. Das Ruinengebiet. Größte Ausdehnung. Berührung mit anderen Kulturen S. 17
16.—18. Die hamitische Kultur. Die Frau ledert. Die Frau baut das Zelt. Melken mit der Kalbspuppe S. 45
19.—21. Lagerung der hamitischen Kultur, Zweiteilung. Waffe. Tracht. Siegeszeichen S. 47
22.—24. Lagerung der hamitischen Kultur, Dreiteilung. Sprachen. Rassenmerkmal. Felsbilder S. 49
25.—27. Tellurisch-äthiopische Kultur, Patriarchat. Brautraub. Jungfernmißachtung. Weib als Sippenbesitz S. 73
28.—30. Chthonisch-hamitische Kultur, Matriarchat. Zweikampf. Jungfernschaft. Frauenfreiheit S. 75
31.—33. Chthonisch-hamitische Kultur, Architektur. Erdbett. Erdofen. Erdgrubenspeicher S. 79
34.—36. Tellurisch-äthiopische Kultur, Architektur. Pfahlbett. Pfahlrostspeicher. Pfahlbauwohnung S. 81
37.—39. Der Lehm in der syrtischen Kultur. Burgbau. Speicherurnen. Urnenbestattung S. 93
40.—42. Die 4 in der syrtischen Kultur. 4 Ganggräber. 4 Torstädte. 4 als Ausduck des Weiblichen (3 als der des Männlichen) S. 123
43.—45. Die alterythräische Kultur. Baubaurauchpfeife. Echarpe Bogen. Hölzerne Schlitzpauke S. 129
46.—48. Die mittelerythräischen Kulturen. Der Hase als Fabelheld. Kegeldachhütte. Beamtentetrarchie S. 131
49.—51. Die atlantische Kultur. Dörr- und Sargbestattung. Frontale Bogen. Frau flicht S. 135
52.—54. Gesichtstätowierung. Syrtisch: Nasenwangenschnitte. Alterythräisch: Kreise und Halbkreise. Atlantisch: Mundwinkelstrahlen S. 159

SACHREGISTER

Ägäische Kultur: s. Kultur, Ägäische.
Ägyptische Kultur: s. Kultur, Ägyptische.
Allegorie: Ausdruck der chthonischen Kultur 144.
Alterythräische Kultur: s. Kultur, Alterythräische.
Architektur: der atlantischen Kultur 136 ff. — alte in Nordafrika 59. — Bewässerungsanlage 58 ff. — der chthonisch-hamitischenKultur 69 ff., 81 ff. — Hamitische. Allgemeines 55 ff. — der syrtischen Kultur 93 ff., 100 ff., 109. — der tellurisch-äthiopischen Kultur 69 ff., 88 ff., 93/4
Äthiopische Kultur: s. Kultur, Äthiopische.
Atlantische Kultur: s. Kultur, Atlantische.
Beharrung als Grundwesen Afrikas: 6, 13, 68. — in der Stilbildung 141. — zumal in Ägypten 154.
Chthonische Kultur: s. Kultur, Chthonische.
DIAFE: heißt Deutsche Innerafrikanische Forschungsexpedition.
Entelechie der Polarität: in der Kultur 78. — Ausdruck in der Architektur 94 ff.
Erde in Natur und Kultur: 67 ff. — Kulturpolarität 78.
Etruskische Kultur: s. Kultur, Etruskische.
Garamantische Kultur: s. Kultur, Garamantische.
Glyptik: s. Plastik.
Grabbauten: 52 ff. — in der syrtischen Kultur 122 ff.
Graphik: in Afrika 28, 30. — Afrikanische,

Werdegang 44 ff., 50 ff. — Bedeutung 34 ff. — Beschreibung 30 ff. — der Buschmänner 45 ff. — zur hamitisch-matriarchalischen Kultur gehörig 41 ff., 47, 119. — der Steinzeit 27 ff. — der Urzeit 27 ff. — Werdegang 44 ff., 50 ff.

Hamitische Kultur: s. Kultur, Hamitische.

Höhlengefühl (vgl. „Paideuma" 40 ff., 90 ff.) der chthonischen Kultur 69 ff. — in der hamit. Architektur 70, 81 ff., 110, 120.

Hyläa: westafrikanische geschlossene, Urwald 19, 68. — Kulturbedeutung der Hyläa 125 bis 175. — Kunst der atlantischen Hyläa 141, 146 ff., 152 ff. — Verweichlichung 68. — als Zufluchtsstätte 130 ff.

Imaginative Natur der tellurischen Kultur 142.

Kaschitische (kuschitische) Kultur s. Kultur, Kaschitische.

Kulturbeziehung zur Umwelt: zur Erde 67 ff.; Kulturpolarität 78. — zur Pflanze und zum Holz: Feldbau in der tellurisch-patriarchalischen Kultur 71 ff.; Kulturerhaltung 127 ff., 172. — Polarität: chthonische 67 ff., 78 ff.; in Afrika hamitische 71, 74 ff. — zum Stein 23 ff., 26; in der hamitischen Kultur 54/5, 60—62; Kulturerhaltung 127. — tellurisch 67 ff., 78; in Afrika äthiopisch 71; Vereinigung beider und höhere Kultur 80. — zum Tier: hamitisch 56; Viehzucht in der chthonisch-matriarchalischen Kultur 74 ff.

Kultur, Ägäische: Architektur 58.

Kultur, Ägyptische: Ammonsdienst 40. — Beziehung zur kaschitischen resp. zur ägäischen Kultur 58, 134. — Grabbauten 54. — Plastik 141, 145, 153 ff.

Kultur, Alterythräische: Alter und Wesen 80, 131. — Karten 129, 159. — Tätowierung 160/1, 168.

Kultur, Äthiopische: Architektur 69/70, 88 ff., 93/4, 131. — Beschreibung der äthiopisch-patriarchalisch-tellurischen Kultur 69/70, 71 ff., 75, 133. — Feldbau 71 ff. — Graphik und Glyptik 50, 60. — Imaginativ 141; Symbolik 142. — Karten 73, 81. — Tellurische Eigenart 69 ff. — Die „unsträflichen Äthiopier" 19.

Kultur, Atlantische: Alter 10/11. — Architektur 136 ff. — Karten 3, 17, 135, 159. — Plastik 140, 141, 146, 146 ff., 164 ff., 170 ff. — Symptome 138. — Templare Religion 135 ff., 148 ff., 174/5. — Ufa-Uphas 137. — Uphas-Periode 138, 161/2, 168, 170. — Wesen 80.

Kultur, Chthonische: (dem Wurzelpol entsprechend) 67 ff., 78. — in Afrika hamitisch 71. — Allegorie als Ausdruck 144. — Chthonisch-hamitische Kulturumschreibung 74 ff. — als Entelechie 78. — Magie als Wesen 72, 116. — „Wahl"prinzip 76 ff. — Das Wesen der chthonischen Kultur 70.

Kultur, Etruskische: 138/9.

Kultur, Garamantische (syrtischer Kulturkreis): Karten 3. — Wesen 11.

Kultur, Hamitische: Allegorisch 144. — Architektur 70, 81 ff., 110, 120. — ihre Bewegung 44 ff. — chthonische Grundidee 70 ff. — Gliederung 47 ff. — Graphik und Felsbildnerei 41 ff., 47, 119. — Karten 45, 47, 49, 75, 79. — das hamitische Matriarchat 41—44. — Sonnendienst der hamitischen Kultur 40; Gott Min 40. — Spirituell gestaltend 75. — Umschreibung der matriarchalisch-chthonischen Kultur 74 ff. — Viehzucht der hamitischen Kultur 56.

Kultur, Kaschitische (kuschitische) (norderythr. Kulturkreis): Alter und Wesen 12, 153/54. — Beziehung zu Ägypten 58, 153 ff. — Einfluß auf Afrika 134. — Karte 3.

Kultur, Mittelerythräische (Gemeinsamkeit nord- und süderythräischer Kultur): Alter 132 ff. — Karten 3, 131. — Lebens- und Kunstform, hart, herb, starr 134. — Plastik 141 ff. — Staatsform 133. — in der Uphas-Periode 170. — Wesen und Symptome 80, 132.

Kultur, Norderythräische: Alter 11/2. — Karten 3, 11. — Lehm 105. — Wesen 80.

Kultur, Süderythräische: Alter 11. — Karten 3, 9. — Wesen 80.
Kultur, Syrtische: Alter 11/12, 120 ff., 162. — Architektur 93 ff., 100 ff., 109. — Bardengesang 123/4. — Grabbau 122 ff. — Karten 3, 15, 93, 123, 159. — Tätowierung 158. — in der Uphas-Periode 170. — Wesen 80.
Kultur, Tellurische (dem Keimpol entsprechend): 67 ff. — in Afrika Äthiopen 71. — als Entelechie 78. — Mystik als Wesen 72, 116. — „Ordnungs"prinzip 77. — Symbol als Ausdruck 72, 116, 142. — Tellurisch-äthiopische Kulturumschreibung 71 ff. — Das Wesen der tellurischen Kultur 69 ff., 78.
Kulturformen: Bestimmend die Aufnahmefähigkeit 52, 78, 119. — historische Kulturen vgl. unter alterythräische, atlantische, mittelerythräische, norderythräische, süderythräische und syrtische Kultur. — Hochkulturen und Tiefkulturen im Süden 109, 133. — Höhere und niedere 79, 80. — Matriarchalische auch unter patriarchalischem Mantel weiterlebend 43. — Prädisposition 140. — Urkulturen vgl. unter äthiopische und hamitische Kultur.
Kulturkreis, Süderythräischer (Ophirische Kolonialkultur): Karte 3. — Wesen 11.
Magie: Wesensart der chthonischen Kultur 72, 116.
Matriarchat (Urkultur, deren äußerer Ausdruck das Mutterrecht ist): chthonisches Wesen 70 ff. — Beschreibung der matriarchalisch-chthonischen Struktur 74 ff. — in Europa 79. — der hamitischen Kultur 42 ff. — der Kaschiten 154. — Petrographik des M. 41 ff., 47. — Spirituell gestaltend 75. — Weiterleben auch unter patriarchalischem Mantel 43.
Mittelerythräische Kultur: s. Kultur, Mittelerythräische.
Mystik: Wesensart der tellurischen Kultur 72.
Neolithikum: Bedeutung des Tones und Lehmes 103/4. — in Nordwest-Afrika 140, 158/9. — Tätowierung 158.
Norderythräische Kultur: s. Kultur, Norderythräische.
Oase: ihre Bedeutung für die Kultur 56 ff.
Ophirische Kolonialkultur: s. Kulturkreis, Süderythräischer.
„Ordnungs"prinzip: als Gesetz der patriarchalisch-tellurischen Kultur 77.
Paideuma: Entelechie 78, 80. — Organische Natur 80. — Ausdrucksformen 110.
Paläolithikum: Kulturstellung 10. — Kunst des P. 27 ff., 162.
Patriarchat (Urkultur, deren äußerer Ausdruck das Vaterrecht ist): Aktivität 43. — in Europa 79. — Imaginativ 142. — auch als Mantel über dem Matriarchat 43. — Mystik 72. — Symbolik 72, 74, 116, 142. — Tellurisches Wesen 69 ff. — Umschreibung der patriarchalisch-tellurischen Struktur 71 ff.
Pendelbewegung der Kultur: Karten 3. — West-Ostpendel 10, 13, 40, 58/9, 164. — Ost-Westpendel 10, 14, 58/9, 140, 164. — Pendel Nord-Süd; Süd-Nord? 164.
Pflanze und Kultur: Feldbau in der tellurisch-patriarchalischen Kultur 71 ff. — Holz und Kulturerhaltung 127 ff., 172.
Plastik: ägyptische 141, 145, 153 ff. — kleinafrikanische 156 ff. — Erste Entstehung 155, 164. — Glyptik und ihre Priorität vor der Graphik 27 ff. — Naiv oder degeneriert 170 ff. — Der Neger als Plastiker 50. — ostafrikanisch-erythräische 141 ff., 145, 152. — westafrikanisch-atlantische 140, 141, 146, 146 ff., 164 ff., 170 ff.
Polarität der Kultur (chthonische und tellurische Kultur) 67 ff., 70, 80.
Rhizome: höhere Kulturen homolog kriechenden Rhizomen 80/1.
Sahara: nordafrikanisches Wüstengebiet 19, 67/68. — Bewässerungsanlagen in der S. 58 ff. — chthonische Kultur in der S. 70. — Erziehung zur Stärke 68. — Klimawechsel 33/4, 56. — Kulturbedeutung der Oase 56 ff. — Kul-

turbedeutung der S. 21—64. — Steinzeitkunst in der S. 30 ff.
Spirituell gestaltende Natur der chthonischen Kultur: 75.
Stein: in Natur und Kultur 23 ff. — Steinzeit 25 ff. — Der Stein im Kulturbeginn 26. — Stein in der hamitischen Kunst 54/5. — in der Mythe 60—62. — Stein und Kulturerhaltung 127.
Stil: afrikanischer 4, 13. — ägyptische Stilbildung 154. — glyptisch-plastischer, der äthiopischen Kultur 50, 60. — chthonisch-hamitischer, in der Architektur 70, 81 ff., 110. — Der afrikanische Weg ins Groteske 172. — graphischer, der hamitischen Kultur 41 ff., 47, 119. — ostafrikanisch-erythräischer, hart, herb, starr 134, 141 ff., 145, 152. — Stilbildungen 135, 140 ff. — syrtischer, in der Architektur 93 ff., 100 ff., 109. — tellurisch-äthiopischer, in der Architektur 69/70, 88 ff., 93/4. — westafrikanisch-atlantischer, weich, rundend 141, 146, 146 ff., 152.
Süderythräische Kultur: s. Kultur, Süderythräische.
Symbol als Ausdruck der tellurischen Kultur: 72, 74, 116, 142.
Syrtische Kultur: s. Kultur, Syrtische.
Tellurische Kultur: s. Kultur, Tellurische.
Tier und Kultur: in der hamitischen 56. — Viehzucht und chthonisch-matriarchalische Kultur in Afrika 74 ff.
„Wahl"prinzip als Gesetz der matriarchalisch-chthonischen Kultur 76 ff.
Weitengefühl (vgl. „Paideuma" 40 ff., 90 ff.): in der äthiopischen Kultur 69/70, 88 ff., 93/4. — in der syrtischen Kultur 123. — der tellurischen Kultur 69 ff., 74.
Uphas-Kultur: 138, 161/2. — Uphas-Periode 168. — Kulturbeziehungen in Innerafrika während der Uphas-Periode 170.
Zega: nord-, ost- und südafrikanisches Steppengebiet 19, 68. — Kulturbedeutung der Z. 65 bis 124. — Tellurische Kultur in der Z. 70.

VON LEO FROBENIUS „DAS UNBEKANNTE AFRIKA“ WURDE DER TEXTTEIL IN DER C. H. BECK'SCHEN BUCHDRUCKEREI IN NÖRDLINGEN, DIE TAFELN IN DER KUNSTANSTALT VON MEISENBACH, RIFFARTH & Co. IN MÜNCHEN GEDRUCKT · DIE KLISCHEES WURDEN VON F. BRUCKMANN A.-G. IN MÜNCHEN ANGEFERTIGT · DIE BUCHBINDERARBEITEN BESORGTE DIE GROSSBUCHBINDEREI E. A. ENDERS IN MÜNCHEN · DIE AUSSTATTUNG DES WERKES LAG IN DEN HÄNDEN VON F. H. EHMCKE IN MÜNCHEN

HUNDERTFÜNFZIG EXEMPLARE DES WERKES WURDEN VOM VERFASSER SIGNIERT UND IN GANZLEDER GEBUNDEN

7.6.1923.

VERÖFFENTLICHUNGEN DES FORSCHUNGSINSTITUTS FÜR KULTURMORPHOLOGIE

ATLANTIS

VOLKSMÄRCHEN UND VOLKSDICHTUNGEN AFRIKAS

Herausgegeben von LEO FROBENIUS. 15 Bände

VON DEM UNTERNEHMEN LIEGEN VOR:

BAND I/III

Volksmärchen der Kabylen

1. Weisheit. 2. Das Ungeheuerliche. 3. Das Fabelhafte.
Grundpreis je broschiert 5.—, gebunden 8.50

Diese Bände übermitteln den ersten Einblick in die Kultur der „Kulturlosen". Züge ältester Weisheit erfüllen die Dichtung der Kabylen, des stärksten volklichen Ausdrucks des Berberstammes. Reiner starker Zauber entströmt ihr in bezwingender naturverbundener Menschlichkeit, der Spannweite künstlerischer Formkraft. Eine starke Ausdrucksgewalt erfüllt die Mythen der Schöpfung. Fabel und Märchen werden bald von naiver Schlichtheit, bald von orientalisch buntem Arabeskenreichtum beherrscht. Stoffe, die an Däumling, den gestiefelten Kater und das tapfere Schneiderlein erinnern, bestätigen die überraschende Wesensverwandtschaft mit den germanischen Märchen. Sie erschließen uns die Vorstellungswelt dieses Volksstammes in all ihrer hemmungslosen Phantasiefreudigkeit.

*

BAND IV

Märchen aus dem Kordofan

Erscheint Anfang 1923

Westlich des oberen Nil, dem Tschadsee zu, dehnt sich das Steppenland Kordofan aus. Ein breiter Wanderstrom aus Arabien über das Rote Meer und den Nil her ist zu verschiedenen Zeiten bis hierher vorgedrungen, und demnach schließt sich das geistige Leben vielfach dem des früher so kulturreichen — lag doch hier das Königreich Saba! — Südgebietes der großen Wüstenhalbinsel an. Diese Wanderströmungen müssen seit uralten Zeiten geflossen sein, und die heute in Kordofan eingeheimateten Märchen sind wohl fremd und doch in wohlbekannten Farben gemalt, so daß sich der Gedanke aufdrängt, wir könnten es hier mit etwas wie dem bekanntlich verlorengegangenen 4. Bande von 1001 Nacht zu tun haben.

BAND VI

Spielmannsgeschichten der Sahel

Grundpreis broschiert 5.—
gebunden 8.50

Im nordwestlichen Afrika und westlich des großen Nigerbogens hat sich schon vor unserer Zeitrechnung ein großes staatliches Leben abgespielt, über das nur wenige Nachrichten vorliegen. Im Lichte eines auf innerafrikanischem Boden nicht vermuteten Bardengesanges von ritterlichen Sitten, Kampf und Heldentaten — man kann in der Darstellung der Charaktere nur die Gesänge der Edda gleichwertig danebenstellen — wissen die Spielmannsgeschichten von diesem Leben voll religiöser Tiefe und mythischer Weihe zu sagen. Dieser Band ist der wichtigste, denn er stellt unser Weltbild von afrikanischer Kultur vor ganz neue Probleme.

*

BAND VIII

Erzählungen aus dem Westsudan

Grundpreis broschiert 5.—, geunden 8.50

Diese Volkserzählungen und Fabeln treten den Spielmannsgeschichten (Bd. VI) von den gleichen westsudanischen Stämmen mit einer ritterlichen Kultur zur Seite und schildern ihr in der Natur sich abspielendes Alltagsleben. Hier ist das Leben in Frohsinn und Lachen getaucht, die Dichtung findet ihren schöpferischen Ausdruck in Übertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten, deren bester Nährboden die Tierfabel ist. Reineke und Gierschlung erscheinen als Haupthelden.

Der Grundpreis vervielfältigt mit der jeweiligen Entwertungsziffer des Buchhandels ergibt den Tagespreis

DEM GESAMTPLAN ENTSPRECHEND WERDEN ERSCHEINEN:

V. Sagen und Mythen des Sudans / VII. Die Dämonen des Sudans / IX. Erzählungen aus dem Zentralsudan / X. Die atlantische Götterlehre / XI. Erzählungen aus Oberguinea / XII. Mythen der Kassaiden / XIII. Märchen der Kassaiden / XIV. Tierfabeln der Kassaiden / XV. Regesten

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

VORBEREITETE WEITERE VERÖFFENTLICHUNGEN:

Hadjra Maktuba. Urzeitliche Felsbilder Kleinafrikas mit 160 Tafeln. Kurt Wolff-Verlag, München. Erscheint 1923 / Quellen des Staates. Eugen Diederichs, Jena / Dokumente zur Kulturphysiognomik. Band I: Vom Kulturreich des Festlandes. Band II: Vom Kulturreich des Meeres / Kulturerlebnisse klassischer Afrikaforscher. 12 Bände. Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart